This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

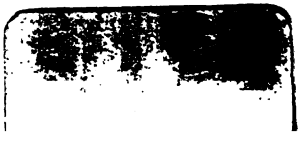
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

329
30.10
WIDENER LIBRARY
HX 3AXM W

Ger 204.30.10

Harvard College
Library

FROM THE FUND BEQUEATHED BY
Archibald Cary Coolidge
Class of 1887
PROFESSOR OF HISTORY
1908–1928
DIRECTOR OF THE UNIVERSITY LIBRARY
1910–1928



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschland und Rom

Ein historischer Rückblick

von

Richard Graf Du Moulin-Eckart
o. Professor der Geschichte an der kgl. Technischen Hochschule zu München

München 1904
J. F. Lehmanns Verlag

Printed in Germany
G. E. Stechert & Co.

Digitized by Google

J. F. Lehmanns Verlag in München.

Englands Politik und die Mächte.

Eine historisch-politische Betrachtung.

Von Dr. Richard Graf Du Moulin-Eckart,
o. Professor der Geschichte an der kgl. Technischen Hochschule in München.
5 Bogen gr. 8°. Preis geheftet M. 1.50.

Der deutsche Süden und die Flotte.

Von Dr. Richard Graf Du Moulin-Eckart,
o. Professor der Geschichte an der kgl. Technischen Hochschule in München.
Preis geheftet 40 Pfg.

Berichte über den Fortgang der
„Los von Rom"-Bewegung.

Herausgegeben von Pfarrer Lic. theol. P. Bräunlich.

Die Berichte über die Fortschritte der „Los von Rom"-Bewegung sollen über diese hochbedeutsame Zeiterscheinung in allen Teilen der Welt fortgehend und zuverlässig unterrichten. Sie wollen zugleich den nach evangelischer Freiheit ringenden Katholiken mit treuem Rat zur Seite stehen und den evangelischen Freunden inn- und außerhalb des Deutschen Reiches zeigen, wie und wo sie ihren Brüdern praktische Hilfe leisten können. Hinsichtlich der **Bewegung in Österreich** wird aus dem in den Händen des Herausgebers befindlichen umfangreichen Aktenmaterial alles, was auf ihren Fortgang Bezug hat, zu den durch den jeweiligen Stand der Dinge selbst gebotenen Zeitpunkten der Öffentlichkeit übergeben werden. Für die **außerdeutschen Länder** sind die besten Kenner der dortigen Verhältnisse für die Mitarbeit gewonnen. Jedes einzelne Heft bildet für sich ein geschlossenes Ganzes. Der Preis der einzelnen Hefte beträgt 60 Pf., bei Bezug der ganzen ersten Reihe von 10 Heften oder der ganzen zweiten Reihe von 10 Heften wird das Heft mit je 50 Pf. berechnet. Die ersten 10 Hefte in einem Band gebunden kosten M. 6.—

Bisher erschienen: I. Reihe:

Heft 1: **Die neueste katholische Bewegung zur Befreiung vom Papsttum.** Von Pfarrer Lic. theol. P. Bräunlich.

Heft 2: **Die österreichische Los von Rom-Bewegung** (Veranlassung und Ursprünge). Von Pfarrer Lic. theol. P. Bräunlich.

Heft 3: **Los von Rom?!** Eine Studienreise nach Österreich von Pfarrer Lic. theol. O. Everling in Krefeld.

Heft 4: **Die Los von Rom-Bewegung in Frankreich.** Von Rechtsanwalt Eug. Réveilland in Versailles.

Heft 5: **Die Fortschritte der Los von Rom-Bewegung in Österreich.** I. Böhmen. Von Pfarrer Lic. theol. P. Bräunlich.

Heft 6: **Evangelisches Erwachen im katholischen Kanada.** Von Pastor J. L. Morin in Montreal (Kanada).

Heft 7: **Die Los von Rom-Bewegung in Steiermark.** Von Pfarrer Lic. theol. P. Bräunlich.

Heft 8/9 (Doppelheft): **Die Los von Rom-Bewegung in Italien.** Von Superintendent Lic. theol. K. Könneke in Gommern.

Heft 10: **Die Los von Rom-Bewegung in Spanien.** Von Leopold Hagemann.

Von der II. Reihe sind erschienen:

„Los von Rom" Kämpfe im Böhmerland von Pfarrer Lic. theol. P. Bräunlich.

Heft 1: **Wie Böhmen protestantisch wurde.**
Heft 2: **Wie man Böhmen katholisch machte.**
Es werden demnächst erscheinen:
Heft 3/4 (Doppelheft): **Wie die heutige protestantische Kirche in Böhmen entstand.**
Heft 7: **Was die Los von Rom-Bewegung in Böhmen in vier Jahren erlitt und erkämpfte.**

Heft 5: **Los von Rom und Hin zum Evangelium in Belgien.** Von Provinzialvikar Georg Fritze.

Heft 6: **Die evangelische Bewegung in Frankreich.** Erste Hälfte. Von Eugen Lachenmann. Weitere Hefte befinden sich in Vorbereitung.

Bei Abnahme der ganzen II. Reihe von Heft 1—10 tritt der Vorzugspreis in Kraft.

Alles Material, das zur Vervollständigung der Berichte dienen kann, bitten wir an Pfarrer Lic. theol. P. Bräunlich, Halle a. S., Heinrichstraße 1, zu senden.

Friedrich der Große und die katholische Kirche
in den reichsrechtlichen Territorien Preußens.

Nach den im Auftrag der K. Archivverwaltung publizierten Akten des K. Preußischen Geheimen Staatsarchivs dargestellt von

Dr. Ottmar Hegemann.

148 Seiten. Lexikon 8°. Preis geheftet Mk. 3.—

Digitized by Google

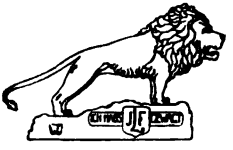
Erworben Juli 1920

Deutschland und Rom

Ein historischer Rückblick

von

Richard Graf Du Moulin-Eckart
o. Professor der Geschichte an der kgl. Technischen Hochschule zu München



München 1904
J. F. Lehmanns Verlag

Digitized by Google

Ger 329.32
Ger 329.30.1C

HARVARD COLLEGE LIBRARY
COOLIDGE FUND
JAN 14 1943

Digitized by Google

Seinem treuen väterlichen Freunde

Felix Dahn

zum siebzigsten Geburtstage.

Digitized by Google

Vorwort.

Der vorliegende „historische Rückblick“ bedarf im Grunde keines Vorworts. Denn allgemein wird das Bedürfnis empfunden, dem die Schrift abhelfen soll: dem deutschen Volke durch seine Geschichte die Augen zu öffnen über seine Stellung zum Papsttum. Ich wende mich daher nicht an den Fachgenossen, dem ich nichts Neues zu bieten vermöchte, sondern an das gesamte deutsche Volk, um ihm zu zeigen, wie von Anfang an die Beziehungen zu Rom durchaus beherrscht waren von politischen Interessen. Denn es handelt sich um eine Macht, die den gleichen Lebensbedingungen, dem gleichen Spiel auf Vorteil und Gefahr unterworfen ist wie jede andere auch, und deshalb gar nicht in der Lage — weder einst, noch jetzt noch in aller Zukunft —, Deutschlands Interessen rückhaltlos zu wahren, sondern sie aus innerster Notwendigkeit vielfach bekämpfen muß. Das soll jeder Deutsche wissen. Die Weisheit ist freilich uralt: nie aber war es notwendiger, sie dem Volke ins Gedächtnis zurückzurufen. Möge der Warnruf nicht verhallen!

München, den 26. April 1904.

Richard Graf Du Moulin-Eckart.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort IV

Inhaltsverzeichnis . . . . . V—XI

Einleitung . . . . . 1—3

Erstes Kapitel . . . . . 4—10

Erste Berührungen der Germanen mit dem Christentum. Arianismus. Sieg des Katholizismus. Römisch-provinziales Christentum, 4 f. Ausbreitung desselben. Die Bekehrung der Franken. Die Motive Chlodovechs. Wachsende Bedeutung der Kirche und des Episkopats, 5 ff. Beziehungen und Gegensätze zwischen der fränkischen Landeskirche und Rom, 8. Politik der Päpste. Entwicklung des römischen Episkopats. Rom bedarf der germanischen Kräfte. Kluge Rücksichtnahme auf das Selbständigkeitsgefühl der fränkischen Kirche. Allmähliches Sinken des Einflusses unter Gregor dem Großen und Martin I. Verfall des fränkischen Episkopats. Eingreifen Karl Martells. Vergebliche Versuche. Die Heilung der Schäden durch die angelsächsischen Missionäre, 9 f.

Zweites Kapitel . . . . . 10—19

Bekehrung der Angelsachsen. Engster Zusammenschluß mit Rom. Schlimme Zustände in Frankreich, 10 ff. Bonifazius. Charakteristik desselben. Dessen Beziehungen zum Papste. Seine Romfahrt, 12 f. Gregors deutsche Kirchenpolitik. Bayern. Odilo. Gregors III. Bruch mit Byzanz. Sucht, vom Langobardenkönig Liutprand bedroht, Hilfe bei den Franken. Karl Martells kühle Haltung, 13 ff. Seine Verdienste um die Kirche, 16 f. Beider Tod. Papst Zacharias. Besserung der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich unter Karlmann und Pippin. Nationalsynode. Zacharias im Bunde gegen die Franken. Energisches Vorgehen Pippins gegen den päpstlichen Legaten. Reform der fränkischen Landeskirche im Sinne Roms, 17 ff.

Drittes Kapitel . . . . . 19—31

Karlmann geht ins Kloster. Pippins Alleinherrschaft und Königtum. Zustimmung des Papstes zu seiner Usurpation. Tod des Zacharias. Stephan II. Verschärfung des Gegensatzes zu den Langobarden, 19. Annäherung an Pippin. Zusammenkunft mit demselben in Ponthion. Die dortigen Abmachungen. Züge Pippins gegen Aistulf. Die „Pippinsche Schenkung". Stephan II. als Gründer des Kirchenstaates. Pippins dominierende Stellung. Wachsende Selbständigkeit der fränkischen Kirche unter Papst Paul II, 20 f. Die Wirren nach dessen Tod. Die römische Partei setzt die Wahl Konstantins durch. Sein Emporkommen und Nieder-

Digitized by Google

Seite

gang, 22. Der Mönch Philippus. Wahl Stephans III. Botschaft an Pippin. Dessen Tod. Karl der Große und Karlmann. Langobardenfreundliche Politik ihrer Mutter Bertrada. Bündnis mit den Langobarden. Roms Machenschaften und Stephans III. Versöhnung mit König Desiderius; Enttäuschung und Tod, 23. Die Wahl Hadrians, ein Sieg der fränkischen Partei. Der neue Papst tritt sofort auf die Seite Karls. Karls Zug nach Italien, Niederwerfung des Langobardenreichs. Erneuerung der Pippinschen Schenkung. Verhältnis Hadrians zu Karl. Papst Leo III. Seine Verfolgung und Flucht zum König. Rückkehr und Gericht, 24 ff. Krönung Karls. Beurteilung derselben, 26 f. Karls kulturelle Bestrebungen, sein Einfluß auf Klerus und Kirche, 27 f. Sein gelehrter Hof, Bauwerke, 28 ff. Selbständige Kirchenpolitik. Kaiserin Irene und Hadrian, 30. Karls Obsiegen. Herzog Tassilo und Bayern. Des Papstes Untreue. Karls imponierende Stellung über dem Papste, 31.

Viertes Kapitel . . . . . 31—53

Karls Verdienste um die Kirche. Sein Tod. Sofortige Verschiebung der Beziehungen zu Rom. Die Maske wird abgelegt. Leo III. läßt Kaiser Ludwig nicht huldigen. Empörung. Stephans IV. Reise zu Ludwig. Bekundet seine volle Unabhängigkeit. Sein Tod und rasche Wahl Paschalis' I. Neue Ueberhebungen und Gewalttaten, 31 f. Wahl Papst Eugens. Reaktion. Lothar greift energisch in Rom ein, aber Schwäche Ludwigs. Erstarken der päpstlichen Partei in Frankreich, 33. Stellung Gregors IV. zu Ludwig. Reise nach Franken; Gegensatz zu den kaisertreuen Bischöfen; dagegen Rückhalt am römisch gesinnten niederen Klerus, 34 f. Dessen Doktrinen. Gregors verräterische Haltung im Kampfe der Söhne gegen den Vater; Lügenfeld bei Kolmar, 35 f. Umschlag der Stimmung; Ludwig nützt sie nicht. Erstarken des Papsttums. Sergius II. fühlt sich als weltlicher Herrscher. Aufhören alles staatlichen Einflusses, 37. Die pseudo-isidorischen Fälschungen. Ihre Sanktion durch Nikolaus I. Völlige Loslösung von der weltlichen Oberhoheit. Konsequenzen aus den Dekretalien. Kühne Politik des Papstes, Vorgehen gegen Lothar II. Waldrada und Thietberga. Sinken des kaiserlichen Ansehens. Niedergang der Karolinger, 38. Rettung des deutschen Königtums durch die Bischöfe. Wahl Konrads I. Wendung der Kirchenpolitik unter König Heinrich I. Beugung des Episkopats. Von Otto I. wieder emporgehoben. Dessen Kirchenpolitik. Stärkung der nationalen Kirche. Unwürdige Zustände in Rom. Grauenhafte Verwirrung. Ottos Zug nach Italien. Erneuerung des Kaisertums, 39 f. Veränderte Lage, 41 f. Treulosigkeit Johanns XII., 43. Dessen Absetzung und Wahl Benedikts V. Muß ins Exil. Tod des Kaisers. Ottos II. unsichere Beziehungen zu Rom. Otto III., 44 f. Seine Kirchenpolitik. Erhebung Bruns — Papst Gregor V. Verhältnis zu Papst Silvester II. Tod des Kaisers, 46. König Heinrich II. Klare Ziele in seinen Beziehungen zur Kirche. Wachsender Einfluß. Kaiserkrönung. Synode zu Pavia, 48. Kirchenpolitisches Verhältnis zu Frankreich, 49. Tod von Papst und Kaiser. Wahl Konrads II. Dessen mangelndes Verständnis für die Kirchenreform. Erhebung des Knaben Theophylakt; dessen Frevel. Ueberhandnehmen der Simonie. Freveltaten Benedikts und Silvesters. Gregor VI. kauft

Digitized by Google

Seite

die Tiara, 50. Tod Konrads. Heinrich III., 51. Sein religiöses Empfinden. Reformbestrebungen. Synode von Sutri. Absetzung Silvesters und Benedikts. Erhebung Clemens' II. Kaiserkrönung. Damasus II. Nach dessen Tod Erhebung des Bischofs Brun von Toul, 52. Bringt den Mönch Hildebrand nach Rom. Beginn von dessen Wirksamkeit. Leos IX. Einfluß auf Deutschland. Sein Lob. Nach seinem Tode Wahl Bischof Gebhards von Eichstätt — Viktor II. Tod des Kaisers, 53.

Fünftes Kapitel . . . . . 53—73

Zeit der Regentschaft. Schwäche der Kaiserin Agnes. Papst Viktor II. in Deutschland. Sein Tod. Herzog Friedrich von Lothringen als Papst Stephan IX. Sein Gegensatz gegen das Kaisertum. Sein Tod. Der römische Adel erhebt Bischof Johann von Velletri — Benedikt X. Hildebrand setzt die Wahl Nikolaus' II. durch. Zieht die Normannen in päpstlichen Dienst. Dazu die Hilfe Gottfrieds von Lothringen und der Patarener. Beginn der Offensive gegen Deutschland. Dessen Unruhe wegen des Wahldekrets. Bann über Nikolaus II. Dessen Tod, 56. Gesandte des römischen Adels und der Lombarden an Heinrich IV. Hildebrand erhebt Alexander II.; Cadalus Gegenpapst. Dessen Machtlosigkeit. Verfehlte deutsche Politik. Verwirrung in Rom. Eingreifen Gottfrieds für Alexander. Dessen Anhang wächst. Annos Sturz, 58. Heinrichs IV. erste selbständige Schritte. Wachsende Mißstände in der deutschen Kirche, 59. Steigerung der kurialen Macht. Hildebrand Papst — Gregor VII., 60 f. Seine Ideen; deren Maßlosigkeit. Beginn des Konflikts. Investiturverbot, 62 f. Zölibat. Protest dagegen. Die Synode von Worms. Absetzung Gregors. Dieser antwortet mit dem Bann, 64 ff. Verrat der deutschen Fürsten. Canossa. Lösung vom Bann. Gegenkönig Rudolf. Erneutes Zerwürfnis, erneuter Bann. Verfehlte Wirkung. Heinrich gegen Rom. Erhebung Wiberts zum Gegenpapst. Kaiserkrönung. Gregor von Robert Guiscard befreit. Sein Tod, 67. Verwirrung der Parteien. Die Streitschriftenliteratur, 68 f. Viktor III. und Urban II. Erneuerung von Kampf und Bann, 70. Papst Paschalis II. Letzte Schicksale Heinrichs IV. König Heinrich V., 71. Vertrag von Sutri. Die Ereignisse in Rom. Kaiserkrönung. Protest gegen den Vertrag. Schwäche des Papstes. Schwierige Lage Heinrichs. Gelasius II. und Gregor VIII. Tod des ersteren. Wahl Calixtus II. Anfänge der Verständigung. Synode von Würzburg. Wormser Konkordat, 72 f.

Sechstes Kapitel . . . . . 73—91

Vertiefung des religiösen Lebens in Deutschland. Ausbildung der Pfarreien. Zusammenhang mit der städtischen Entwicklung, 73 f. Aberglauben. Sektenwesen. Wiedererstarken der Reformpartei: Wahl Lothars von Sachsen, 75. Seine Schwäche. Versäumte Gelegenheiten. Der Tag von Lüttich. Römerzug. Das Bild im Lateran. Sein Tod, 76 f. Wahl Konrads III. Erkennt zu spät die Lage. Stirbt, 78. Friedrich Barbarossa. Seine Kirchenpolitik. Athanasius IV., Hadrian IV. und Arnold von Brescia, 79. Barbarossa verkennt dessen Bedeutung. Opfert ihn dem Papste. Steigende Gegensätze. Der Fall von Besançon. Machenschaften

Digitized by Google

Seite

der Kurie. Hadrian muß nachgeben, 80 f. Friedrich in Italien. Seine Fortschritte. Tod Hadrians, 82. Alexander III. und Viktor IV. Beginn des Kampfes. Einmischung der europäischen Mächte. Barbarossas Fortschritte. Wendung des Glücks, 83 ff. Alexanders Bund mit den Lombarden. Legnano. Barbarossas Resignation. Frieden von Venedig. Bedeutung desselben. Lucius III. und Urban III., Gregor VIII. und Clemens VII. Barbarossas Kreuzfahrt und Tod, 86. Heinrich VI. Seine Romfahrt. Das Normannenreich. Seine Pläne und Politik, 87. Machtvolle Stellung, 88. Sein Tod, 91.

Siebentes Kapitel . . . . . 91—115

Deutschlands Erschütterung. Emporkommen Innocenz' III. Seine universalen Pläne. Die „Rekuperationspolitik". Uebergriffe nach Sizilien. Schwäche der Kaiserin, 91 f. Die Vormundschaft über Friedrich. Die Lage in Deutschland. Philipp und Otto IV. Haltung des Papstes. Hinneigung zu Otto. Tod des Staufen. Ottos Kaiserkrönung. Umschlag. Haß Innocenz' III. Jetzt für Friedrich II. Geht nach Deutschland. Der Tag von Eger. Krönung in Aachen. Ueberragende Stellung des Papsttums. Laterankonzil. Tod des Papstes, 96. Honorius III. Seine Kreuzzugsgedanken. Friedrich im Reich. Beschluß der „orientalischen Heerfahrt". Die sizilische Frage, 97. Kaiserkrönung. Das große Krönungsgesetz. Konflikte mit der Kurie, 98. Verzögerung des Kreuzzugs. Der Eid von San Germano, 99. Tod des Papstes. Gregor IX. drängt zum Kreuzzug. Des Kaisers Erkrankung. Der Bann. Protest Friedrichs. Nach Jerusalem. Rückkehr. Kampf gegen den Papst. Friede von San Germano. Nachgiebigkeit des Kaisers, 101 f. Bleibendes Mißtrauen. Das „große Halleluja", 102. Der Ketzerbrand in Deutschland, 103. Die Stedinger. Fortschritte Friedrichs in Italien. Sieg von Cortenuova. Neue Feindschaft und Exkommunikation. Siege des Kaisers, 104. Die Gefangennahme der Konzilsväter, 105. Beginn des Abfalls in Deutschland. Tod Gregors IX. Lange Sedisvakanz, 106. Innocenz IV. Verschärfung der Lage. Seine Abreise nach Lyon. Das Konzil, 107 ff. Der Bann. Der Gegenkönig. Unterwühlung des Bodens in Italien. Der Mordanschlag gegen Friedrich, 109. Wilhelm von Holland, 110. Fortschritte Friedrichs. Sein Tod. Heimkehr des Papstes, 111. Konrads IV. Glück und Tod. Pläne des Papstes wegen Sizilien. Die dortige Lage. Manfred. Karl von Anjou. Schlacht von Benevent. Letzte Schicksale der Staufen. Konradin, 112 ff.

Achtes Kapitel . . . . . 115—139

Das alte Kaisertum zu Ende. Urban IV. und Clemens IV. Vergessen des Reichs. Gregor X. Die orientalische Gefahr, 115 f. Will Europa einen. Die Dinge in Deutschland. Ottokar von Böhmen. Wahl Rudolfs von Habsburg. Dessen Nachgiebigkeit in kirchlichen Dingen. Auch in politischen Fragen, 117 f. Politik der Päpste. Johann XXI. Nikolaus III. Martin IV., 119. Honorius IV. Nikolaus IV. Zweijährige Sedisvakanz. Bonifazius VIII. Seine Persönlichkeit. Das Jubeljahr. Die große Heerschau, 120 f. Eingreifen Frankreichs. Die Bulle

Digitized by Google

Seite

„Unam Sanctam". Der Tag von Anagni und des Papstes Tod, 122. Stellung König Albrechts I. zu Bonifazius, 123. Benedikt XI. und Clemens V., 124. Haltung König Heinrichs VII. Sein Zug nach Italien. Die Hoffnungen des Volkes. Seine Krönung. Zug gegen Neapel. Sein Ende, 125 f. Ludwig der Bayer, Friedrich der Schöne und Johann XXII., 127. Charakter des letzteren. Seine Pläne. Kleinliche Politik gegenüber Deutschland, 128. Beginn der „Prozesse". Antwort Ludwigs. Die Minoriten, 129. Ungünstiger Einfluß derselben, 130. Römerzug Ludwigs. Die Krönung, 131. Absetzung Johanns XXII. Abzug aus Rom, 132. Der „Defensor pacis". Der Gegenpapst. Günstige Stimmung in Deutschland, 134. Tod Johanns XXII. Wahl Jakob Fourniers — Benedikt XII. Vergebliche Versöhnungsversuche Ludwigs. Glückliche Wendung seiner Politik. England. Der Königstuhl zu Rhense, 135. Ludwigs Fehler und neue Schwierigkeiten. Tod Benedikts, 136. Clemens VI., 137. Seine Persönlichkeit. Neuer Kampf gegen Ludwig. Dessen Nachgiebigkeit. Der Gegenkönig Karl IV. Neuer Bann gegen Ludwig. Dessen letzte Erfolge und Tod, 138 f.

Neuntes Kapitel . . . . . 139—162

Karl IV. Seine Unterwürfigkeit. „Der Pfaffenkönig". Innocenz VI. Romfahrt und Krönung Karls IV., 139 f. Umschlag der Stimmung in Deutschland. Zug Urbans V. nach Rom. Rückkehr nach Avignon und Tod, 141 f. Gregor XI. Verlegung der Residenz nach Rom. Die Wahl Wenzels und Tod Karls IV. Urban VI. und Clemens VII. Schisma. Einwirkung desselben auf das Reich, 143. Schwäche Wenzels. Seine Absetzung, 145. König Ruprecht. Verfehlte Politik. Verschärfung des Schismas, 146. Ruprechts Tod, 147. König Sigmund. Will das Schisma enden. Konzil von Konstanz, 148. Die ersten Erfolge, 149. Herstellung der Einheit. Johannes Huß, 150. Die hussitische Bewegung, 151. Das Konzil von Basel, 152. Spannung mit dem Papste, 153. Verdienste und Fehler des Konzils, 154. Verfehlte Kirchenpolitik in Deutschland, 155. Albrecht II. Wahl Friedrichs III. und die Kirchenfrage, 156 ff. Der Ausgleich mit Rom, 159 f. Weitere Verhandlungen. Nikolaus V. Der Kreuzzugsgedanke, 159. Enttäuschungen des Papstes. Calixtus III. Emporkommen der Borgia. Seine Türkenpolitik. Mission Carvajals. Friedrichs Schwäche und Selbstsucht der deutschen Fürsten. Enea Silvios Mission nach Rom. Stimmung in Deutschland. Martin Mayrs Sündenregister des römischen Stuhls. Pius II. Hoffnungen und Enttäuschungen. Seine Rückkehr zu den gregorianischen Ideen. Sein Haß gegen die deutschen Barbaren, 161 f.

Zehntes Kapitel . . . . . 162—178

Sinken der kaiserlichen Macht. Zersetzende Wirkung des päpstlichen Einflusses in Deutschland. Finanzkommissäre und Ablaßkrämer. Politische Ueberlegenheit Roms. Ausbau des Kirchenstaates, 162 ff. Die Renaissance. Verweltlichung der Kurie und Kirche, 164 ff. Deutschland davon unberührt. Maximilian I. Schwankungen und Wandlungen. Das Jubeljahr 1500.

Digitized by Google

Seite

Wachsendes Mißtrauen gegen die Kurie. Maximilians antikuriale Ideen. Gedanken an die Tiara, 166 ff. Die heilige Liga. Triumph des Papstes, Tod des Kaisers. Volle geistliche Abhängigkeit Deutschlands von Rom. Herrschaft der kirchlichen Vorstellungen 167 f. Verdüsterung und Vertiefung der Renaissance. Martin Luther. Seine Entwicklung. Tetzel, 168 f. Beginn des Kampfes, 170. Welthistorische Bedeutung desselben. Kampf gegen das Papsttum. Bruch mit Rom, 171. Steigende Erregung. Der Reichstag von Augsburg. Karl V. Getäuschte Hoffnungen, 172. Ecks Schrift über den „Primat des Papstes". „An den christlichen Adel". „Babylonische Gefangenschaft". Die Bannbulle, 173. Bund Karls V. mit dem Papste und die Acht des Reichs. Leos X. Erfolge, Hoffnungen und Tod. Adrian VI. Eine edelmütige Episode. Fortschreiten von Luthers Werk, 174. Clemens VII. Gegen den Kaiser. „Sacco di Roma". Friede und Kaiserkrönung, 175. Verschärfung der religiösen Gegensätze. Bund des Papstes mit Franz I. Annäherung an die Protestanten, 176. Stärkung derselben. Paul III. Religionsgespräche. Deren Zwecklosigkeit. Die schärfere kirchliche Richtung in Italien. Die Camaldulenser, Kapuziner — Ignatius von Loyola nnd sein Werk, 177 f.

Elftes Kapitel . . . . . 178—190

Rettung der Kurie durch die Jesuiten. Konzilssorgen. Endliche Einwilligung und Berufung. Sieg der kurialen Majorität. Der schmalkaldische Krieg. Inquisition und Ketzerbrand in Italien, 178 f. Erstarken des Jesuitenordens. Entzweiung zwischen Kaiser und Papst. Dessen Tod. Julius III. Sieg und Rettung der Protestanten, 180. Marcellus II. und Paul IV. Sein Charakter. Feindschaft gegen der Protestantismus. Haß gegen den Kaiser. Kampf und Friede. Wiederherstellung des spanischen Uebergewichts. Augsburger Religionsfriede. Abdikation Karls V. und Pauls Tod. Fortschritte des Protestantismus. Arbeiten und Abschluß des Konzils. Konsolidierung der katholischen Welt, 181 f. Besserung des Papsttums. Gegenreformation. Tätigkeit der Jesuiten. Die Propaganda. Einfluß auf die Fürsten, 183 f. Stärkung des Katholizismus. Die Kölner Sache, 184. Maximilian II. und sein Kompromißkatholizismus. Reaktion in den österreichischen Erblanden. Steiermark. Weitere Schritte und Ränke der Kurie. Sixtus' V. Triumph und Tod, 186. Die Jesuitenschüler. Angriffe der Jesuiten gegen den Religionsfrieden. Die Union. Die Liga. Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, 187. Die Schlacht am Weißen Berge. Wachsende Erfolge der Gegenreformation. Böhmen, Ungarn, die Rheinlande. Die pfälzische Kur. Wiedererwachen der französischen Eifersucht. Richelieu. Die französische Politik und Urban VIII., 188. Restitutionsedikt und dessen Folgen. Wallenstein und seine Entlassung. Gustav Adolf, 189. Sieg der protestantischen Sache. Wandlung Urbans VIII. Seine Machenschaften und sein Protest gegen den westfälischen Frieden.

Zwölftes Kapitel . . . . . 190—202

Ausscheiden der religiösen Frage aus der Politik. Vertiefung der Religion. Jesuitische Kleinarbeit. Proselytenmacherei. Konversionen. Lethargie des Protestantismus. Versöhnungs-

Digitized by Google

Seite

versuche, 190 ff. Anfänge des deutschen Pietismus. Die Kurie. Nepotismus. Angriffe gegen die Kurie. Anschluß des Papstes an die protestantischen Mächte gegen Ludwig XIV. Innocenz XII. und die spanische Erbfolgefrage, 193. Auf Seiten Frankreichs. Ebenso Clemens XI. Aber Sieg des Hauses Habsburg durch die Hilfe der protestantischen Mächte. Emporkommen Englands. Sinken des päpstlichen Prestige. Preußens Emporkommen. Kleine Erfolge der Kurie. Konversion August des Starken. Erneute katholische Propaganda. Das Thorner Blutgericht. Die Salzburger Exulanten. Innerliche Erstarkung des Protestantismus. Sebastian Bach. Klopstocks Messias, 194 f. Die antirömische Bewegung in den anderen Ländern. Haß gegen die Jesuiten. Steigender Protest. Auflösung des Ordens durch Clemens XIV. Bedeutung und Verurteilung des Schrittes. Folgen. Kaiser Joseph II., 196. Seine Säkularisationen. Pius VI. Reise nach Wien. Vergeblich. Bewegung in Deutschland. Nuntiaturstreit. Bedeutung desselben. Mißerfolg. Die französische Revolution, 197. Ausbreitung derselben. Untergang der geistlichen Kurfürsten. Schicksal Pius' VI. Uebergriffe der Revolution. Bonapartes Kirchenpolitik. Die Säkularisationen. Verfall des Episkopats, 198. Völlige Abhängigkeit von Napoleon. Herstellung des Papstes durch den Sieg der Verbündeten, 199. Konkordate. Bayern. Montgelas. Erstarken des Papsttums. Wiederherstellung des Jesuitenordens. Der alte römische Groll gegen Deutschland. Leo XII. Die ultramontane Presse. Görres. Der Streit über die gemischten Ehen. Wühlereien der Jesuiten. Gregor XVI. Der Kölner Bischofsstreit. Schwäche Preußens. Uebermut der Kurie. Stimmung in Bayern. Die Kniebeugungsverordnung. Steigende Macht Roms. Ausgang des Streites, 200 ff.

Ausgang . . . . . 203—208

Sieg der Kurie. Kettung des Episkopats an Rom. Folgen der Schwäche Friedrich Wilhelms IV., 203. Einfluß des Ultramontanismus. Die „katholische Abteilung" in Berlin. Schlimme Wirkung. Der ungenähte Rock von Trier. Protest. Der Deutschkatholizismus, 204. Ueberwiegen der politischen Ideen. Das „tolle Jahr" und Rom. Pius IX. Seine Pläne. Die Enzyklika vom 8. Dezember 1864. Schlußstein der mittelalterlichen Papstdoktrin. Protest. Das Konzil und das Unfehlbarkeitsdogma, 205 f. In Deutschland anerkannt. Der Altkatholizismus. Kulturkampf. Ausgang. Deutschland und die Kurie. Schluß.

Alphabetisches Namenregister . . . . . 209—216

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Das deutsche Volk steht am Anfange einer neuen Entwicklung, für welche die Voraussetzungen freilich zum weitaus größten Teile gegeben, die Keime alle bereits sichtbar vorhanden sind. Politisch ist sich das Volk so ziemlich klar geworden. Die parteilichen Differenzen, die Verschiedenheit der Anschauungen sind vom historischen Standpunkt aus im Großen und Ganzen bedeutungslos. An dem sicheren Fortschreiten der Nation können sie nichts ändern. Die dem Auslande vielfach aufgefallene politische Interesselosigkeit mag an sich beklagenswert sein, aber sie schließt auch einen Vorteil in sich. Die nationalen Schwungkräfte werden geschont. Freilich gilt es das heilige Feuer nationalen Empfindens in keuscher, ruhiger Flamme stets zu erhalten, vor dem Erlöschen mit vestalischer Treue zu bewahren: aber das deutsche Volk ist jung, als das politische Ganze von heute betrachtet — und Kinder bedürfen des Schlafes. Er ist die Quelle von Erquickung und Kraft. Je mehr die Zeit hastet, je nervöser die Maximen der Politik, umso mütterlicher müssen wir sorgen, daß dieser Geist von Hast, Unruhe und Nervosität fernbleibe der jugendlichen Seele.

Ist doch an sich der Erregung genug vorhanden, die ganze wirtschaftliche Gebahrung in Umwandlung begriffen. Sie absorbiert die Kräfte der Nation fast in allzuhohem Grade. Auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst ein leidenschaftliches Tasten und Ringen. Mit kräftigem Griff sehen wir die beiden neue Probleme anfassen. Immer höhere Ziele steckt sich die Nation. Ein wahrhaft lutherischer Geist der Wahrhaftigkeit macht sich geltend und ringt gegen Schein und altgewordene Lüge. Hier drängt doch alles, bewußt und unbewußt, nach den höchsten, nationalen Zielen, auch wo das Geheimnis des künstlerischen Dranges unausgesprochen bleibt. Nie wurden Kunst und Wissenschaft mehr mißverstanden als im Augenblicke, nie haben sie ehrlicher gerungen, nie fühlten sie sich dem Ziele ferner und nie strebten sie demselben eifriger zu als jetzt. Das Gefühl für die Erbärmlichkeit des

Digitized by Google

Alltagswerkes drückt beschämend auf den Künstler und den Gelehrten: er lernt die Meisterregeln bei Zeiten und ersehnt die Offenbarung, die ihm als Schaffenden doch nur aus dem Innern kommen kann. Wer möchte dem Streben die Größe absprechen, wer wäre nicht ergriffen, der in die Werkstatt beider zu schauen vermag. Er wird fühlen, daß sich hier die Zeit erfüllen wird, daß sie Gewaltiges, Ungeahntes in ihrem Schoße birgt.

Aber Wissenschaft und Kunst wirken immer auf das religiöse Empfinden der Nation. Sie läuten die wahren, die rein tönenden Glocken, die zu echter Andacht laden. Sie geben ihr Herzblut für die Wahrheit Tag um Tag. Sie sind die lichtumflossenen Priester, die das innerste Heiligtum nationalen Gottempfindens bewachen, zu dem nur der Geweihte den Weg zu finden vermag. Der Kleriker kanns nicht. Wohl ihm, wenn er spielend seine Pflichten zu üben vermag, wenn er still im Frieden wirkt und die Kleinarbeit übt, die die einzelne Seele tröstet. Nie war er Führer der Nation. Ward es der Einzelne aus seiner Mitte, so mußte er die Schranken zerbrechen, und der dreifache Fluch von Gehenna haftete an seinem Schritt. Sonst führt er nur das armselige Grenzgefecht an der Militärgrenze, welche die Konfessionen von einander trennt, die wie ein despotischer Kordon gezogen wurde und in unsere Zeit nicht paßt. Diese religiösen Zollschranken hemmen nur die Entwicklung der geistigen Kräfte der Nation. Sie werden fallen trotz aller Engherzigkeit. Das Volk kümmert sich nicht darum. Sein Läuterungsprozeß schreitet vorwärts in ruhigem und sicherem Fluß. Aber wehe, wenn man die kräftig rauschenden Wasser stauen will, dann schwellen sie an zum mächtigen Strome und durchbrechen die Schranken mit sieghafter Gewalt. Dann kommen freilich böse Zeiten. Aber sie sind gut wie des Himmels Plagen und sie sind auch ein Geschenk wie diese. Denn die brausende Flut duldet nichts Fremdes, und sie vollzieht nunmehr den Läuterungsprozeß mit Sturmgewalt, der in ruhigen Tagen sich freudig und friedevoll vollzogen hätte.

Der Moment ist da. Alle Hindernisse, scheinbar längst hinweggeräumt, türmen sich aufs neue auf. Die Gegner sind an der Arbeit, den Strom in ein falsches Bett zu leiten. Wir brauchen nicht zu bangen. Wir vertrauen auf den deutschen Geist, der Fittige hat und Höhen erreicht, wohin die Träger des Dunkels nicht zu dringen vermögen, wo er das Kleinod deutschen Gottempfindens sicher bergen darf. Aber die Gefahr ist groß und ernst. Mit den guten Kräften erwachen die Bösen und ist das religiöse Empfinden der Deutschen der Grundstein seines gewaltigen Baues, so ist der Fanatismus sein Feind von Anbeginn, und ihn gilt es fern zu halten von Tat und Werk.

In diesem Sinne schreibe ich dieses Buch. Es soll den Finger an die wunde Stelle legen. Es soll zeigen, daß wir Deutsche mit Stolz auf unsere Beziehungen zu Rom blicken können in siegreichen und in müden Tagen, in stolzen und in trüben Zeiten. Es wird vor

Digitized by Google

Allem Eines deutlich zeigen, daß Rom geistig und politisch groß geworden ist vor allem durch uns, und daß das Christentum seine Läuterung von früh an dem deutschen Volke dankt. Wie es der Menschheit, die am Versiegen war, neue Kräfte zugeführt, so hat es auch dem Christentum sein Bestes gegeben, und die stolzesten Momente der Geschichte des Christentums weist eben seine Beziehung zum deutschen Volke auf, das einst seine unendliche Gerechtigkeitsliebe selbst seinen Göttern gegenüber bewahrt hat. Was kein Volk gewagt, das übten die Germanen, indem sie den Zwiespalt zwischen der eigenen Moral und der veralteten, nunmehr unsittlich gewordenen Sittlichkeit der Götterwelt nicht mehr ertrugen. In unerhörtem Heroismus haben sie denselben überwunden, indem sie die alte Götterwelt mit ihren sinnlichen Reizen dahinstürzen ließen vor einer unerbittlichen Schicksalsgewalt. Es war die Selbstvernichtung des alten symbolischen Heidentums zu Gunsten einer höheren sittlichen Vorstellung, eine ungeheuere Tat, vielleicht der beste Beweis für den weltgeschichtlichen Beruf der Germanen. Dieses Volk war auch auserwählt, im Christentum die Spreu von dem Weizen zu sondern, die Schleier zu zerreißen, die uns von der Persönlichkeit des Stifters trennten, und ihn in seiner ganzen Menschenschöne der Welt zu zeigen. Es war der Auserwählte, der bringen konnte und brachte: „Erlösung dem Erlöser."

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Früh beginnen die Beziehungen der Germanen zum Christentum, spät zu dem christlichen Rom. Freilich die christlichen Gemeinden in den Städten am Rhein und an der Mosel waren römisch, verschwindend klein das germanische Element in ihnen. Vor den Toren der Städte aber lag breit und unberührt das germanische Heidentum. Keine Spur von irgendwelcher Missionstätigkeit. Und doch vom Schwarzen Meere bis zum Niederrhein waren die Germanen die Nachbarn. Der Berührungspunkte gab es genug. So mußten schließlich die ersten Spuren der neuen Lehre hinüberdringen. Zur Zeit, da der heiße Kampf um die Anerkennung im römischen Reiche zu Ende ging, nahmen die ersten der Ostgermanen die Taufe. Anfangs sporadisch, dann ganze Stämme. Bald ward die Wirkung eine ungeheure. Bisher hatte die große Einheit der germanischen Entwicklung jedwedem Einfluß getrotzt; auch nicht die Wanderzeit hatte sie erschüttert. Tausende von fremden Eindrücken waren an ihnen abgeprallt, oder waren in gesunder Weise vom Volkstum verarbeitet worden. Anders das Christentum. Dieser Gewalt vermochten sie nicht zu widerstehen. Sie brachte ihnen die religiöse Erneuerung. Und doch mußten sie den Trank des Heiles aus längst getrübter Quelle schöpfen. Nicht mehr war, was ihnen geboten wurde, das reine Wort des Stifters! Nicht mehr „die Macht allsiegender persönlicher Glaubensstärke, nicht mehr die innige und milde Form individuellster Sittlichkeit“. In tausend von verdunkelnden Schleiern war das Beispiel eines göttlich gehobenen, höchst persönlichen Menschenlebens gehüllt. Schon war die Form das herrschende Element und diese trat nun in völliger Verschiedenartigkeit den Germanen entgegen. Aber seit dem vierten und fünften Jahrhundert war die Kulturbrücke über die römischen Grenzen gebaut. Was war nicht alles über dieselben getragen worden. Sicher drangen auch die ersten Anregungen des Christentums auf diese Weise in die Wälder jenseits des Rheins und der Donau. Dann aber gewann im Osten der Arianismus Boden. Aber alle die Stämme, wenn wir von den Bayern und Thüringern absehen, werden in den gewaltigen Strudel der Wanderzeit hineingezogen. Ihre kurzlebigen Reiche schwinden, ihr Volkstum wird der Völkerdünger der süd-

Digitized by Google

romanischen Welt. Aber auch so war der Sieg der katholischen Lehre nicht zweifelhaft. Wir sehen die letzten Reste schwinden. Die westgermanischen Stämme aber neigten sich der römisch-orthodoxen Lehre. So ist es das römisch-provinziale Christentum, das am Rhein und noch mehr an der Donau den Germanen machtvoll entgegentrat. Wir wissen freilich nicht, wie all das geworden. „Wie ein Sonnenstrahl," sagt Eusebius, „leuchtete die heilbringende Lehre über den ganzen Erdkreis." Das schöne Gleichnis beweist nur die Unkenntnis des ersten kirchlichen Geschichtsschreibers über die Anfänge der Kirche im römischen Reich. So entbehren wir denn jede sichere Nachricht über den Ursprung der ersten Christengemeinden im heutigen Deutschland. Sicher wohl war der Boden an der Donau mit Märtyrerblut getränkt und die einwandernden Bayern fanden eine bereits völlig ausgebildete, widerstandsfähige Bistumsverfassung vor. Ueber Schwaben und Alemannien hin lag noch dichtes, starkes, gesundes Heidentum. Und allenthalben behielt das neue Christentum germanisch-mythologischen Unterbau. Das gilt vom Land der Franken, wie von Bayern und Thüringen. Hier gab es sogar Priester, welche den germanischen Göttern wie Herrn Christus in gleicher Weise dienten. Solche Zustände währten bis in das achte Jahrhundert hinein. So waren überall die Keime zu religiösen Sonderbildungen gegeben. Nichts stand im Wege, daß sie sich nicht selbst in grotesken Formen entwickelten.

Aber schon waren neue Umstände eingetreten, die dieses hindern konnten und hindern mußten. Die Franken hatten begonnen, auf römischem und christlichem Boden Fuß zu fassen. Seit den Tagen des Kaisers Aurelian, der sie blutig zurückgewiesen, hatten sie sich zu den gefährlichsten Feinden der Römer entwickelt. Aus ihren anfänglichen Beutezügen waren Eroberungszüge geworden. Rom kämpfte mit seinen letzten Waffen, dem Schrecken und unerhörter Grausamkeit. Aber langsam und unaufhaltsam durchdrang das germanische Element Gallien und selbst im Dienste der Römer trug es zur Zersetzung des Reiches bei. In alle Aemter dringen sie vor, selbst nach dem Diadem sehen wir sie greifen. Sie dienten christlichen Kaisern, aber sie blieben Heiden. Rühmte sich doch ein Richemer dessen, galt doch jener Arbogast als Vertreter der „Dämonen", sein Kampf mit Theodosius als ein Kampf des Heidentums gegen das Christentum, und mit kühnem Mute rühmte er sich, er werde die Pfaffen in Mailand zu Soldaten, die Kirchen zu Pferdeställen machen. Damals hätte niemand ahnen können, daß je ein Sigambrer der neuen Lehre sein Haupt beugen würde. Und doch längst vor Chlodovech waren die Vorbedingungen dafür geschaffen. Schon ein Enkel jenes gewaltigen Arbogast bekannte sich zum Christentum. Er suchte Belehrung bei Sidonius Apollinaris. Aber das war erklärlich. Schon gehörten Franken und Romanen ein und demselben staatlichen Gemeinwesen an. Der Sieg der Religion des Kulturvolkes konnte daher nur eine Frage der Zeit sein. Aber erst unter Chlodo-

Digitized by Google

vech wurde sie gelöst. In dem kleinen König regten sich alle Eigenschaften des Imperators. Ihn trieb mit unwiderstehlicher Gewalt die Herrschsucht voran. Um sie zu befriedigen, mußte er auf neue Mittel sinnen. Dort an der Loire, zu der er vorgedrungen, trat ihm nun die religiöse Frage entgegen.

Das Land war gewonnen. Neben den christlichen Romanen siedelten die heidnischen Franken. Ein Nebeneinander, das auf die Dauer unmöglich war. Am Zwiespalt von zwei christlichen Religionen sah er die Reiche um sich, der Goten und Burgunder, von schweren inneren Gefahren bedroht. Da erkannte er denn im richtigen Augenblick die Notwendigkeit des religiösen Ausgleichs. So ließ er zunächst den Dingen ihren Lauf. Von Anfang an freundlich gegen die Kirche, wählte er eine christliche Prinzessin zur Gemahlin, Chlotechilde von Burgund, ließ er den Sohn, den sie gebar, taufen in feierlicher Weise. Der Tod des Knaben schreckte ihn nicht, das gleiche bei dem zweiten zu tun. Kein Zweifel, er betrieb eine Politik des Uebergangs. Sein Sohn sollte ihm folgen als christlicher Herrscher. Vielleicht war es auch nur das Beispiel des Kaisers Konstantin, das ihn leitete. Aber sein Schicksal drängte ihn vorwärts. Die Sage hat das Gelöbnis seines Uebertritts in das Getümmel der Feldschlacht verlegt; der Wunsch des Sieges, die Kampfesnot zwingen ihm gleichsam das Gelübde ab. In Wahrheit aber handelte es sich nicht um eine einzelne Schlacht, sondern um die ganze Politik. Er stand am Scheidewege zwischen Arianismus und Katholizismus. Er war umworben von allen Seiten. So entschied er sich denn für die Religion seiner Romanen und mit höchstem Pomp ließ er sich zur Weihnacht 496 taufen. Er blieb der Alte. Aber sein Schritt ward von welthistorischer Bedeutung. Mit Recht stellt schon Gregor von Tours ihn mit Konstantins Bekehrung zusammen. Er hat dadurch der Welt einen neuen Kampf zwischen Heidentum und Christentum erspart. Freilich das Reich des Konstantin war zerschlagen, aber Chlodovech trat, wenn auch unbewußt, das Erbe an. Aber indem er nun ein neuer Arbeiter wurde an einem alten Werke, indem er neben dem staatlichen den kirchlichen Faktor bestehen ließ, war das Verhältnis bereits gewandelt. Die Kirche Konstantins war eine Korporation innerhalb des Reiches, die Kirche Chlodovechs aber erstreckte sich weit über sein Reich hinaus. Das Römerreich war zertrümmert, der Staat dahin: aller Bande frei, war sie nicht gesonnen, in neue staatliche Bande sich legen zu lassen. Als Riesin stand sie da und bald sollten Chlodovechs Nachfolger erkennen, was der Vertrag mit der neuen Kirche für Früchte trug: der durch Verträge Herr, den Verträgen ward er Knecht.

Noch freilich war von Rom kaum die Rede. Aber die Stellung der Kirche und ihres Episkopats im fränkischen Reich war eine große: so groß, daß selbst der Bischof von Rom sie nicht größer hätte wünschen können. Die Bischöfe waren die wahrhaften Statthalter Gottes auf Erden. Nicht bloß die Vermittler der himmlischen Gnaden, auch

Digitized by Google

weltliche Herren, in dem kraftlosen Zeitalter vor Chlodovech wie in dem unfertigen unter ihm und nach ihm. Sie erfüllten nach wie vor eine Reihe der Aufgaben und Pflichten des Staates. Kein Wunder, wenn die Anhänglichkeit des Volkes stetig wuchs und die beste Grundlage wurde für den weiteren Ausbau der episkopalen Stellung. Zusehends wuchs in besorgniserregender Weise das Kirchengut an. Das alte Römerreich hatte dergleichen Entwicklungen kaum aufkommen lassen. Dann aber mit dem Verfalle des Staates hatten sich Hunderte von privaten Quellen erschlossen und nun setzten bereits mit Chlodovech die freigebigen Schenkungen der Könige ein. Die Söhne folgten dem Beispiel des Vaters in so weitgehender Weise, daß schon den Enkeln bangen mußte. So war es Chilperich, der sagte, der Staatsschatz sei verarmt, da aller Reichtum an die Kirchen geflossen sei. Und dennoch mußte auch er tun, was er nicht lassen konnte. Und während in der Folgezeit die Merowinger durch die gegebenen Verhältnisse nicht minder wie durch schlimmste Verschleuderung verarmten, umhegte die Kirche ihren Besitz mit allen weltlichen und geistlichen Schutzmitteln. So war denn schließlich die größere Hälfte von Grund und Boden im Frankenreiche Kirchengut geworden. So war es für die Bischöfe leicht, ihre Macht immer weiter auszubauen. Im Klerus boten sich die gefügigsten und meist die selbstlosesten Helfer. Und so drohte denn schließlich dem Staate von dieser Seite eine ungeheure Gefahr. Aber auch der Kirche konnte aus dieser Hypertrophie ihrer Kräfte das Verhängnis erwachsen. Gegensätze mußten erstehen, die ohne Ausgleich zum Kampfe führen mußten, und dies auf einem Boden, der seit Geschlechtern mit Blut geradezu übersättigt war. Für beide Teile war es nötig, das gegenseitige Verhältnis so einzurichten, daß weder der Staat in seiner Entwicklung gehemmt wurde, noch die Kirche durch die Unterordnung unter den Staat Schaden litt. Wir dürfen sagen, daß im Laufe der Dinge die beiderseitigen Ansprüche sich ausglichen. Die staatliche Gewalt blieb trotz allem im Uebergewichte, denn die fränkische Kirche war Landeskirche, ihre Vertreter waren Untertanen des Königs: bei allen Schäden, die zeitweilig hervortreten mochten, ein guter und begrüßenswerter Zustand. Freilich lauerten eine Fülle von entgegengesetzten Kräften verborgen. Fanden sie einen Führer, den kein Treueid an den König der Franken band, der alle die Kräfte zu Heer rief, dann war es mit dem staatlichen Uebergewichte zu Ende. Dann mußte es zum Kampfe kommen. Chlodovech hatte das Nebeneinander von zwei Religionen für verderblich gehalten. So war er, dem Beispiel Konstantins folgend, Katholik geworden, hatte Theoderichs des Großen Rat, Arianer zu werden, zurückgewiesen. Aber die Kirche, die ihn taufte, sie herrschte weit über die Grenzen des Frankenreiches hinaus. Wenn sie nun die fränkische Landeskirche für sich beanspruchte, dann erstand dem Episkopat ein neuer Herr. Er mußte wählen zwischen dem Landesherrn und zwischen der geistlichen Macht, die sich auf den berief, der der König der Könige, die

Digitized by Google

ihnen im Innersten verwandt, wenn sie auch weit über die Häupter der Genossen hin erstarkt war. Dort in Rom aus den Trümmern einer vergangenen Welt war der kühne Gedanke der Weltherrschaft aufs neue wie ein Phönix, freilich in veränderter Gestalt, emporgestiegen. Die römischen Bischöfe haben ihn mit großartiger Genialität erkannt und nachdem sie ihn zu dem ihren gemacht, mit all der Hartnäckigkeit verfochten, die noch heute ihr stolzes, unbeugsames Eigen ist. Nicht genug, sie hatten den Genius Roms in sich aufgenommen, wie das römische Reich der Religion, die sie vertraten, ihre äußere Gestalt gegeben hatte. Ein eigener Priesterstand hatte sich herausgebildet und zwar im engsten Zusammenhang mit dem Emporkommen des Christentums selbst. In ihm lag eine Befreiung der Religion von den politischen Elementen. Es war eine erlösende Tat für sich. Aber ein anderes war es, daß sich nunmehr dem Staate gegenüber ein abgesonderter geistlicher Stand herausbildete mit einer völlig eigentümlichen Verfassung. Dadurch ward auch äußerlich die Trennung von Kirche und Staat vollzogen. Zwei Gruppen von Beamten traten sich gegenüber, und indem nun der neue Stand seine Verfassung nach dem Muster des Reiches gestaltete, drang dieser Gegensatz in alle Provinzen des Weltreichs. Die Bischöfe, Metropolitane, Patriarchen entsprachen der Stufenfolge der bürgerlichen Verwaltung. Deren Zentrale war Rom. Mit fast pedantischer Folgerichtigkeit nahmen bald die römischen Bischöfe den höchsten Rang ein. Keine Spur von einem frühzeitig anerkannten Primat. Aber noch blickte die Welt auf Rom, — und seine Bischöfe nützten den Zauber der ewigen Stadt, der freilich durch das Blut der Märtyrer seine besondere Weihe erhalten hat. Die Entwicklung war natürlich genug und die Bischöfe von Rom haben aus sich heraus sich die Macht geschaffen — sie haben sich den Erdkreis erobert. Und da sie — inmitten ihrer welthistorischen Arbeit sich von allen Seiten bedrängt sahen — von Osten durch das Reich von Byzanz und den Islam, in Italien selbst durch die Langobarden, da zeigte sich, daß das Christentum längst für sie gearbeitet hatte, sie brauchten nur die Früchte zu ernten, die der Glaube gesät und gehegt.

Es war weltliche Hilfe, welche die Bischöfe von Rom von dem Reiche der Franken begehrt. Mit Staunen erkannten sie, welche ungeheure Tat das Volk für das Christentum getan. In seiner tiefsten Entwicklung von der freilich verunreinigten Waffe getroffen und gehemmt, hatte es doch das Heil erkannt, daß die Wunde nur der Speer heilt, der sie schlug. So hatte sich denn auf germanischem Boden eine Läuterung und Klärung des Christentums vollzogen und allmählich trat das Bild des Erlösers selbst in seiner ganzen Schlichtheit und Lichtheit wieder hervor. Kein Zweifel, das war eine christliche Welt für sich, das war ein Volk mit seinem Gott und Glauben, aus dem ihm höchste geistige Gnadenquellen flossen. Und all das war geworden — ohne Rom. Nun aber bedurfte Rom dieser Kräfte gegen eine Welt von Feinden und dies Volk stellte seine weltgeschicht-

Digitized by Google

liche Mission in den Dienst der Bischöfe von Rom, denen es selbst nun in treuer Hilfe und in weitgehender Güte maßlose Macht gewann. Die Germanen, die das römische Weltreich gestürzt, sie legten den Grund zur geistlichen Weltherrschaft der neuen Herren des Kapitols. Doch wir wollen nicht vorgreifen. Aber Eines steht fest: „Man kann die Geschichte der fränkischen Kirche bis zum Beginne des achten Jahrhunderts verfolgen, ohne daß man veranlaßt wäre, nach ihrem Verhältnis zu Rom zu fragen.“ Sie entwickelte sich selbständig, gewissermaßen national. Rom hat keine Schuld an dem, was im fränkischen Reich in kirchlicher Hinsicht geschah. Die Franken waren Christen geworden: Rom hat keinen Teil an ihrer Bekehrung. Wir sehen ihre Sendboten über den Rhein ziehen, den deutschen Stämmen das Kreuz zu predigen: sie standen und wirkten für sich. Keine römische Hilfe ebnete ihren Weg, kein päpstliches Geleitwort beflügelte ihren frommen Mut. Aberglauben herrschte im fränkischen Reich. Rom hat ihn nicht gebannt. Bischofszwist tobte — der Papst hat nicht Frieden geboten. Kein fremder Einfluß hemmte die Ausbildung der kirchlichen Verfassung. Die fränkische Kirche ward Landeskirche, ohne jede Beziehung zur Hauptkirche: „Der König war für sie wichtiger als der Papst.“ Chlodovech hatte auch hierin den Weg gewiesen. Es war nicht seine Art, fremder Hand Einfluß in seinem Reiche zu gönnen. Freilich stand es anders im Reiche der Goten und der Burgunden. 534 war letzteres gewonnen, 536 gab König Theodahad die ostgotischen Besitzungen in Südgallien den Franken preis. Hier waren naturgemäß enge Beziehungen mit Rom vorhanden und Rom konnte unmöglich geneigt sein, auf diese Ansprüche zu verzichten. Hätte es sich doch in Widerspruch mit den Bischöfen des Landes gesetzt. So konnte es an Anknüpfungspunkten nicht fehlen. Eine Reihe von Streitfragen hätten als Kraftprobe dienen können für den päpstlichen Einfluß. Das war indes nicht der Fall. Bald mußte man erkennen, daß der päpstliche Vikar keines der Rechte ausüben konnte, auf welche man in Rom Anspruch erhob.

Wir gewahren hier sogar ein deutliches Sinken der päpstlichen Macht gegenüber der königlichen. Der Stellvertreter des Papstes, der einst die volle Obergewalt Roms repräsentiert hatte, ward lediglich zum römischen Geschäftsträger. Und dabei verfuhren die Frankenkönige mit außerordentlicher Klugheit. Theoretisch haben sie die römischen Ansprüche nie bestritten. Aber sie achteten nicht auf sie. „Die päpstliche Autorität galt ihnen als bloß moralische.“ Aber diese haben sie immer hoch gehalten. Das Verhältnis war in geistiger und geistlicher Beziehung ein gutes, man legte Wert auf die engste Glaubensgemeinschaft mit Rom — aber wenn man den Papst als den Leiter der Kirche bezeichnete, so war das recht platonisch, ebenso wie die landläufige Phrase, daß Rom die Hauptstadt der Welt. Das hat keiner mehr erproben können als der Papst, der mit hohem Schwung die Weltsendung des römischen Primats, seine Herrschaft über die gesamte Christenheit vertrat. Mit gerechter

Digitized by Google

Sorge hatte Gregor sich den Zuständen der fränkischen Kirche zugewendet. Sie krankte an schweren Schäden. Aber vergebens seine Schritte bei den Königen, zwecklos seine Verhandlungen mit den Bischöfen: vergebens bat er um eine Synode. Die päpstlichen Mahnungen verhallten: er starb, ohne daß die Synode zustande kam. Und wenn man seine Mahnungen noch mit Versicherungen für die Kirche erwidert hatte, so hören seit 613 die Beziehungen zu Rom völlig auf. Papst Martin I., der sie wieder anzuknüpfen versuchte, mußte erkennen, wie fremd man sich inzwischen geworden war. Und doch drängte ihn der monotheletische Streit zum Eingreifen. Aber wie hätte er zu einem besseren Ziele gelangen sollen als Gregor der Große. Keiner seiner dringenden Wünsche fand Gehör, die geforderte Synode fand nicht statt. Man sieht, von einer Unterordnung der fränkischen Kirche kann keine Rede sein. Sie war, wie Hauck sagt, in gewissem Maße „romfrei". Und sie hätte es bleiben können, wäre sie nicht durch ihre eigene Schuld in Verfall geraten. Der Episkopat versäumte in weltlichem Drange seine kirchlichen Pflichten. Freilich mußten auch die politischen Wirren auf die Kirche zurückwirken. Der Merowingen Stern war gesunken, mit hartem Ringen, aber unbeugsamer Zähigkeit rangen sich die Pippiniden zur höchsten Macht empor. Verwirrung, wilde Fehde hemmte ihnen den Weg. Wer hätte da der Auflösung der Kirche entgegentreten können. Alles begehrte Reformen, aber niemand war, der sie hätte durchführen können. Karl Martell ging andere Wege. Reformen der Kirche waren ihm unbequem, solange er nicht die geplante und unter allen Umständen notwendige Säkularisation des Kirchengutes durchgeführt hatte. War doch dasselbe in der verhängnisvollsten Weise angeschwollen. Er konnte sein politisches Ziel nicht erreichen, ehe er nicht aus dem gehäuften Horte die Mittel gewann, seine weltlichen Helfer stark zu machen. Sein Angedenken in der Kirche ist kein gesegnetes. Der Retter der christlichen Kultur, der Retter des Abendlandes vor der islamitischen Ueberschwemmung ward durch die Legende in die Hölle zu ewiger Pein verwiesen. Und dennoch bedurfte auch die Kirche des Retters, das Volk einer Erneuerung und Vertiefung des religiösen Gefühls. Die Hilfe kam: aber nicht von Süden, sondern von Norden. Die Angelsachsen kamen übers Meer.

Zweites Kapitel.

Papst Gregor der Große sah einst auf dem Markte zu Rom junge angelsächsische Sklaven. Er freute sich ihres hellen, lichten Aussehens — „wie Engel des Himmels erschienen sie ihm". Und so beschloß er, der Nation, der sie angehörten, das Evangelium zu senden. So anmutig die Erzählung, so bedeutungsvoll ist sie. Denn nie hat ein Papst einen folgenreicheren Entschluß gefaßt. Er hatte

Digitized by Google

von den einzelnen Persönlichkeiten auf das ganze Volk geschlossen und sich darin nicht getäuscht. Der Plan gelang über Erwarten gut. Und hiebei haben die Franken ihre Dienste geleistet. Der Sendling Gregors, der Mönch Augustin, ward von den fränkischen Bischöfen zum Bischof geweiht. Fränkische Dolmetscher begleiteten ihn über das Meer und vermittelten seinen Verkehr mit den Angelsachsen. Rasch gedieh das Werk. Die Missionäre verfuhren äußerst klug. Sie schonten die Heiligtümer und nützten vor allem den nationalen Gegensatz der Angelsachsen zu den Briten. So werden folgende Worte Augustins überliefert: „Da ihr nicht Frieden wollt mit den Brüdern, so sollt ihr Krieg haben mit den Feinden". So hatte die Bekehrung schon Wurzel geschlagen, da König Ethelbert die Taufe nahm. Und der Papst erntete sofort die Früchte dieser von ihm selbst in Szene gesetzten Mission. Die junge Kirche wahrte den engsten Anschluß an Rom. Mit der Lehre wurde in dem germanischen Britannien zugleich eine Verehrung für Rom und den heiligen Stuhl heimisch, wie sie dieser bisher noch nie geahnt hatte. Mit grenzenloser Inbrunst pilgerten die Angelsachsen nun nach Rom. Die Gräber der Apostel waren ihr Ziel. Die Jugend zog dahin, die Priesterweihe zu holen, Fürsten, um Mönche zu werden. König Ethelbert hatte einst gefürchtet, von den römischen Missionaren bezaubert zu werden. Jetzt schien die ganze Nation machtlos dem Zauber hingegeben. Mit abergläubischer Verehrung blickte man auf die ewige Stadt. Es war echt germanische Religiosität, die nun das ganze Volk zu so selbstloser Hingebung drängte. Und dabei entfaltete sich in der Heimat selbst eine christlich-lateinische Bildung zu voller Blüte, die ihresgleichen in der damaligen Welt nicht hatte. Was sie daher jetzt Rom weihten, das war kein armseliges Opfer mehr, das trug den eigenartigen Glanz eines edlen, gesteigerten Volkstums in sich. Und wenn sie nun den Hymnus auf Rom sangen, so war das doppelt bedeutungsvoll. Im fernen Norden wirkte der alte Zauber der ewigen Stadt am stärksten. Dort sagte man wohl: So lange das alte Kolosseum steht, wird Rom stehen; fällt das Kolosseum, so wird Rom fallen, und fällt Rom, dann fällt die Welt. Und die Träger dieser Gesinnung waren entschlossen, dies Band mit Rom überall zu wahren. Indessen war es mehr ein geistiges und seelisches, und noch keineswegs ein dogmatisches. Und wenn sie nun ihre Sinnesweise auf das feste Land und zumal ins Frankenreich trugen, so hatten sie freilich zunächst nicht die Absicht, dessen Verhältnis zum römischen Stuhle umzugestalten. Denn ihr Hauptziel war die Mission. Aber sie waren es von der Heimat her zu sehr gewohnt, die Gemeinschaft mit Rom zu bewahren. So suchten sie ein Gleiches in den von ihnen geschaffenen Provinzialkirchen zu erreichen. So hingen denn diese mit Rom weit enger zusammen als die fränkische Reichskirche. Ob diese die gleiche Fühlung wieder suchte, das war eine Frage für sich. Die angelsächsischen Priester allein konnten dies nicht erreichen. Es war dies ein politischer und

Digitized by Google

religiöser Akt zugleich. Den politischen vollführten die Söhne Karl Martells, Karlmann und Pippin. Die kirchliche Aufgabe aber, nicht minder schwer, fiel Bonifazius zu. Wir besitzen eine Schilderung von der fränkischen Kirche aus dem Jahre nach Karl Martells Tod. Sie stammt von Bonifazius selbst. Danach war die Frömmigkeit schon lange, seit sechzig oder siebzig Jahren, in Verfall geraten. Seit mehr denn achtzig Jahren habe man keine Synode mehr gehalten, habe man die kirchlichen Zustände nicht mehr den kirchlichen Gesetzen gemäß reformiert. Die bischöflichen Sitze zum größten Teile in Händen von Laien oder von Klerikern, die ihrer ganz im weltlichen Sinne walteten. Das Verderben aber gehe durch alle Schichten des Klerus: man finde Diakonen, die zugleich vier, fünf und mehr Konkubinen hätten. Andere aber seien dem Trunke und der Jagd ergeben und vernachlässigten ihr Amt. Bewaffnet zögen sie mit dem Heere und scheuten sich nicht, mitzukämpfen.

Es war offenbar, daß im Frankenreich eine Reform der Kirche notwendig war. War diese durchgeführt, dann konnte die Organisation der Stämme jenseits des Rheins geschaffen werden. Eine doppelte Aufgabe, fast zu groß für eine Menschenkraft. Aber Bonifazius hat sie gelöst.

Wir müssen sogleich hinzufügen: in engster Gemeinschaft mit Rom.

Eine eigenartige Erscheinung. Im doppelten Sinne ein Märtyrer. Er war Sachse und als Sachse hat er sich stets gefühlt. Von gleichem Fleisch und Blut fühlte er sich mit den Sachsen des Festlandes. Von edlem Geschlecht, schied er aus dem Vaterhaus und löste sich völlig von ihm. Bis ins Greisenalter hat er sein Vaterland heiß und innig geliebt, nie aber hat er mehr seiner nächsten Heimat Erwähnung getan. Und doch auch das Vaterland hat er verlassen, obwohl ihm hier die reichsten Ehren winkten. Er war ein Mönch im vollen Sinne des Wortes, wenn auch das Mönchsideal nicht sein ganzes Wesen ausfüllte. Aber es zog ihn fort, den Heiden das Kreuz zu predigen. Wohl trieb ihn die Sehnsucht in die Ferne, wohl lockte ihn die große Tätigkeit, denn zum Organisator war er geboren, aber all diese Gefühle dämmte er zurück durch den Gedanken, daß nur der ein vollkommener Christ sei, der alles verläßt. Auch hier das verhängnisvolle Mißverstehen der Worte Christi, daß man um seinetwillen Eltern und Vaterland verlassen müsse. Mit diesem rührenden Irrtum im Herzen, ging er daran, der germanischen Welt die Wahrheit zu bringen. Freilich der erste Versuch mißlang. Ohne Erfolg kehrte er aus Friesland in das heimische Kloster zurück. Dann aber, da er sich zum zweiten Male auf den Weg machte, ging er zuerst nach Rom. Es entsprach dies ganz dem Geiste seiner Nation. Aber er kam zu rechter Zeit. Da er im Winter 718 in der ewigen Stadt eintraf, hatte sich nach einer Periode des Niedergangs doch alles zum Besseren gewendet. Schon Konstantin I. hatte die Stellung und das Ansehen

Digitized by Google

Roms zu wahren gewußt und mit Gregor II. schien ein neuer Aufschwung sich zu regen. Er nahm ihn freundlich auf, der wie er sagte, als Glied die Gemeinschaft mit dem Haupte suchte. Indessen hielt er ihn bis in den Mai des Jahres 719 in Rom zurück. Der Papst wußte wohl warum. Ein tiefes Vertrauensverhältnis wurde in diesen Monaten begründet. Dann erteilte er ihm — und von jetzt an nannte er ihn Bonifazius — die Ermächtigung zur Predigt unter den Heiden: nicht mündlich, in einer volltönenden, bedeutungsvollen Urkunde. Das Hauptgewicht lag in dem Auftrag, die Taufe in der von Rom bestimmten Form zu erteilen und bei auftauchenden Schwierigkeiten sogleich nach Rom zu berichten. Man sieht deutlich, nicht um eine schwärmerische Mission in wildes Heidenland war es Rom zu tun. Indem sich Wynfrith zu dem Bekehrungswerk erbot, nahm ihn der Papst als der oberste Leiter der Christenheit in aller feierlichen Form in seinen Dienst. Er verteilte gleichsam die Arbeiten auf kirchlichem Gebiete. Bonifazius ahnte nicht, was dies gerade für ihn und sein Werk bedeutete. „Die Sehnsucht seiner Seele sei erfüllt", jubelte er in dem Briefe an seine Freunde. Aber schon dachte man in Rom weiter, da er nun Auftrag erhielt, statt nach Friesland zu den Thüringern zu gehen. Er wollte Seelen dem Glauben gewinnen, Gregor dachte an die Organisation der deutschen Provinzen. Sie schien ihm und sie war wichtiger. Sofort nach seiner Thronbesteigung hatte er Beziehungen mit Bayern angeknüpft. Da konnte er schon die Idee einer mit Rom verbundenen deutschen Kirche ins Auge fassen. Dann konnte, wenn des Bonifazius Mission von Glück begleitet war, die thüringische Kirche das Glied zwischen der bayerischen und friesischen bilden. Welcher Druck konnte dann auf die fränkische Kirche ausgeübt werden. Noch konnte man ja in Rom nicht ahnen, welch mächtige Helfer ihm gerade in jenem Reiche erstehen sollten. Aber dort herrschte noch Karl Martell. Und während Rom solchen Plänen nachging, sah sich sein Sendling gerade um der befohlenen Organisation willen veranlaßt, nach Franken an den Hof zu gehen. Kein Zweifel, er bedurfte bei seinem Werke wenn nicht staatliche Hilfe, so doch „Anlehnung an den Träger der staatlichen Gewalt." Aber die Kunde von dem Tode des Friesenfürsten Radbot läßt ihn für einen Augenblick seiner päpstlichen Mission vergessen. Er eilt nach Friesland, um, wie ihm ein Traumbild gebot, „die reife Ernte zu schneiden und Garben zeitiger Saaten in die himmlischen Scheuern zu sammeln". Rasch aber kehrte er nach Deutschland zurück. Und hier blühte ihm nun Erfolg auf Erfolg. Viele Tausende hat er in Hessen getauft. Freudig berichtete er nach Rom. Sofort erhielt er von Gregor die Aufforderung, persönlich in Rom zu erscheinen. Er hatte in ihm den rechten Mann erkannt. Er wollte ihn zum Bischof weihen, aber dies sollte in Rom selbst geschehen, um ihn noch mehr an die römische Kirche zu fesseln. Fürchtete er die Anlehnung seiner Getreuen an die fränkische Kirche, in welcher er als der Reformator

Digitized by Google

den Primat erlangen konnte? In der Tat hat Bonifazius den Weg durch das Frankenreich selbst und durch Burgund genommen. Er suchte ein Zusammentreffen mit Karl Martell, der damals sich in Zülpich aufhielt. Es war nicht mehr als billig, daß er dessen Urteil über seine Organisationspläne einholte. In der Tat scheint eine Bonifazius befriedigende Besprechung stattgefunden zu haben. Dann ging er nach Rom. Auch hier eine Reihe von Beratungen, bis am 30. November 722 die Bischofsweihe erfolgte. Bonifazius hatte sich nicht mit dem mündlichen Glaubensbekenntnis begnügt, sondern es in einer eigenen Schrift niedergelegt. Und nun zeigte sich, warum der Papst ihn selbst in Rom hatte konsekrieren wollen. Er mußte den gleichen Eid leisten, wie die übrigen vom Papste geweihten Bischöfe. Doch wurde das wegfallende Gelübde der Treue gegen den römischen Kaiser ersetzt durch das Versprechen, mit Bischöfen, welche gegen die in der Kirche gültigen Anordnungen verstießen, keine Gemeinschaft zu haben, ihnen entgegenzuwirken und dem Papste Kunde über sie zu geben. Das war ein harter Streich gegen die fränkische Landeskirche. Denn ein Konflikt mit den dortigen Bischöfen war unter solchen Umständen unvermeidlich. So war mit einemmale die Stellung des Bonifazius gründlich verschoben. Der Missionär war zum Reformator berufen worden. Er mußte von seinen Idealen zurücktreten. Das neue Amt lastete schwer auf seiner opferfrohen Seele. Und nicht genug. Der Papst erließ sofort eine Bulle an den Klerus und das Volk von Thüringen und Hessen, in welcher er ihnen mitteilte, daß er ihnen Bonifazius zum Bischof gesetzt habe. Mit dem Schreiben hatte er seine bisherigen Rechte weit überschritten. Im Reiche der Franken konnte nur derjenige Bischof sein, den der König als solchen anerkannte. Und nun forderte er auf Grund seiner Stellung die Anerkennung des Gewählten von seinen Diözesanen. Der Fall war völlig neu und wir dürfen hinzusetzen, völlig unerhört. Bonifazius hatte in Treuen den Eid geleistet, aber der fränkische Staat wurde vor eine folgenreiche Alternative gestellt. Gregor stand nicht an, in einem Schreiben an Karl Martell seinen Standpunkt zu behaupten. Er teilt die Konsekration des Bonifazius mit, bittet aber nicht um Anerkennung seiner bischöflichen Würde. Er betont, daß dieser über die Institutionen der Kirche unterrichtet sei. Er bittet schließlich um Schutz und Unterstützung für die Mission seines Bischofs bei den deutschen Stämmen. Es ist klar, Gregor handelte auf Grund von Rechten, welche Rom im Frankenreiche nicht besaß. Er ignorierte die fränkischen Rechtsanschauungen. Es war nun die Frage, wie sich Karl Martell und die Bischöfe dazu stellten. Gregor aber schien seiner Sache sicher. Er wußte, daß die moralische Autorität, die Rom im Frankenreich besaß, eine starke war. Sie konnte leicht die Basis bilden für die rechtliche Autorität des Papsttums. Und der Vorkämpfer derselben war eben Bonifazius. Er hatte sich seiner Freiheit begeben. Mit ganzer Seele brannte er, die Wünsche seines

Digitized by Google

Herrn zu vollführen. Er ahnte nicht, was der Papst mit der unbestimmten Fassung seines Schreibens an Karl Martell bezweckte. Als ihm die Augen darüber aufgingen, war es zu spät.

Alsbald, im Frühjahre 723, treffen wir ihn am königlichen Hofe in Valenciennes. Der Empfang soll kühl gewesen sein. Aber Bonifazius erreichte sein Ziel. Er wurde als Bischof anerkannt und konnte mit einem Schutzbrief Karls versehen in seinen Wirkungskreis zurückkehren. Aber auch Karl wußte seine Rechte wohl geltend zu machen: er ließ eine Ignorierung der staatlichen Macht nicht zu. Bonifazius mußte sich Karls Herrschaft unterwerfen und die ausdrückliche Erlaubnis zur Wirksamkeit in Hessen wies deutlich darauf hin, daß er ohne Karls Zustimmung überhaupt nichts zu unternehmen vermöge. Und in dem Schutzbrief Karls wird das Verhältnis zum Papste überhaupt nicht erwähnt. Er läßt den Schutz von Bonifazius selbst erbeten sein. Das ist eine nicht mißzuverstehende Ablehnung der päpstlichen Einmischung. So mußte sich der Papst mit dem Erreichten bescheiden. Und er war klug genug, vorerst nicht weiter zu gehen.

Auffallend aber ist die Zurückhaltung Karl Martells gegenüber Bonifazius. Von irgendwelcher weiterer Förderung war keine Rede. Während er mit Willibrord und seiner Kirche in Utrecht geradezu in vertrauten Beziehungen stand und dieselbe mit reichen Gaben förderte, gebot Bonifazius lediglich über die Hilfsmittel, welche ihm die Neubekehrten zur Verfügung stellten. Freilich hatte ihm sein schroffes Urteil über die fränkische Kirche die leitenden Kreise entfremdet. Er wollte Abhilfe schaffen, aber seine Bemühungen prallten ab. Und so fühlte er sich in seinem Gewissen bedrängt. Der Papst selbst suchte ihn zu beruhigen. Er warnte ihn, die Beziehungen abzubrechen, aus denen doch noch Segen erwachsen könne. Vor allem aber mahnte er zur Vorsicht in der Stellung zu den weltlichen Großen. Er wußte wohl warum. Und er erkannte, daß Macht und Ansehen Roms zusehends wuchsen. Bonifazius hatte im Laufe eines Jahrzehntes die Kirche im mittleren Deutschland geschaffen. Mit Stolz wies der römische Bischof dem oströmischen Kaiser auf diese Erfolge hin: „das ganze Abendland richtet seine Augen nach Rom und setzt, obgleich er es nicht verdient, sein Vertrauen auf ihn, den Papst und auf den heiligen Petrus, den alle Reiche des Occidents als irdischen Gott betrachten."

Und in der Tat, wenn er auf Deutschland blickte, so konnte er nicht blos das Wachsen des Christentums, sondern auch des päpstlichen Ansehens recht wohl erkennen. Aber Bonifazius gab auch den geschaffenen Formen großen und bedeutenden Inhalt. Er hatte eine Reihe von frommen Männern und Frauen nach Deutschland gezogen, die nun eine höhere Lebensanschauung geltend machten. Sie haben die heimische Bildung nach Deutschland übertragen. Auch die der Frauen, wie sie in England zu schöner Blüte gelangt war, wurde nun in den Frauenklöstern gepflegt. Auch hierin war Bonifazius

Digitized by Google

der Leiter des Ganzen. Nie erloſch ſein Bildungsdurſt und noch immer trachtete er ſein Werk zu erweitern. Die Verhandlungen Gregors II. mit dem Herzog von Bayern hatten zu keinem Ziele geführt. Nun griff Bonifazius auf die alten Pläne ſeines verſtorbenen Freundes zurück. Freilich die Dinge hatten ſich gewandelt. Wenn Herzog Theodor ſelbſtändig geweſen war, ſo hatte Herzog Hucbert die Oberherrſchaft der Franken wieder anerkennen müſſen. Aber ſo ſehr ihn ſeine eigene Tätigkeit dort befriedigte, ſo wenig genügte ſie Papſt Gregor. Wenn Bonifazius gedacht, auf die Reorganiſation der bayeriſchen Kirche verzichten zu können, ſo war der Papſt entſchloſſen, ſie trotz allem durchzuführen. Hatte man hier feſten Fuß gefaßt, ſo konnte von hier aus Alemannien in Angriff genommen werden. Auch hier als erſtes und wichtigſtes Ziel: die Anerkennung der päpſtlichen Autorität. Ein ſeltſamer Kontraſt herrſchte zwiſchen den Beiden: Gregor III., der Verfechter ſeiner kirchenpolitiſchen Gedanken, Bonifazius ſchlecht und recht der Prediger des chriſtlichen Glaubens. Nur der Gehorſam gegen den römiſchen Stuhl hielt ihn beim Hirtenamte feſt. Und doch erreichte er mehr als der Papſt ſelbſt. Als er von ſeiner dritten Romfahrt nach Bayern kam, fand er als neuen Herrſcher den Agilolfinger Odilo, der ihm nun auf ſeine Weiſe die Wege ebnete. Bayern war völlig gewonnen. Die äußere Form, wie der Papſt ſie wünſchte, war geſchaffen, Bonifazius zögerte nicht, ihr den vollen geiſtigen und geiſtlichen Inhalt zu geben.

Inzwiſchen aber drängte das Schickſal ſelbſt den Papſt auf ſeinen politiſchen Bahnen vorwärts. Es war gekommen, was hatte kommen müſſen. Der Streit um die Bilderverehrung hatte zur Entfremdung, ſchließlich zu vollem Bruche mit Konſtantinopel geführt. Er hatte ihn gewollt im Vertrauen auf die Langobarden. Aber nun hatte, freilich durch Gregors III. Parteinahme für den rebelliſchen Herzog Traſimund von Spoleto gereizt, König Liutprand den Kampf gegen Rom begonnen. Seine Truppen bedrängten die ewige Stadt. Gregor III. tat in der Not den weltgeſchichtlichen Schritt: er ſuchte Hülfe bei den Franken. Seine Geſandten brachten koſtbare Geſchenke, goldene Schlüſſel, gleichſam als Symbol des Schutzes der Apoſtelgräber. Der Eindruck war ein ungeheurer: was nie gehört, was nie geſehen, das ſei jetzt geſchehen und das Volk jubelte; die Römer wollten ſich losreißen vom Kaiſer der Griechen und ſich dem Schutz der milden Frankenkönige zuwenden. Aber Karl blieb kalt. Liutprand war ſein Kampfgenoſſe geweſen im Kampfe gegen die Araber. Er hatte keinen Grund, ihn anzugreifen. Die Geſchenke erwiederte er mit untadeliger Höflichkeit. Aber der politiſche Wunſch des Papſtes blieb unerfüllt. Vergebens alles weitere Flehen. Dem Papſte blieb ſeine Hilfe verſagt. Er konnte dies mit Fug, denn Gregor befand ſich den Langobarden gegenüber im Unrecht. Und der Geſamtkirche hatte er den größten Dienſt geleiſtet, da er die abendländiſche Welt vor dem Islam gerettet. Er hatte dem Widerſtand, den Konſtantinopel und das ſüdliche Gallien bisher den Arabern geleiſtet hatte,

Digitized by Google

den sieghaften Rückhalt verliehen. Die Schlacht von Poitiers gab Europa die Freiheit selbständiger Entwicklung zurück. Kein Wunder, wenn gerade bei ihm der Papst Hilfe suchte. Seine herrliche Waffentat hatte ihn zum Helden der Christenheit gestempelt. Sie gewann ihm das Frankenreich. Umsoweniger war er gewillt, sein gutes Schwert in diesem keineswegs würdigen Zwiste zu gebrauchen. Umsomehr aber war er in seinen letzten Lebenstagen Bonifazius entgegengekommen. Die Zustimmung für die Errichtung der drei Bistümer Fritzlar, Würzburg und Erfurt mochte in Rom als Ersatz für die verweigerte Waffenhilfe gelten.

Kurze Zeit darauf sind Karl Martell und Gregor gestorben. Es kam alles darauf an, wie sich das Verhältnis der Nachfolger im Frankenreich und in Rom gestalten würde. Hier hatte Papst Zacharias den Stuhl Petri bestiegen. Sofort ward das Verhältnis zu Bonifazius ein anderes. Orientale von Abstammung begriff er nicht den großen Zug in Wynfriths Wesen. Er spielte den Herrn und mäkelte auch da, wo er nichts besseres zu bieten vermochte. Jener trug schweigend die Wandlung: um so leichter, als sich seine Beziehungen zum Frankenreiche in ungeahnter Weise gebessert hatten. In seinem ersten Briefe an Papst Zacharias konnte er berichten: Karlmann, der Herzog der Franken, berief mich zu sich und forderte mich auf, in dem Teile des Frankenreichs, der seiner Herrschaft untersteht, eine Synode zu versammeln. Und er versprach, daß er die Frömmigkeit in der Kirche, die schon länger als sechzig oder siebzig Jahre unterdrückt und zerstört sei, reinigen und fördern wolle. Karlmann scheint die Anregung aus des Bonifazius früherer Klage über die Zustände der fränkischen Kirche geschöpft zu haben. Gleichviel, Bonifazius ging, so alt er war, mit Freuden darauf ein. Ein bisher völlig verschlossener Wirkungskreis war ihm mit einem Male eröffnet. Mit jugendlichem Eifer erbat er sich von Rom Instruktion. Aber diese blieb — vorläufig wenigstens — aus. Der Papst war durch seine eigene Politik daran gehindert. Hielt er sich doch zu der gegen die beiden fränkischen Brüder Karlmann und Pippin gerichteten Koalition. Aber umsoweniger zögerte Bonifazius, das Eisen zu schmieden, solange es glühend war. Bereits am 21. April 742 fand die begehrte Synode statt. Die einschneidendsten Beschlüsse zur Reform der Kirche wurden gefaßt und traten sofort in Kraft. Es war die erste deutsche Nationalsynode — sie verlief ohne jede Mitwirkung Roms. Auch Bonifazius war lediglich anwesend als austrasischer Erzbischof. Die Reform ließ die Rechtsordnung der römischen Kirche und das Verhältnis zu Rom ganz unberührt. Und die fränkische Landeskirche erwies sich wiederum als ein Organismus, der wohl ohne Rom, aber nicht ohne den Inhaber der Staatsgewalt zu handeln vermochte. Bonifazius erkannte das recht wohl. Er hat im richtigen Augenblicke die Sache über die Person gestellt. Ob er die Politik des neuen Papstes durchschaut und als lauterer Charakter verurteilt? Wir wissen es nicht.

Digitized by Google

Sicher aber ist, daß dieser durch seine Politik die kirchlichen Verhältnisse in Bayern alsbald ins Schwanken brachte. Er hatte sich sofort nach seiner Inthronisation mit dem Herzog Odilo gegen die Pippiniden verbündet. Die Franken hatten seinem Vorgänger die Hilfe gegen die Langobarden versagt. So mochte er hoffen, in Odilo den erwünschten Bundesgenossen zu finden. Kein Zweifel, er opferte das augenblicklich größte kirchliche Interesse dem politischen. Auch Bonifazius bekam das zu fühlen. Zacharias sandte einen eigenen Legaten nach Bayern, dem alsbald ein in Rom geweihter Bischof für die bayerische Kirche folgte. Damit war der Wunsch Odilos erfüllt, das Band mit Bonifazius gelöst. Die Söhne Karl Martells aber griffen zum Schwerte. Und nun sah die abendländische Welt zum erstenmale das seltsame Schauspiel, daß der Papst auch in rein weltlichen Dingen die Entscheidung sich anmaßte. Die Heere standen sich am Lech, nur durch den Fluß getrennt, kampfbereit gegenüber: da erschien der päpstliche Legat und gebot im Namen des Papstes den Franken Frieden und Abzug aus Bayern. Aber das stolze Wort verhallte ungehört. Der Papst hatte seinen Einfluß im Frankenreiche überschätzt. Der Krieg endete erst mit dem völligen Siege der Franken. Der Legat wurde als Gefangener vor Pippin gebracht, der indessen das Verhältnis zu Rom nicht brechen wollte. So behandelte er jenen als Betrüger: er habe nicht im Auftrag des Papstes mit ihm gesprochen. Und der Papst lenkte sofort ein. Er leugnete seine ganze Politik ab und erklärte nunmehr dem wieder zu Gnaden gelangten Bonifazius, seine Stellung zur bayerischen Kirche sei völlig unverändert. Aber er war auf der ganzen Linie geschlagen und zum Segen des Ganzen wurde sein Streben nach Abtrennung der bayerischen von der deutschen Gesamtkirche vereitelt. Karlmann und Pippin aber vollzogen im Einklang mit Bonifazius die Reform der fränkischen Kirche. Es war eine nationale Tat, ein Reformwerk ohne jeglichen römischen Einfluß. Und doch gedieh es der Gesamtkirche zum Segen und hat selbst das Ansehen des Papsttums gemehrt. Denn die Reform durchdrang die grenzenlose Hingebung Wynfriths und seiner Schüler für den heiligen Stuhl. Und die Festigung der Verbindung mit Rom war nur eine Frage der Zeit. Denn die moralische Gebundenheit an den Papst als zuverlässigen Zeugen des Glaubens und der Sitte der alten Kirche war doch eine ungemein große. Er hatte nach der Ueberzeugung aller in Lehrfragen die Entscheidung zu fällen. Und Bonifazius war nicht der Mann, diese moralischen Rechte des Papsttums bis zur äußersten Konsequenz zur Geltung zu bringen. Eine Reihe von Fällen in der Reformarbeit mußten ihn darin bestärken. Dazu kamen häretische Streitigkeiten, in denen die Entscheidung nur dem Papste gelang. Und er konnte den Verfassungsbau der Kirche nicht für abgeschlossen halten, solange nicht durch entscheidenden Synodalbeschluß die päpstlichen Rechte zu klarer und unzweifelhafter Anerkennung gebracht worden.

Digitized by Google

Im Frühjahr 747 hielt er seine letzte Synode. Hier setzte er denn eine Erklärung durch, in welcher die Versammelten gelobten, den katholischen Glauben, die Einheit mit der römischen Kirche und die Unterwerfung unter sie bis zu ihrem Lebensende bewahren zu wollen; dem heiligen Petrus und seinem Stellvertreter wollten sie untergeben sein; in allen Stücken sei ihr Begehren, die Gebote des Apostelfürsten treulich zu erfüllen, damit sie zu den ihm anvertrauten Schafen gezählt würden. Kein Wunder, wenn der Papst über diese feierliche Kundgebung der fränkischen Kirche jubelte, in ihr ein dauerndes Band zwischen dieser und Rom erkannte. Und doch hing noch jetzt alles ab von dem Leben des Bonifazius und dem Willen der beiden Fürsten. Aber mochte die rechtliche Gestaltung noch fehlen, die Basis war geschaffen, auf welcher der Ausbau vollendet werden konnte.

Drittes Kapitel.

Und rasch vollendeten sich nun die Geschicke. Karlmann zog sich noch im Sommer 747 in rätselhafter Weise ins Kloster zurück. Um so rascher erreichte der Bruder allein das Ziel. Der letzte Merowinge ward entsetzt, Pippin bestieg den gewaltsam verödeten Thron. Es geschah im engsten Einklang mit Rom. Schritt für Schritt waren sich beide näher getreten. Man erstrebte beiderseitig die engsten Beziehungen. Pippin hatte schließlich doch das Wollen des Bonifazius gekrönt: die kirchlichen Beziehungen zu Rom waren gefestigt. Jetzt tat er ein Gleiches auf dem Boden der Politik. Er entthronte den letzten Merowingen und suchte hierzu die Zustimmung des Papstes. Der König wollte sein Gewissen beruhigen, er wollte offen und ehrlich vor allem Volk die Krone gewinnen. So richteten denn die Boten Pippins an den Papst die Frage: die Könige der Franken besitzen nicht die königliche Macht; ist das gut oder nicht? Und der Papst traf die richtige Entscheidung, daß, wer die Macht, auch das Recht haben sollte. In diesem Sinne handelten die Franken, in diesem Sinne ward Pippin von Bonifazius gesalbt. Eine neue Dynastie war gegründet, das Reich dadurch zweifellos konsolidiert. Aber auch die Beziehung mit Rom wurde dadurch außerordentlich verstärkt. Mit jener Frage an Zacharias war es ausdrücklich kund geworden, daß das fränkische Volk im Papste den obersten Vertreter des moralischen Prinzips auf Erden anerkenne. Es war eine Gunst des Schicksals, daß alsbald das Papsttum Pippins noch in weit dringlicherer Weise bedurfte als vor kurzem Pippin des Papstes.

Nach Zacharias' Tod verschärften sich wieder die Gegensätze zwischen Rom und den Langobarden. Stephan II. besaß nicht die Klugheit seines Vorgängers und mit König Aistulf war nicht leicht in Frieden leben. Dazu kam Byzanz. So wagte er denn den Schritt, den Gregor III. einst umsonst getan. Er bat Pippin, ihn

Digitized by Google

durch eine Gesandtschaft nach dem Frankenreiche zu laden. Pippin ging ohne Besinnen auf das Begehren ein. Der König erkannte recht wohl das Bedeutsame des Schrittes. Er ging mit seinem Volk zu Rate. Alles ward sorglich im voraus erwogen. Aber er war entschlossen. Vergeblich warnte von seinem Kloster Sorakte her Karlmann, der Mönch. Wer könnte seine Warnung als völlig verfehlt betrachten? Wies er doch mit Nachdruck auf die energische Politik des Vaters hin. Aber Pippin leitete gerade der Grundzug der Regierung des Vaters: eine kerngesunde Realpolitik. Wohl war er fromm und wollte dem Vater der Christenheit helfen, aber die Hilfe brachte ihm nach des Papstes lockenden Verheißungen eigene größere Macht.

Und so ging denn Stephan II. über die Alpen. In Ponthion fand Anfang Januar 754 die Zusammenkunft statt. Der König hat dem Schutzflehenden in jeder Weise gehuldigt, als sein Marschall führte er den Zelter des Papstes. Dann ging es an die Beratungen. Nicht um vorübergehende Hilfe war es dem Papste zu tun. Er wollte ein dauerndes Schutzverhältnis schaffen. Pippin nahm es an und führte seitdem den Titel des „patricius Romanorum". Er erkannte Recht und Pflicht des Schutzes zugleich an. Aber er war entschlossen, sein Amt sogleich zu üben. Versagten die friedlichen Mittel, so sollte das Schwert entscheiden. Der Verzicht auf die Unterwerfung Roms, die Herausgabe Ravennas und die Restitution der Patrimonien sollten mit allen Mitteln erreicht werden. Das versprach Pippin, das war es, was Stephan durch seine Fahrt hatte erreichen wollen. Und so salbte er ihn als König der Franken und Patrizius der Römer. Es war keine Krönung. Der Papst konnte ihm nicht geben, was er schon hatte. Es war ein Benediktionsakt, weiter nichts. Ein anderes hätten die fränkischen Großen kaum ertragen. Stieß doch auch so der Vertrag mit dem Papste bei ihnen auf Widerspruch: ebenso fest wie Karlmann hielten die Großen an den Traditionen Karl Martells. Aber der König setzte seinen Willen durch. Und so beschwor er sein Versprechen und legte es in einer Urkunde feierlich nieder: Herstellung der Gerechtsame des heiligen Petrus, Schutz, Befreiung, Erhöhung der Kirche und des römischen Volkes, Rückgabe Ravennas und der Städte des Exarchats.

Kein Zweifel. Die Urkunde besiegelte eine dauernde, staatsrechtliche Verbindung der beiden Gewalten. Und Pippin ging sofort ans Werk. Noch im Jahre 754 eilte er nach Italien. Mit raschem Zuge nötigte er König Aistulf, den Forderungen des Papstes zu genügen. Schon im Herbste 754 übergab er die von den Langobarden abzutretenden Orte der römischen Kirche. Doch Aistulf zwang durch seine Hartnäckigkeit die Franken zu einem zweiten Zuge. Jetzt gewann Pippin alles, was der Papst wünschte. Auch das Exarchat fiel nun an Rom. Es wäre freilich eine Forderung der Gerechtigkeit gewesen, es dem Kaiser, dem es gehörte, zurückzuerstatten. An Anregungen von seiten Byzanz hat es nicht gefehlt. Aber Pippin

Digitized by Google

erklärte, nicht zugunsten eines Menschen sei er in den Kampf gegangen, sondern allein aus Verehrung für St. Peter, um die Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Und so legte er auf den Altar St. Peters die Schlüssel der gewonnenen Städte nieder. Die Pippinische Schenkung, schon auf dem ersten Zuge vollzogen, trat nun in Kraft. Die Grundlage für die ganze weltliche Herrschaft der Päpste war geschaffen.

Es ist der Gedanke Stephans II., dem Pippin Leben verliehen. Jener ist ganz zweifellos der Gründer des Kirchenstaates. Aber noch war nichts fest gefügt. Das Verhältnis zur königlichen Macht unsicher und unklar. Keine Scheidung von Rechten und Pflichten. Nur eines trat deutlich zutage: das politische Uebergewicht Pippins, das selbst auf das kirchliche Gebiet einwirkte. Auch hier verfuhr Pippin mit bisher nie gekannter souveräner Macht. Der Papst — Stephan II. war sein Bruder Paul gefolgt — war in allem gehorsam. Kein Wunsch des Königs blieb unerfüllt, gleichviel, ob er nach den Kirchengesetzen gestattet war oder nicht. Anders Pippin. Er prüfte genau die päpstlichen Begehren. Es fehlte nicht an Ablehnungen: denn für ihn war nicht das Interesse der Kurie, sondern nur das der eigenen Herrschaft maßgebend. So war er aus der Rolle des Verteidigers zu der eines Herrn emporgestiegen.

Aus allem tritt uns eine starke Ueberlegenheit Pippins entgegen Auch die kirchlichen Dinge in Deutschland entwickelten sich in diesem Sinne. So eng das Verhältnis des Papstes zu den Fürsten, die Kirche selbst stand ihm fern. Auch hier gebot der König allein. Sie blieb bei aller Höflichkeit des Verkehrs, bei aller Verinnerlichung der Beziehungen, bei aller Vertiefung des kulturellen Zusammenhanges völlig für sich. Und dies zu einer Zeit, da Pippin die kirchliche Reformarbeit in seinem Reiche wieder aufnahm und mit Raschheit durchführte: ein großes, wenn auch kein völlig abgeschlossenes Werk. Es war für die Gesamtkirche nicht minder bedeutungsvoll wie sein Bündnis mit Rom. Er trat damit direkt in die Arbeit des Bonifazius ein. Es ist sein Verdienst, wenn die Frucht derselben nicht verloren ging. Aber er schritt den eingeschlagenen Pfad nicht mechanisch weiter. Er paßte die Ideen des Bonifazius den nationalen Vorstellungen an, er hat das Fremdartige mit glücklicher Hand ausgeschieden. Er hatte wie in Allem so auch hierin Glück. Indem er sich in seinen Maßregeln auf das im Augenblick Notwendige beschränkte, sich von allen Prinzipienfragen fernhielt, hat er mit glücklicher und dabei doch selbstbewußter Hand feste Verhältnisse geschaffen. Auch die Beziehungen zu Rom, so sehr sie in der Schwebe blieben, erhielten eine feste Grundlage, die ihnen den ephemeren Charakter benahm: das Papsttum bedurfte des fränkischen Rückhalts. Wie sich auch die Dinge in Rom wenden mochten, es mußte feststehen, daß dieser Bund nicht an einzelne Personen geknüpft war. Das sollte sich alsbald zeigen. Nach dem Tode Pauls traten in Rom heftige Erschütterungen ein. Der römische Adel wähnte den Augen-

Digitized by Google

blick gekommen, sich mit der Bischofswürde zugleich der höchsten Gewalt in der Stadt zu bemächtigen. So setzte denn einer ihrer Führer, Herzog Toto, die Wahl seines Bruders Konstantin gewaltsam durch. Das war kein Kleriker. Er selbst drang mit Bewaffneten in den Lateran ein und erzwang sich die Weihe zum Subdiakon und Diakon. Ein echter Streich römischer Nobili. Aber er war damals neu. Am 5. Juli schon erfolgte seine Konsekration und sofort wandte er sich an den Frankenkönig mit der Bitte um Bestätigung der seinen Vorgängern gemachten Zusagen. Sein Brief ist ganz im Stil seiner Vorgänger gehalten. Dieselbe Ergebenheit, dieselbe Freundschaft tritt darin zu Tage. Und da er fürchten mußte, seine Gegner könnten beim König die Oberhand gewinnen, so schrieb er ihm wie „ein Vasall an den Lehensherrn". Kein Wunder, wenn Pippin nicht an die geschaffenen Verhältnisse tastete. Er hatte vom politischen Standpunkt aus keinen Grund, mit Konstantin unzufrieden zu sein.

Die andere Frage aber war, ob dieser in Rom sich zu halten vermochte. Er war nicht der Mann, die Konsequenzen seiner Tat zu tragen, seine Würde als den Gedanken seines Lebens zu verfechten. Es hat den Anschein, als seien ihm die Augen aufgegangen über die gewaltigen Pflichten seines geistlichen Berufs; sein weltlicher Uebermut schwand, sein Gewissen machte ihn zum Feigling. So ging er ruhmlos unter. Das erste Opfer der weltlichen Herrschaft des Papstes. Sie hatte die Gemüter erregt, die Gier erweckt: sie sollte nicht mehr zur Ruhe kommen.

Nach einem vergeblichen Versuch der Langobarden, durch Erhebung des Mönches Philippus sich des Einflusses in Rom zu bemächtigen — kaum ein paar Stunden trug er die Tiara —, ward von Volk und Klerus Stephan III. erwählt. Seine Wahl bedeutete eine Niederlage der römischen Nobili und der Langobarden, zugleich aber auch den Sieg des fränkischen Systems. Sofort wandte sich der neue Papst an Pippin. Nicht bloß um die Anerkennung bat er. Er forderte ihn auf, geeignete Männer nach Rom zu senden, in deren Anwesenheit eine Synode den römischen Wirren ein Ende machen sollte. Das war die unzweideutige Anerkennung Pippins als römischer Patricius.

Aber die Gesandtschaft traf Pippin nicht mehr am Leben an. Seine beiden Söhne Karl und Karlmann waren ihm gefolgt. Doch sie waren im Geiste ihres Vaters erzogen: seine Ziele sollten ihre Ziele sein. Er hatte das Heil in einer fest und sicher gewahrten Tradition gesehen. Karl war entschlossen, dieselbe zu wahren. So fanden die päpstlichen Gesandten geneigtes Gehör. Die Söhne erkannten ausdrücklich das Versprechen des Vaters an. Auch die Gesandtschaft ward sofort abgeordnet. Und doch hatte bereits die fränkische Politik auf eine andere Bahn eingeschwenkt. Die Langobarden waren ihre Feinde nicht mehr. Was Pippin in seinen letzten Jahren bereits im Auge gehabt, vollführten die Söhne unter dem Einflusse ihrer Mutter

Digitized by Google

Bertrada und unter dem Beifall der fränkischen Großen: den Bund mit den Langobarden. Er ging nicht gegen Rom. Das spielte dabei eine untergeordnete Rolle. Er hatte vielmehr eine große nationale Bedeutung und war das erste Symptom eines bedeutsamen pangermanischen Systems.

In Rom freilich dachte man darüber anders. Man sah in diesem Zusammenschluß der mächtigen Reiche, die ihre Dynastien durch verwandtschaftliche Bande verknüpften, eine große Gefahr. Vor allem Stephan III. ward des Argwohnes voll. Der Bund sollte gesprengt werden um jeden Preis. Die geplante Heirat zwischen Karl und der Tochter des Desiderius ward als teufliche Eingebung verurteilt und kraft der Autorität des Apostels Petrus verboten. In dem Bund selbst sah er den Bruch mit Rom. Aber mochte er das leidenschaftliche Schreiben am Grabe der Apostel gewissermaßen symbolisch konsekrieren, es half ihm nichts. Und doch hatte er für seine Politik die ganze geistliche Autorität in die Wagschale gelegt. Und dabei welches Gebahren! Sofort nach Absendung des Schreibens knüpfte er mit den Langobarden an. Sie sollten ihm den Bund mit den Franken ersetzen. Aber Karl ließ sich nicht beirren. Er schloß die Ehe mit Desiderata, freilich, um sie, ebenso wie den Bund mit ihrem Volke, später wieder zu lösen. Wir wissen nicht warum. Wir wissen nur, daß es gegen Bertradas Willen geschah. Aber sicher erfolgte der Bruch aus politischen Gründen. Das pangermanische System ließ sich durch Verträge nicht durchführen, ohne daß das fränkische Prestige Schaden litt. Es war nur zu schaffen durch Blut und Eisen.

In Rom hatte Stephan nicht gezaudert, die Verständigung mit Desiderius zu vollziehen. Die Männer, die treu dem fränkischen System, die langobardische Partei bekämpft, wurden preisgegeben. Sie fielen als blutiges Opfer der neuen Politik. Desiderius gelobte nun die Abtretung der von Pippin zugesprochenen Städte. Sie wurden jetzt der Preis für die Beseitigung der Freunde des Frankenkönigs und für die Lösung des Bündnisses, das seine Spitze gegen das Reich der Langobarden gerichtet hatte. Auch in Briefen an Karl pries Stephan den Desiderius als seinen Retter, den er kurz vorher mit allen Ausdrücken des päpstlichen Abscheus überschüttet hatte. Der leidenschaftliche Sizilianer mit seinem Wankelmut in Haß und Liebe verleugnete auch hier nicht seine Abstammung. Aber wenn es ihm nun auch für den Augenblick gelang, durch neues Ränkespiel die fränkischen Brüder zu entzweien: sein Spiel war falsch und verloren. Da er sich von den Franken trennte, war er Desiderius auf Gnade und Ungnade verfallen. Statt der erhofften Beute fand er nur Hohn. Es half ihm nichts, mochte er den ungetreuen Lombarden des Meineids beschuldigen. Zugleich aber schien am fränkischen Hofe alles verscherzt. Nur der Tod hinderte Karlmann an kriegerischem Rachezug. Und Karl blieb zunächst nichts übrig, als abzuwarten. Zu rechter Zeit starb Stephan III. Und die Wahl Hadrians I. war ein Sieg der fränkischen Partei. Seine ersten Taten

Digitized by Google

ließen keine Zweifel darüber. Die Flüchtlinge wurden zurückgerufen, die feindliche Partei gestürzt. Desiderius wandte alle Mittel an, ihn zu einen Systemwechsel zu bewegen. Er besetzte das Exarchat, er warf sich als Schützer der Kinder Karlmanns auf, kurz er tat alles, um ihn mit Karl zu verfeinden. Aber Hadrian I. sah kein Heil als auf Seite der Franken, die nun gezwungen wurden, einzugreifen. Karl tat den Schritt nicht ohne eingehende Besprechung mit den Großen seines Reichs. Er erinnert auch darin an Pippin. Doch fand er volle Zustimmung. Ein glänzender Feldzug folgte. Das Langobardenreich ward niedergeworfen und mit dem fränkischen vereinigt. Feierlich hat Karl die Schenkung seines Vaters erneuert, feierlich zog er in Rom ein, demütig küßte er die Stufen von St. Peter, warf er sich mit seinen Franken am Grabe der Apostel nieder. Aber der grenzenlose Jubel des römischen Volkes, die Pracht des Einzugs stimmten schlecht zu den Gedanken der beiden Männer, die sich an der Pforte von St. Peter feierlich als Freunde begrüßten. Mißtrauen stand gegen Mißtrauen. Der König hatte den Papst überrascht, ohne dessen Zustimmung war er durch römisches Gebiet gezogen, nur nach gegenseitigen Gelöbnissen hatten sich ihm die Tore der Stadt erschlossen. Aber dann fand man sich. Am 6. April ward das Pippinsche Versprechen in der Peterskirche feierlich erneuert. Mit eigener Hand legte Karl die neue Urkunde am Grabe der Apostel nieder. Und er suchte jeden Argwohn zu beschwichtigen, indem er erklärte, nicht um Gewinnes willen sei er über die Alpen gezogen, sondern allein um die Rechte des heiligen Petrus zu vertreten, die Kirche Gottes zu erhöhen und die päpstliche Sicherheit zu festigen. Aber er erreichte auch, daß Hadrian ohne Vorbehalt auf jede eigene Politik verzichtete. Rom blieb dem fränkischen Reiche angefügt. Der Papst aber war souverän nur durch und unter dem fränkischen Schutze. Es war kein Zweifel, Karl hatte die Verhältnisse so lassen wollen, wie sein Vater sie geschaffen. Ein Weitergehen schien ihm untunlich, ja selbst gefährlich.

Aber er mußte vorwärts, selbst gegen seinen Willen. Sein Schwert hatte ihn zum König der Langobarden gemacht. Daneben aber besaß er das Amt des römischen Patricius. Es war geschaffen worden zum Schutze des Papstes gegen die Langobarden. So war der Titel jetzt bedeutungslos, wenn er nicht einen anderen Inhalt erhielt. Er betrachtete sich ja von Anfang an als obersten Herrn, auch über das päpstliche Gebiet. So dehnte er nach und nach seine Befugnisse als Patricius aus. Schritt für Schritt erweiterte er seine Rechte. Er begnügte sich nicht mit der vollen Ergebenheit des Papstes in allen politischen Fragen, er griff direkt in die innerstaatlichen und innerkirchlichen Verhältnisse ein. Nicht ohne Grund mochte sich Hadrian über so manche Neuerung beklagen. Aber dem neuen König der Langobarden gegenüber war er völlig machtlos. Jetzt galt im Frankenreiche die einstige Hauptstadt der Welt als eine Karl gehörige Stadt. Der Papst nahm die Fürbitte für die Frankenkönige in die gottes-

Digitized by Google

dienstlichem Gebete auf und ließ in seinem Gebiete dem König den Treueid schwören. Und ohne Murren ward er von den Römern geleistet. Rom galt diesseits und jenseits der Alpen als Karls Eigen. Hadrian ließ all das geschehen: die großen Fragen kümmerten ihn nicht. Aber im Kleinen fuhr er fort zu heischen, die päpstliche Landeshoheit soweit wie möglich auszudehnen. Nie kam er damit zur Ruhe die zwanzig Jahre lang, welche Karl und er nebeneinander wirkten. Während dieser Zeit war Karl Herr der abendländischen Welt, er aber dessen Untertan geworden. Da er am Weihnachtsfest 795 starb, war dieser noch lange nicht am Ziel! Die Grabschrift, die Karl ihm setzte, war des Lobes voll, der Sinn ging aber unverkennbar dahin: er war ein treuer Diener seines Herrn. Nicht anders schien es unter dem Nachfolger zu werden. Dieser bekundete dem König sofort unumwunden seine volle Ergebenheit. Nicht ohne Grund. Denn Leo III., der selbst ein Römer war, bedurfte mehr noch als Hadrian des fränkischen Schutzes. Im eigenen Hause erwuchsen ihm die Gegner; die eigenen Beamten waren die Führer seiner Feinde. Der Gegensatz freilich war kein politischer; rein persönliche Momente traten in mehr oder minder kleinlicher Weise, aber mit unversöhnlichem Hasse hervor. Alle drängten auf Leos Sturz hin. Freilich die Verleumdungen gegen Leo verfingen nicht bei Karl. So galt es denn Gewalt. Bei der Prozession am Markustage 799 ward ein Handstreich gegen ihn unternommen. Die Gegner überfielen den Papst, bemächtigten sich seiner und schleppten ihn nach schweren Mißhandlungen in ein Kloster. Auf Grund angeblicher Verbrechen sprachen sie die Absetzung über ihn aus. Aber noch hatte Leo Freunde, die ihm die Befreiung brachten. Rasch floh er nach Deutschland, um bei Karl Schutz zu suchen: Schutz und Rache. Er stellte sich und sein Schicksal völlig unter den Spruch des Königs. Er rief ihn selbst als seinen Richter an. Eine Machtbefugnis mehr, die Karl als obersten Herrn über dem Papst erscheinen ließ. Das Kapitol hatte wieder einen obersten Richter.

Es war die Frage, wie sein Urteil ausfiel. Der Klagen viele waren über Leo zu ihm gedrungen. Er glaubte nicht unbedingt an seine Unschuld, wenn auch an seine Ergebenheit. Immerhin empfing er ihn mit den alten Ehrenbezeigungen. In der Umgebung Karls hatte Leo, vor allem in Alcuin, warme Fürsprecher. Aber Karl hörte nicht auf sie. Er selbst sah klar, wie die Dinge lagen. Schon die rasche Genesung des Papstes von Verstümmelung und Blendung machte ihn stutzig. Er mochte darin kein Wunder erkennen wie der fromme Alcuin. So ging er denn vorsichtiger denn je an die schwierige Frage heran. Die Empörung durfte er nicht anerkennen. Nie konnte ein Papst auf solche Weise gestürzt werden. Aber auch Papst konnte er nicht bleiben, wenn die Beschuldigungen wirklich begründet waren. Die Untersuchung mußte sich daher gegen beide Teile erstrecken. So handelte Karl auch, eines großen und weisen Königs würdig. Es war ein förmliches Gericht, das Anfang Dezember 799 zu Rom tagte,

Digitized by Google

unter dem Vorsitze des Erzbischofs Arn von Salzburg. Die Anklagen aber erwiesen sich als stichhaltig. Die Unschuld des Papstes konnte in keiner Weise erwiesen werden. Doch die Richter enthielten sich des Urteils über ihn wie über die Empörer. Letztere wurden über die Alpen gesendet, der König sollte ihnen das Urteil sprechen. Aber schon nahte dieser selbst. Er kam, um die Untersuchung persönlich zu führen. Mit seinen Bischöfen kam er überein, daß Leo den Reinigungseid schwören müsse. Es gab nur zwei Wege: den Eid oder den Rücktritt. So schwur er den Eid und schwieg er die Klage. Am 23. Dezember 800 schwur er an einem der Seitenaltäre der Peterskirche, daß er die Verbrechen weder vollbracht noch geboten habe. Er betonte dabei mehrfach, daß er den Eid freiwillig leiste. Dem freilich war anders, wie wir gesehen. Aber er galt nunmehr als unschuldig, seine Gegner als schuldig. Karl verurteilte sie zum Tode, nach römischem Recht. Aber die Strafe ward nicht vollzogen. Der König begnadigte sie. Er wußte wohl warum.

In derselben Kirche, in der Leo zwei Tage vorher sich durch jenen wahrscheinlich falschen Eid von schwerster Klage gereinigt hatte, krönte er Karl am Weihnachtsabend zum Kaiser. Dieser hatte die Krone nicht gewollt. Nicht aus Demut. Nie war es der Ehrgeiz seiner Vorgänger, nie sein eigener gewesen, römischer Imperator zu heißen. Er war stolz, der Herr von Rom zu sein, „aber auch in Rom wollte er als Deutscher erkannt sein". Denn er hielt das Römische nicht für besser als das Deutsche. Wir kennen sein Urteil über das römische Imperium. In einer Staatsschrift hat er es niedergelegt: „Das wildeste, tapferste Reich sei es gewesen, aber zugleich auch das eifrigste in der Anbetung der Götzen; die Kaiser Männer voll ungemessenen Ehrgeizes; einzelne seiner Einrichtungen gehörten zu den Uebeln, welche die Christen gänzlich abzuschaffen verpflichtet seien." Nein, er stellte die Frankenkrone unendlich weit über das Diadem der Cäsaren. Er war stolz, der große deutsche König zu sein über ein Reich, das er geschaffen. Wenn ihm ein Bild der Vergangenheit vorschwebte, so war es keines der Imperatoren, sondern das Theoderichs des Großen, dessen Geist er sich so sehr verwandt fühlte. So war sein Groll deutscher Unmut über römische Ueberlistung. In diesem Sinne ist die Stelle bei Einhard zu verstehen: Karl habe versichert, er würde trotz des Festes an jenem Weihnachtstage die Kirche nicht betreten haben, wenn er den Plan des Papstes hätte ahnen können.

Das Verhalten Leos III. aber bleibt rätselhaft. Vielleicht hat er dem mächtigen König, vor dessen Gericht er eben noch gezittert, zeigen wollen, daß auch er Gaben zu verteilen habe. Vielleicht wollte er sich nur dankbar erweisen und durch das Schauspiel, das er Franken und Römern bot, das trübe Bild verwischen, das ihn so schwerer Klage gegenüber gezeigt. Vielleicht geschah es auch, um jedes Anrecht von Byzanz in Rom durch die Schaffung dieser neuen Gewalt theoretisch und praktisch zu beseitigen. Die Ueberlieferung schweigt

Digitized by Google

darüber. Sicher aber ist, daß er durch seine Tat für sich und für das Papsttum vorläufig nichts gewann. Karl war und blieb Herr in Rom und im Kirchenstaate. Und Rom selbst, „die alte Hauptstadt der Welt, ward zur ersten Metropole des Karolingerreichs".

Freilich die Berichte schildern den Akt mit prächtigen Farben. Danach handelte der Papst wie auf höhere Eingebung und das Volk brach, von blitzartiger Erkenntnis durchzuckt, in beifälligen Zuruf aus. Alles schien eitel Freude. Anders das wirkliche Bild: Leo hatte sich von der Schuld durch einen Eid gereinigt, der sein Bild nicht klärte, sondern trübte, in den Augen der Franken wie der Römer. Nun aber drängte er sich in die erste Reihe. Man begreift den Unmut Karls über den Streich, den man ihm gespielt. Viel mehr war es auch nicht. Es war auf alle Fälle keine Tat, die neue Verhältnisse oder neue Gewalten schuf. Die Ordnung der Dinge, der Beziehungen zwischen Königs- und Papstgewalt hatte Karl der Große schon vorher geschaffen. Er hatte nicht an das Ansehen des Papsttums getastet. Mit Inbrunst fast verehrte er die Lehrgewalt desselben. Der Papst war ihm der Nachfolger des heiligen Petrus, wie dieser über die übrigen Apostel, so jener über alle übrigen Bischöfe erhöht. Er war der unantastbare, maßgebende Träger der apostolischen Tradition. Freilich hielt Karl dabei an seinen unleugbaren königlichen Rechten in der Kirche seines Reiches unerschütterlich fest. Er selbst schrieb einmal an Leo III.: „Unsere Aufgabe ist es, mit Hilfe Gottes die heilige Kirche Christi nach außen gegen den Einbruch der Heiden und die Verwüstung durch die Ungläubigen mit den Waffen zu verteidigen und nach innen durch Anerkennung des römischen Glaubens zu festigen. Eure Aufgabe ist es, wie Moses mit zu Gott erhobenen Händen unseren Kriegsdienst zu unterstützen, damit das christliche Volk, dank Eurer Fürbitte, von Gott geführt und ausgestattet, stets und überall den Sieg über die Feinde seines Namens habe." Dem Papste also ward eine rein religiöse Tätigkeit zur Aufgabe gestellt. Die Sorge für die Kirche im weitesten Umfange aber war Königsamt und Königspflicht. Es sind rein lutherische Grundsätze, die ihn leiteten. Vielleicht sogar noch weltlicher als diese. Er regierte die Kirche in seinen Landen wie er das Reich regierte. Die Welt erkannte diese Stellung voll an. Als neuen David grüßt ihn Alcuin, mit zwei Schwertern rüstet er ihn aus gegen die inneren und äußeren Gefahren der Kirche. Das war herrlich, so lang nicht der Gegensatz zwischen der geistlichen und weltlichen Macht erwachte. Sie nahm dem einen Schwert sofort den Zauber. Es kam darauf an, ob das andere, das weltliche, die Siegkraft behielt. Und an Keimen des Zwiespalts fehlte es nicht. Die Rechte, die Karl übte, waren nicht bestritten von Rom, aber auch nicht anerkannt. Die Macht, die er übte, fiel und stand mit seiner Persönlichkeit. Sie war rein individuell. Wie hoch ragte er hinweg über die gleichzeitigen Päpste. Welches Leben voll Kraft und Tiefe, echt germanisch, strömte von ihm in die fränkische Kirche

Digitized by Google

über. Er machte sie zur Trägerin, zum Mittelpunkt einer hohen Kultur, die sein eigenstes Werk war. Er schuf ihr die Theologie, die alsbald das ganze Abendland beherrschte. Nicht von Rom strömte ihr Lichtschein aus, er floß in hundert lichten Strahlen dorthin. Aus allen Landen rief er sich die Helfer. Neben Beornrad, der freilich mehr Philologe war, steht dessen angelsächsischer Landsmann Alcuin. Der Zufall hatte ihn im März 781 mit Karl in Parma zusammengeführt. Karl ließ ihn nicht wieder los. Der Schule des großen Beda in York war er entsprungen. Er war ein Glück für das Frankenreich. Vor allem, weil er Wissenschaft und Politik zu trennen wußte: nicht so sehr aus klarem Erkennen der Unverträglichkeit beider, sondern weil ihm die politische Ader fehlte. Er ehrte den Helden, und doch bangte ihm, wenn er zum Schwerte griff. Er trug die Kutte mit Recht. Er war mit Geist und Herz ein Mann des Friedens. So ward er in kriegerischer Zeit der Lehrer der fränkischen Nation. Hinter dem Heerbanne Karls zog er gleichsam mit seiner Schule daher. So wahrte er sich ein reiches inneres religiöses Leben, das durch seine Lehrtätigkeit und durch seine Schriften dem Zeitalter sich mitteilte. Das Eigenartigste ist, daß sein Einfluß, der ursprünglich auf der angelsächsischen Bildung basierte, im nationalen Sinne fränkisch wurde. Das gleiche können wir von den Iren und Schotten sagen, die Karl an seinen Hof berief. Neben Josephus Scotus sehen wir Dungal wirken. Sie vertraten die keltische Kultur. Sie stand in keinem Gegensatz zu der germanischen, wenn auch der Widerwille der Franken gegen diese nie völlig zum Schweigen kam. Weit wichtiger aber war der italienische, wir dürfen sagen, der langobardische Einfluß. Denn Peter von Pisa, Paulinus, der ausgezeichnete Grammatiker, der Held des untergehenden Reiches, der Retter Karls in der Verschwörung, der das Schwert mit der Kutte vertauschte, und Paulus Diakonus, der Geschichtsschreiber, waren echte Söhne des gebeugten Volkes. Karl hatte ihnen ihr Volk, ihre Heimat genommen, er gab ihnen eine neue Heimat an seiner Seite. Nie ward Gastfreundschaft schöner und dankbarer belohnt. Die Männer, die ihr Volk hatten untergehen sehen, wurden die Träger einer kulturellen Renaissance. Das Volk der Gothen stellte in Theodulf den Dichter. Nun begannen die Franken mit den Fremden zu wetteifern. Neben Adelhard, dem Vetter Karls, sehen wir Angilbert, dem Karls Tochter Bertha zwei Knaben geboren. War jener, der Abt von Corbie, der Mann des praktischen Lebens, voll Lebensklugheit, voll feuriger, eigenartiger Beredsamkeit, so rühmte man die göttliche Dichtergabe des letzteren. Die Nachwelt kann für dies Lob nicht aufkommen. Aber in dem Kreise Karls nahm er einen bedeutsamen Platz ein. Vom Maingau war Einhard an den Hof gekommen. Mit glücklichen Augen sah er die Welt, mit liebenden seinen Helden: so ist er dessen Biograph geworden, sein Werk das bleibendste der ganzen Epoche. Es

Digitized by Google

ist ein bedeutsames Nebeneinander von individuellen Persönlichkeiten. Das geistige Leben floß durch sie zu den Laien. Freilich ins Volk ist es nie gedrungen, national ist es nie geworden. Kein Zweifel, das war Karls Ideal. Aber es war die Frage, ob dies auf dem eingeschlagenen Wege erreicht werden konnte. Denn Karl hatte bei Gründung der Schulen zunächst doch die Kirche und die Theologie im Auge. Er wollte einen gelehrten Klerus, dieser sollte die Laienwelt erziehen. So war die Bildung zunächst vor allem eine theologische. Für die Hebung des Klerus erfüllte sie völlig ihren Zweck. Aber tiefer drang sie nicht. Den Vorteil hatte die Kirche, nicht das Volk. Der Klerus ward im vollen Sinne des Wortes erneuert. Es kam darauf an, wer seine Leitung behielt, ob die kirchliche oder die weltliche Macht. Freilich Karl war nicht gewillt, die gewaltige Waffe aus seiner starken Hand zu geben. Er hatte auch hier in alle Verhältnisse eingegriffen. Nur die kirchliche Verfassung freilich ließ er unberührt. Doch ward die Ernennung der Bischöfe durch den König Norm. Er blieb ihr Richter und ihr Herr. Auf dem Synodalwesen lastete der weltliche Druck wie auf den Metropolitanbischöfen. Alle Entscheidung ging doch immer vom Hofe aus. Auch in Bezug auf das Kirchengut behielt Karl die Rechte und Bedürfnisse des Staates stets im Auge. Freilich konnte er dem Uebel nicht wehren, mochte er auch das verwerfliche Spiel des Klerus durchschauen, mit dem er, auf Glaube und Aberglaube der Menge sündigend, das Kirchengut zu vermehren trachtete. Mit scharfen Worten, wie er sie sonst kaum gesprochen, schalt er dieses Treiben. Aber trotzdem wuchs der Besitz der Kirche in schreckenerregender Weise. Vor allem die Klöster. Dies bedeutete eine volle Vernichtung des Volkswohlstandes. Und hier ist die dunkelste Seite von Karls Regierung zu suchen. Er scheute vor durchgreifenden Maßregeln zurück, weil er selbst wie jeder seiner Untertanen von dem unheilvollen Gedanken beseelt war, daß diese Schenkungen ein Gott wohlgefälliges Werk seien. Und noch mehr. Er glaubte durch das Verfügungsrecht des Staates über das Kirchengut dasselbe für diesen nutzbar machen zu können. Das war ein weiterer verhängnisvoller Irrtum. So scheiterte auch sein Streben nach einer geordneten Verwaltung der Kirche.

Um so klarer erkannte er die kulturelle Aufgabe der Kirche, wie er ihrer religiösen das vollste Verständnis entgegenbrachte. Für die Würde des Gottesdienstes hatte er ein offenes Auge. Und hier stand er unter dem unmittelbaren Einflusse seiner römischen Eindrücke. Er ist der erste Deutsche, welcher die bezaubernde Schönheit Roms nicht nur dumpf empfunden, sondern klar erkannt hat. Was politisch ihn abstieß, das erfüllte ihn künstlerisch mit warmer Begeisterung. Er war nicht umsonst über den Weltschutt römischer Vergangenheit gewandelt. Diese Begeisterung kam vor allem der Kirche zu gute. Nicht durch einzelne Bauwerke, die den Stempel despotischer Laune tragen. Freilich vor allem

Digitized by Google

schmückte er sein Aachen: mit seinem Palast wie seinem Münster, das uns noch heute mit Ehrfurcht erfüllt. Seine Kunstliebe durchdrang das ganze Reich. Ueberall regten sich fleißige Hände, die Gotteshäuser zu zieren. Selbst den Dorfkirchen ward ihr Schmuck. So konnte er mit Recht sagen: es gebe nichts Kostbares, was man nicht zum Schmucke der Kirchen verwende. Das regte künstlerisch an. Die Umbildung der altkirchlichen Basilika zur romanischen begann sich zu vollziehen. Das Innere erhielt reichen künstlerischen Schmuck. Alle Künste, so primitiv sie in ihrer Technik noch sein mochten, mühten sich. Die Frömmigkeit des Volkes stiftete die Kunstwerke und erntete daraus die Früchte für seinen Kultus und als schönsten Lohn „die Freude an dem Schönen". Und damit wurde Karls tiefster Herzenswunsch erfüllt. Er wollte nicht das Volk für die Kirche, er wollte in letzter Linie die Kirche für das Volk. Freilich verfuhr er dabei mit unerbittlicher Strenge. Doch auch diese trug ihre Früchte: die kirchlichen Sitten. Vielleicht wären sie ohne ihn langsamer gereift, hätten sie sich mehr aus der Volksseele heraus entwickelt. Aber er bedurfte der vollen Blüte der fränkischen Kirche. Sie sollte als die Vertreterin der abendländischen Christenheit anerkannt werden. Durch sie hielt er Wacht über die Lehrmeinungen, vor ihrem Forum wurde darüber zu Gericht gesessen, mit aber auch gegen den Papst. Vor allem gegen die Griechen wandte sich sein religiöser Eifer. Dies sah man besonders nach der zweiten Nicänischen Synode über die Bilderverehrung. Die päpstlichen Legaten hatten daran teilgenommen. Aber sowohl die Kaiserin Irene als Papst Hadrian hatten es vermieden, die fränkische Kirche zur Teilnahme einzuladen. So sehr jene die politische Freundschaft des Frankenherrschers wünschte, die Autorität seiner fränkischen Kirche erkannte sie nicht an, sehr zur Zufriedenheit des Papstes Hadrian. Dieser schwieg Karl gegenüber von den Dingen, in Konstantinopel aber rief er den Eindruck hervor, daß Karl ihm ein getreuer geistlicher Untertan sei, „der gehorsam den Ermahnungen, die er ihm erteilt, die Völker des Abendlandes unterworfen". Und so sollte der Schutzvogt der römischen Kirche von dem ökumenischen Konzil ferngehalten werden, ebenso wie von der Einmischung in die Verhältnisse des Orients. Kein Zweifel, sehr zum Schaden der Kirche, wenn auch freilich sehr zu gunsten der päpstlichen Autorität. Eben hatte Karl mit Byzanz gebrochen. Um so bestimmter erfolgte seine Erklärung, daß er die Synode nicht anerkennte. Seine Theologen entwarfen die Streitschrift, die fortan den Namen der Karolingischen Bücher trug. Sie geben dem Bewußtsein der jungen germanischen Welt Ausdruck, daß sie der alternden griechischen ebenbürtig sei. Sie sollten auf die öffentliche Meinung wirken mit ganz unverhehlter Tendenz. Durch Alcuin wurden die Angelsachsen dafür gewonnen. Dann wurde der Papst Hadrian aufgefordert, zuzustimmen. Das Verlangen schloß alle denkbare Erniedrigung des Papstes in sich. Er sollte sich selbst widerlegen. Er konnte den Wunsch nicht erfüllen. Er sah recht wohl,

Digitized by Google

daß der Widerspruch der Franken gegen die Synode vor allem den römischen Stuhl traf. Er war in Notwehr und er wehrte sich. Aber nicht bloß das. In demselben Schreiben, worin er seinen Standpunkt in devoter, aber doch klarer Weise darlegte, kam er auf die von den Griechen eingezogenen römischen Patrimonien zu sprechen. Gefalle es dem König, so schloß er, so werde er Konstantin kund tun, daß, wenn er sich weigere, die Patrimonien zu restituieren, er ob solchen hartnäckigen Irrtums halber als Häretiker von der Kirche ausgeschlossen sei. „Denn wir wünschen sehnlicher, das Heil der Seelen und die Beständigkeit des rechten Glaubens zu bewahren als diese Welt zu besitzen." Karl würdigte diesen unmoralischen Vorschlag keiner Antwort. Auf ein solches Spiel des käuflichen Papstes ließ er sich nicht ein. Eine fränkische Synode sollte in Gegenwart der päpstlichen Legaten die griechische verwerfen. Und so geschahs. Im Jahre 794 tagte sie in Frankfurt. Der Papst mußte nachgeben. Karl setzte seinen Willen durch.

Nicht minder in der bayerischen Frage. Herzog Tassilo hatte wie ein souveräner Fürst regiert. Früher oder später mußte der Zusammenstoß mit Karl erfolgen. Es fehlte aber nicht an Anzeichen, daß man in Rom mit Wohlwollen auf die Entwickelung des Herzogs und seiner Macht sah. Schon im Jahre 784 kam es zum Konflikt und jetzt eilte Tassilo, die römische Intervention anzurufen. Aber seine Gesandten, Bischof Arn und Abt Hunrich fanden die Situation verändert. Statt des wohlwollenden Gönners fanden sie den drohenden Papst, der zum sofortigen Gehorsam aufforderte, bei Strafe des Bannfluchs. Kein Zweifel! Er ließ den Armen schuldig werden, dann überließ er ihn der Pein. Die päpstliche Drohung wirkte auf das Volk. Die Bande der Treue wurden dadurch gelöst. Das trübt das Bild der Katastrophe, die an sich unvermeidlich war. Sie lag begründet in Karls Politik, aber auch in der Schwäche und dem Wankelmut des Bayernherzogs. So ward das gewaltige Reich zusammengefügt. Es war doch eine recht weltliche Schöpfung trotz der christlichen Tendenzen des Kaisers, trotz der Augustinischen Anschauungen. In diesem Staate Gottes auf Erden hatte nicht der Papst die herrschende Stelle. Rom gehörte zum fränkischen Reich und seine Bischöfe hatten ungemeine Verluste an Macht und Einfluß erlitten. Sie durften nicht darauf verzichten. An Karls Macht scheiterte jeder Versuch, sie wieder zu gewinnen. Aber jene verstanden von je das Warten. Leicht war vom Enkel zu gewinnen, was der Ahn genommen. Und so geschahs.

Viertes Kapitel.

Karl hatte der Kirche einen tiefen Inhalt gegeben, ihre Entwicklung nach innen und außen gefördert. Indem er das Papsttum beherrschte, bereitete er diesem das künftige Erbe. Gerade durch den weltlichen Druck ist es erstarkt. Er machte die Kirche

Digitized by Google

groß, daraus ergab sich das Gedeihen des Papsttums von selbst. Genug, die Hierarchie, die in dem römischen Reiche geschaffen worden, hatte sich in die germanische Nation ergossen; hier fand sie ein unendliches Feld für eine immer weiter schreitende Tätigkeit, in deren Fortgange sie selbst den Keim ihres Wesens erst vollkommen entfaltet.

Dies zeigte sich unmittelbar nach Karls Tod alsbald im hellen Lichte. Aber auch Rom warf sofort die Maske ab. Derselbe Leo, der Karl die unbedingteste Ergebenheit bewiesen, ließ dem Sohne die Römer nicht huldigen. Nicht genug. Er schritt zur offenen Gewalt. Sofort ließ er dreihundert seiner Gegner durch einen Handstreich verhaften und hinrichten. Das oberste Richteramt der fränkischen Könige war illusorisch geworden. Und blieb es. Freilich, der neue König war für diese Machenschaften des römischen Stuhles der richtige Mann: Karl war fromm und stark gewesen, Ludwig war fromm und schwach. Ein Mann für die Mönche, nicht für das Reich.

In diesem Sinne hatte Leo den Vorstoß gewagt: seine Boten beruhigten den Kaiser vollkommen. Er erkannte nicht, daß der Schritt lediglich Symptom der päpstlichen Politik war. Sie wollte das Abhängigkeitsverhältnis lockern. Auch Leos († 12. Juni 816) Nachfolger handelte in diesem Sinne. Ohne die Bestätigung seiner Wahl vom Kaiser zu erbitten, ließ er sich konsekrieren. Das war ein großes Beispiel für die Zukunft. Der Präcedenzfall war geschaffen. Und auch hierin fügte sich der König. So ging Stephan IV. weiter. Wenige Monate nach seiner Konsekration erschien er am Hofe Ludwigs und erbat die Erneuerung des von seinen Vorgängern mit Pippin und Karl geschlossenen Bündnisses. Eine neue Falle. Denn ging Ludwig bedingungslos darauf ein, dann waren lediglich die Verträge von 754 bis 774 maßgebend, die Zustände aber, wie Karl sie seitdem geschaffen, hinfällig geworden. Er hat den Papst als den Träger einer unabhängigen Macht anerkannt. Dadurch gewann die Kaiserkrone, die dieser ihm nun aufs Haupt setzte, eine andere Bedeutung. Freilich starb Stephan IV. alsbald darauf. Aber er hatte während seines kurzen Pontifikats die päpstliche Politik in sichere und konsequente Bahnen geleitet. Sein System bewährte sich sofort. Mit fast brutaler Raschheit vollzog man die Wahl und Konsekration des neuen Papstes. Paschalis I. ging sofort einen Schritt weiter und griff in das Gerichtsrecht Ludwigs ein. Er ließ den Primicerius Theodor und Nomenklator Leo im Lateran blenden und enthaupten. So übte er den Blutbann ohne jede Berechtigung aus. Das war selbst Ludwig zu viel. Aber die Kommission, die er nach Rom sandte, kehrte unverrichteter Sache zurück. Paschalis ließ es nicht zur Untersuchung kommen. Er beschwor, daß er den Tod Theodors und Leos weder geboten, noch geplant habe. Und dabei hatte es sein Bewenden. Mit dem obersten Richteramt des Kaisers war es damit aus. Um so schärfer betonte der

Digitized by Google

Papst die seinigen. Schon besetzte er die fränkischen Bistümer. Ein bisher unerhörter Fall. Und wie in diesen Fragen verfuhr er fast durchgehends.

Freilich, bei seinem Tode (824) erhob sich Widerspruch gegen das herrschende Prinzip. Der Moment war günstig, die fränkische Oberherrschaft wieder herzustellen. Vergebens. Mit der Wahl Eugens ward das bisherige System völlig gesichert. Freilich suchte jetzt der Kaiser einzugreifen. Sein Sohn Lothar fand auch den richtigen Ton. Er trat in Rom völlig als Herr auf. Er wollte aber auch für die Zukunft sorgen. Der Eid, den er Bischof und Volk von Rom auferlegte, war in diesem Sinne formuliert. Ward er gehalten, so sicherte er dem Kaiser die Herrschaft über Rom. Danach durfte die Konsekration des gewählten Papstes erst vorgenommen werden, nachdem er in Gegenwart kaiserlicher Gesandter den Eid geleistet hatte. Ein großer Schritt. Lothar war es gelungen, die päpstliche Stellung gegenüber den fränkischen Herrschern genau urkundlich zu fixieren. Ein großer Schritt, wenn man die Macht besaß, die formulierten Rechte zur Geltung zu bringen. Dies war nicht der Fall. Die kaiserliche Macht ging ihrer Auflösung in eben der Weise entgegen, wie sich die päpstliche verstärkte. Noch mehr. Ludwig selbst erhöhte noch die Macht des Papstes in dem Augenblick, da Lothar mit Glück daran war, ihr engere Grenzen zu ziehen. Ludwig schien mit Blindheit geschlagen. Was ihm die Handhabe zum Siege bot, ward ihm zur Quelle neuer Niederlagen. Kaiser Michael III. hatte in dem immer heftiger entbrennenden Bilderstreit auf die tatkräftige Unterstützung Ludwigs gerechnet. Die Gegner hatten Anlehnung an den Papst gefunden. Er aber sah in Ludwig den Träger der karolingischen Macht, die in Rom und in der Kirche gebot. Aber eben jetzt gab dieser die letzten Rechte dahin. Ludwig ließ die griechischen Gesandten nach Rom geleiten und erbat zu gleicher Zeit vom Papste die Erlaubnis, ein Gutachten über die Bilderverehrung von den fänkischen Theologen bearbeiten zu lassen. Mit Freuden ging Eugen darauf ein. Denn die Bitte sprach den Verzicht aus auf die Leitung der Kirche, welche Karl noch geübt hatte. Und indem nun die fränkischen Bischöfe zum erstenmale mit päpstlicher Erlaubnis zusammentraten, ward unter ihnen der Keim gelegt zu einer päpstlichen Partei in Frankreich. Die hierarchischen Bestrebungen regten sich allenthalben, und es fehlte nicht an Männern, die bereits die Giltigkeit eines Synodalbeschlusses von der päpstlichen Bestätigung abhängig machten. Kaum war die päpstliche wie die hierarchische Gewalt freigegeben, so begann sie den Thron des frommen Ludwig zu unterwühlen. Freilich, die Empörung des Jahres 830, die Ludwig für einen Augenblick alle Macht nahm, war an sich kein klerikales Werk. Der Klerus hatte als solcher nicht Partei ergriffen. Aber dies war zweifellos im Werden. In der Zeit nach dem Sturze Ludwigs trat er offen hervor. Er wollte die Dinge nach den kirchlichen Gesichtspunkten ordnen. Er pak-

Digitized by Google

tierte in diesem Sinne mit Ludwig. Gab er dem Klerus die Führerrolle, dann sollte er wieder eingesetzt werden. So ward er wieder auf den Thron erhoben.

Aber der Vertrag trat sofort in Kraft. Ihm gehorsam, suchte Ludwig Anlehnung an den Papst. Gregor IV., der seit dem Spätjahr 827 Papst war, erfüllte sofort den Herzenswunsch des Kaisers. Er gab ihm seine Gattin Judith zurück. Aber die Form zeigte die Wandlung der Dinge. Gregor gebot es ihm. Zum erstenmale wagte es ein Papst, gegenüber dem König das Wort befehlen (jubere) zu gebrauchen. Aber Ludwig war nicht der Mann, das Reich zu lenken. Aufs neue erhob sich die Empörung gegen ihn. Und diesmal befand sich die klerikale Partei unter seinen Gegnern. An ihrer Spitze der Mönch Guntobald. Sie war dabei nur Vollstrecker des päpstlichen Willens, der sich auf die Seite Lothars gestellt hatte. Der Papst selber kam ins Land, um, wie er sagte, die Hadernden zu versöhnen und das Reich zu retten. So weit war es gekommen. Während der Kaiser und seine Söhne an die Reichsteilung dachten, hielt der Papst mit seinem Anhang an der Reichseinheit fest. Eine gute Tat, aber auch eine kluge Tat. Die Anhänger der Reichseinheit wurden zu Gegnern des Kaisers, aber auch zu bedingungslosen Anhängern des Papstes. Es war eine Siegesfahrt, die Gregor IV. nach Deutschland unternommen. Im Elsaß schaarte sich alles um ihn. Auch jene, die bisher getreu guter altfränkischer Tradition seine Gegner gewesen waren. Auch jener Agobard war erschienen und trat nun gewissermaßen als Apostel der päpstlichen Suprematie auf: Der päpstliche Primat muß zum Heile der Kirche unverrückt bestehen. Tritt der Papst für den Frieden in der Kirche ein, so handelt er als Vertreter Christi, und auch der Kaiser hat dann die Pflicht, den päpstlichen Erlassen zu gehorchen. Es war ein düsterer, aber ungeheurer Triumph, den so das Papsttum feierte. Aber noch lebte der alte fränkische Trotz der Bischöfe. Sie ließen auch den schwachen Kaiser nicht fallen. An ihrer Spitze stand des Kaisers Bruder Drogo, Bischof von Metz. Mit aller Schärfe betonten sie in einem Schreiben an Gregor die alte fränkische Rechtsanschauung über die Stellung des Klerus im Staate. Ihn selbst sprachen sie als Bruder an und zeigten so, daß sie ihm keinerlei höhere Rechte einräumten. Gerne sagten sie, wären sie gekommen, wenn nicht ein Befehl des Kaisers sie gehindert hätte. Dies sprach deutlich aus, daß sie den kaiserlichen Befehl über den päpstlichen stellten. Aber sie gingen noch weiter. Sie verurteilten das Verhalten des Papstes aufs schwerste: er sei gekommen, schrieben sie, um eine vermessene und unvernünftige Exkommunikation zu verhängen; durch das Unrecht und die Schmach, die er der kaiserlichen Gewalt zufügen wolle, schwäche und entehre er seine eigene Autorität. Er solle doch an den Treueid gedenken, den er dem Kaiser geleistet habe, und sich dem Kaiser unterwerfen. Werde er dies tun, würden sie ihn ehrenvoll empfangen. Wenn nicht, so versagten sie

Digitized by Google

ihm die brüderliche Gemeinschaft und ließen keine seiner Amtshandlungen zu. Ja sie drohten ihm sogar mit Absetzung. Das waren Nachklänge aus großer Zeit. Dem Papste sank der Mut. Aber die klerikale Partei richtete ihn wieder auf und half ihm mit Gründen, wo sein eigenes Hirn ihm nicht mehr zu helfen vermochte. Franken waren es, die das Wort aussprachen: in ihm sei alle Autorität, sei die lebendige Macht des Apostels gegenwärtig; sein Gericht erstrecke sich über alle, während er von niemand gerichtet werden könne.

Und Gregor zog sofort die Konsequenzen aus dieser fränkischen Kirchenweisheit. Kein kaiserliches Gebot, erklärte er, kann die Vollstreckung päpstlicher Befehle hemmen. Die Leitung der Seelen ist wichtiger als die der zeitlichen Dinge; deshalb steht das Papsttum höher als das Kaisertum. Törichte Schmeichelei hingegen sei es, wenn die Bischöfe dem Kaiser gehorchten. Nie habe er diesem den Treueid geschworen und niemand könne ihm das Recht verwehren, einzugreifen in die Verhältnisse des Frankenreiches und des Kaiserhauses. Machtvolle Worte: aber sie wären bedeutungslos geworden, hätten ihm nicht gerade die fränkischen Theologen den Mut zu den Worten, ja diese Worte selbst gegeben. So wurde denn „in der Osterwoche des Jahres 833 der Knoten geschürzt, an dessen Lösung die mittelalterliche Geschichte vergeblich arbeitete". Es war ein Ereignis von welterschütternden Folgen. Aber auch die augenblicklichen waren bedeutsam genug: der fränkische Klerus war gespalten, es gab eine päpstliche Partei im Reich, die den Papst gegen den Kaiser ausspielte und mit heiliger Ueberzeugung das Kaisertum und das Reich an das Papsttum verriet.

So half es wenig, daß Ludwig jetzt — freilich zu spät — erkannte, wem er zu viel vertraut. Am 24. Juni 833 hatte er eine Zusammenkunft mit Gregor auf dem Rothfelde bei Kolmar. Aber er neigte sich ihm nicht, er führte ihm nicht den Zelter wie einst Pippin, inmitten seiner Bewaffneten harrte er seines Kommens. Aber er war nicht der Mann, den Gedanken seines Lebens, auch wenn er ihn als recht erkannt, bis ans Ende zu verfechten. So reute ihn der unfreundliche Empfang. Er hoffte sogar durch den Papst die Unterwerfung der Söhne zu erreichen. So ging er auf neue Unterhandlungen ein. Er ahnte nicht, daß ihm ein neues Netz geschürzt wurde. Gregor verließ das Lager Ludwigs. Und noch in derselben Nacht vollendete sich der Verrat. Das Heer verließ den Kaiser. Der Papst ging zu den Söhnen, ebenso das Heer. Die Quellen schweigen, ob Gregor den Aufruhr angefacht. Aber eines ist sicher, er hatte Ludwigs Sache für die ungerechte erklärt. Und alsbald verkündete die kirchliche Partei, „kraft der Autorität des Papstes seien Ludwig Krone und Scepter abgenommen worden". Und daß die kirchliche Partei gesiegt, das bewies sie dort in Soissons, wo sie dem Kaiser eine Kirchenbuße auferlegt von grenzenloser Demütigung. Und so ist kein Zweifel: moralisch hat der Papst die Schuld an dem großen verräterischen Spiel. Seine Hand hat die Missetat von Söhnen und Volk

Digitized by Google

gewissermaßen gesegnet. Er war der Sieger geblieben auf dem „Lügenfelde“ — bei Kolmar. Der Annalist von Fulda sagt bei dem Bericht über jene Schlacht: „Dort war mit den Söhnen Gregor, der römische Papst.“

Aber Gregor hatte zu früh triumphiert. Scham und Zorn über den schändlichen Verrat gingen durch das deutsche Volk. Wäre Ludwig ein Mann und ein Kaiser gewesen: er konnte sich rächen mehr noch an dem Papst als an seinen mißleiteten Söhnen. Scheu und im Bewußtsein seiner Schuld kehrte Gregor über die Alpen zurück, zürnte mit den Söhnen, die sich versöhnten, er zürnte mit dem Kaiser, am meisten aber zürnte er mit sich selbst. Und er konnte aus den Worten, die Abt Rhabanus von Fulda an Ludwig schrieb, sein Urteil lesen und die Stimmung des deutschen Volkes erkennen. Aber Ludwig erkannte sie auch jetzt nicht. Er neigte sich aufs neue den Bischöfen, die ihm die Schmach angetan, und ließ sich von der Exkommunikation lossprechen. Statt sie zu strafen, gab er ihnen neue Rechte, ja er konstatierte gewissermaßen ihr gutes Recht zu solchen Verbrechen gegen Kaiser und Reich. Und so erstarkte mehr und mehr die kirchliche Partei. Und während nun nach des Kaisers Tod das Reich zerfiel, blieb die kirchliche Einheit bestehen. Leicht löste sich nun das Papsttum von der Herrschaft des Kaisers, dessen Ansehen sank. In gleichem Grade aber stieg sein eigenes. Je weiter die Zwietracht um sich griff, um so tiefer ging sein Einfluß. Das Amt des Vermittlers gab ihm die Entscheidung mehr und mehr in die Hand. Und mit bewundernswerter Konsequenz schritt die römische Kurie auf dem betretenen Wege weiter. So auch Papst Sergius II. Er ignorierte sofort die kaiserlichen Rechte. Auch, da nun Lothar auf Drogos Rat seinen Sohn Ludwig nach Rom sandte, die kaiserlichen Rechte geltend zu machen. In allen Ehren ward er empfangen. Aber wie klang das anders, wenn er zu dem Königssohne sprach: „Wenn Du reinen Sinnes und aufrichtigen Willens zum Heile der Stadt, der Welt und dieser Kirche hergekommen bist, dann tritt mit meiner Erlaubnis ein in diese Türe: hegst Du anderes im Herzen, dann bleibt durch mich und meinen Befehl diese Pforte für Dich geschlossen“. Und in gleichem Sinne setzte er ihm die Krone aufs Haupt. Jetzt war es nicht mehr der Segensakt, wie man ihn früher verstanden. Jetzt war's mit einemmale die Krönung, die Uebertragung des Amtes geworden. Aber den Treueid der Großen ließ er dem jungen italischen König gegenüber nicht zu. Rom war und blieb für sich. Und als Lothar die Wiedererrichtung des päpstlichen Vikariats für das Frankenreich anstrebte, da sandte der Papst seinen Legaten, ausgerüstet mit Rechten, wie er sie bisher nie geübt im Reich der Franken. Er war nichts anderes als ein päpstlicher Vogt, der die einheimischen Rechte so weit wie möglich zu unterdrücken suchte oder doch wenigstens zu umgehen. Und so sank in Rom das kaiserliche Ansehen immer mehr. Leo IV. gebot in Rom schon völlig als weltlicher Herrscher. Schon wehrte er sich mit Waffen, sein Rom mit Mauern und Graben. Und Kaiser

Digitized by Google

Lothar erkannte ihn als kirchlichen Herrscher unbedingt an. Kein Wunder, wenn sein Ehrgeiz wuchs. Konnte er doch gerade mit der Definition seiner Macht zufrieden sein, welche die fränkischen Bischöfe gaben: „Wer ihn verachtet, der erreicht den Höhepunkt der Sünden, kränkt die ganze Christenheit, versündigt sich an den Aposteln, deren Fürst Petrus ist, schließt sich aus der Gemeinschaft der Kirche, sein Ort ist die Hölle". So konnten die Päpste noch einen Schritt weiter gehen, indem sie alsbald ihre Unterordnung unter irgend eine weltliche Macht verneinten. Und gerade die Vertreter dieser kamen ihnen nach jeder Richtung entgegen. Sie konnten sich über die Suprematie derselben nicht beklagen, wenn sie selbst ihren Erlassen durch Verordnungen der römischen Kirche größeren Nachdruck zu verleihen suchten. Fünfzig Jahre nach dem Tode Karls des Großen war die Kirche schon mächtig über die kaiserliche Macht hinausgewachsen. Und noch war den Eiferern in der fränkischen Kirche noch nicht genug geschehen. Auch der letzte Einfluß der staatlichen Gewalt auf die Unabhängigkeit der Kirche sollte beseitigt werden, die unbeschränkte Gewalt des Papstes über die Kirche sollte Ereignis werden.

Vergessen war jede nationale Färbung, dahin jedes Gefühl nationaler Eigenart der eigenen Kirche. Man war nicht wählerisch in den Mitteln, dies zu erreichen. Wir können von denselben auf den Charakter der päpstlichen Partei schließen. Rechtliche Grundlagen gab es nicht, so griff man denn zu Fälschungen, wie sie uns in den pseudo-isidorischen Dekretalen, den Kapiteln Angilrams und der Kapitulariensammlung des Benediktus Levita vorliegen. Eine Gruppe von Fälschern hat sie von langer Hand vorbereitet und mit höchster Klugheit durchgeführt. Sie sind sämtlich in jener streng kirchlichen Partei zu suchen, die Ludwig einst bis zur Verzweiflung gedemütigt. Der Zweck war klar: die Bischöfe wurden jeder staatlichen Jurisdiktion entzogen und auf sich selbst gestellt. Der römische Primat bildet eben für diese Selbständigkeit der Bischöfe die Voraussetzung. Anfangs schüchtern, werden die Fälscher mit dem wachsenden Werk immer kühner. Der gute Zweck heiligte die Mittel. Sie wollten die Hebung der Kirche damit erreichen. Sie arbeiteten dem Papsttum in die Hände und harrten mit Sehnsucht des Moments, da Rom die dargebotene Hilfe aufnahm, der Macht sich bewußt wurde, die ihr hier geboten wurde. Sie harrten gewissermaßen auf die päpstliche Sanktion. Sie brauchten nicht lange darauf zu warten: Nikolaus I. hat sie gegeben. Er sprach es unumwunden aus in dem klassischen Satz: „Was der Papst sagt, ist Gottes Wort, was er handelt ist Gottes Tat. Ihm die letzte Entscheidung in allen Fragen, an ihr darf niemand mehr deuten." Damit fiel auch das letzte Recht, das die Frankenkönige in der Kirche besessen hatten. So forderte denn Nikolaus peremtorisch die Scheidung der beiden Gewalten. Jeder Eingriff der Fürsten in die kirchliche Sphäre wurde verworfen. Der Papst besaß die volle Unabhängigkeit in der Leitung der Kirche. Kein staatliches Gesetz sollte Geltung haben, wenn es

Digitized by Google

den kirchlichen Rechten widersprach. Wie Diener des Papstes erschienen ihm die Fürsten, die als Endziel ihres Wirkens die Erhöhung der römischen Kirche betrachten sollten. Gehorsam forderte er auch in weltlichen Dingen: „Schützen und gehorchen", das war die allgemeine Losung, die er im Bewußtsein seiner kraftvollen Stellung gab. Galt ihm doch die fürstliche Würde als vom Papste übertragen, machte er doch ihren Besitz von der Anerkennung der Kirche abhängig. Es geht etwas vom Wesen der Cäsaren durch sein Wollen. Er sah die volle Unabhängigkeit nur in der Herrschaft. Und so nannte er sich selbst den Herrn der ganzen Christenheit. Er dünkte sich der Herrscher der Herrscher. Und er war der Mann dazu, seine Ansprüche zu verwirklichen. Es ist ihm in der Tat gelungen. Und dazu boten ihm die fränkischen Fälschungen, die pseudo-isidorischen Dekretalen den besten Halt. Da waren alle Bemühungen der Fürsten vergebens, diesen Flutwellen einen Damm entgegenzusetzen. Die Scheidungssache Lothars II. gab ihm vielmehr Grund genug, noch tiefer in die Dinge des Frankenreiches einzugreifen. Zwei leidenschaftliche Frauen hielten das Blut des jungen Königs in Wallung. Thietberga und Waldrada. Wie eine Walandine hatte diese den Knaben einst bezaubert. Immer und immer wieder kehrte er in ihren Bannkreis zurück. Die Frage zog immer weitere Wellen. Die Haltung der fränkischen Bischöfe war schmählich. Schon dachte Nikolaus daran, die Allzuübermütigen zu einer Synode nach Rom zu berufen. An ihrer Spitze das Urteil über den fränkischen König zu sprechen, das war ein Ziel, seines Ehrgeizes wert. Wer hätte dann noch leugnen können, daß er der oberste Herr in der abendländischen Welt? Aber der Plan scheiterte doch an dem Willen der Könige. Den römischen Bischöfen ward die Reise nach Rom untersagt, aber Lothar hat er dennoch bezwungen. Er drohte mit Absetzung und Lothar gab nach. Er ließ Waldrada und einte sich wieder mit seinem rechtmäßigen Weibe Thietberga. Freilich auch von Waldrada ließ er nicht, die nun des Papstes Bann verfiel. Und schon zuckte der Bannstrahl auch über Lothar, als Nikolaus plötzlich starb. Der Bannfluch erstarrte ihm gewissermaßen auf den Lippen. Staunend sah die Welt ihn scheiden. Was Karl der Große seinem Reich, das war er der Kirche gewesen. Der Glaube an die unbeschränkte Macht des Papstes und an die Herrschaft der geistlichen Gewalt über die weltliche ward jetzt in der fränkischen Kirche Ereignis: sie war durch ihn aus der Reichskirche zur Papstkirche geworden. Aber die Flut hatte ihren Höhepunkt erreicht. Es kam eine Zeit der Ebbe. Das Papsttum ward in die Kämpfe der italienischen Parteien gezogen. Die weltliche Herrschaft trug ihre Früchte. Die allgemeinen Ziele des Papsttums gingen darüber verloren. Seine Macht sank jäh herab, tiefer denn je vorher. Aber schon hatte sich die Idee des Papsttums dem Zeitalter eingeprägt: die Unfehlbarkeit des Papstes war förmlicher Glaubenssatz geworden, die Kurie galt als ein neues lebendiges

Digitized by Google

Evangelium. Ein Jahrhundert war vergangen, seit Karl zum Schutze des Papstes nach Italien gezogen. Sein Volk war es, das glaubte, der Papst sei es, der das Kaisertum übertrage. Aber je stärker diese Meinung ward, je tiefer sie in das Herz des Volkes eindrang, um so bedeutungsloser ward das Kaisertum. Indem der Papst aus der Krone die kostbarsten Zacken herausbrach, verlor die Krone den Wert. Das Haus, dessen Erbe sie geworden, verfiel dem Fluche innerer Fäulnis und innerer Schwäche. Aber es erstanden nun Gewalten, an denen der Papst noch keinen Teil hatte. Selbständig entwickelten sie sich aus dem durchwühlten Boden des Reichs als neue gesunde Keime, — die Stammesherzogtümer. In Sachsen und Schwaben, in Bayern erhoben sie sich auf den Schultern des nach Betätigung voller Eigenart ringenden Volkstums. Und bald trat der Gegensatz gegen den Episkopat in voller Kraft hervor. Da sah dieser im Königtum seinen Hort und bald hielt er geeinigt den Schild über dasselbe. Mochten die großen Gegensätze Kämpfe aller Art zeitigen, die Bischöfe hatten die Basis für ihre Einheit wieder gefunden. Im September traten sie im vollen Einverständnis mit Papst Johann X. und im Beisein seines Legaten in Hohenaltheim zusammen. Aus allen Teilen, mit Ausnahme Sachsens, waren sie erschienen. Es war eine rein politische Aktion.

Ohne Rückhalt traten sie für das Königtum ein. Seine Feinde galten als Feinde Gottes. Das Anathem wurde gesprochen über die, welche dem König den Treueid brächen. Das klang groß und schön. Aber es war kein selbstloses Handeln. Indem sie für das Königtum eintraten, trafen sie das Herzogtum in seinen Lebenskeimen, das ihre eigene Unabhängigkeit bedrohte. So waren die Beschlüsse doch nur ein Schlag ins Wasser. Und mit dem König Konrad, der am 23. Dezember 918 starb, verloren sie selbst den Halt. Denn sein Nachfolger war der, welcher das Stammesherzogtum am stärksten repräsentierte: Heinrich von Sachsen. Und mit ihm war der politische Standpunkt des Königtums völlig verschoben. Denn er, der selber Herzog gewesen, säumte nicht, diese Würde anzuerkennen, sobald man sein Königtum gelten ließ. Und damit war die Kirche dem Herzogtum ausgeliefert. Doch der Sohn hielt nicht an der Politik des Vaters fest. Er griff vielmehr auf die Politik Konrads I. zurück.

Das Idealbild Ottos indessen war Karl der Große. Freilich weniger wie dieser traf er fertige Verhältnisse. Dafür aber hatte er von Anfang an klare Ziele. Noch war es Zeit, dem überwuchernden Stammesherzogtum das Weiterwachsen zu unterbinden. Sie hatten ihn gewählt, er war König durch ihren Willen. Sie aber dienten ihm freiwillig beim Königsmahl. Der Episkopat war unter Heinrich vom politischen Schauplatz völlig verschwunden. Auch bei der Krönung spielten die Bischöfe keine führende Rolle. Wir können wiederum nur einen Benediktionsakt erkennen. Der König aber wollte über beide herrschen. Die Einen konnten ihm gegen die anderen

Digitized by Google

dienen. Aber indem er bei Veränderungen im Herzogtum die kirchlichen Rechte für die Krone beanspruchte, übte er zu gleicher Zeit das Recht der Ernennung der Bischöfe unbedingt aus. Er griff ohne weitere Härten stillschweigend auf die karolingischen Grundsätze zurück. Stillschweigend wurden sie anerkannt. Aber es hatte doch eine große Bedeutung. Indem er verhütete, daß der Episkopat dem Stammesherzogtum unterworfen wurde, hat er ihn selbständig gemacht. Die Bischöfe traten gleichberechtigt an die Seite der Herzöge. Und sofort setzte auf der von Otto geschaffenen Grundlage die neue Entwicklung ein, der Fürstenmacht der Bischöfe: Die Vereinigung des geistlichen Amts und politischer Herrschaftsrechte in einer Hand vollzog sich. Sie hat der deutschen Kirche des Mittelalters einen ihrer eigentümlichsten Züge aufgeprägt. Eine tiefe Umwandlung trat ein, die politischen Aufgaben drängten unwillkürlich die geistlichen zurück. Darin lag zweifellos eine große Gefahr für die Kirche nicht minder wie für den Staat. Die Zeitgenossen haben sich dieselbe nicht verhehlt. Für den Augenblick aber hat die Entwicklung große Charaktere gezeitigt: Bruno von Köln und Ulrich von Augsburg waren Zierden der deutschen Nation, deren Namen mit der glänzenden Entfaltung deutschen Wesens untrennbar verknüpft sind. Und zunächst hatte sie die segensreiche Folge, daß die deutsche Kirche den Charakter einer Nationalkirche erhielt. Das war mehr als die Landeskirche Karls des Großen. Nicht gewaltsam ward die Fessel der Papstkirche abgestreift. Dieselbe war längst rostig geworden und zerbröckelnd abgefallen. Freilich nur äußerlich. Die Kirche selbst aber war in die innigste Beziehung mit der nationalen Entwicklung getreten. Man hätte meinen sollen, sie müßte nun ein völlig nationales Gepräge gewinnen. Das war nicht der Fall. Die Formen waren und blieben katholisch. Die Bewegung setzte zu spät ein: Das Fremde war in das Blut eingedrungen und ließ sich nur durch einen nationalen Gewaltakt entfernen. So konnte auch aus dieser neuen Entwicklung schließlich nur Rom die Früchte ernten; es bedurfte nur einer Aenderung in der Gesinnung und in der Stellung der Bischöfe, und sie fielen dem Papsttum reif in den Schooß. Und es waren goldene Früchte.

Das nationale Leben war es, das der Kirche neue Aufgaben stellte. Dem siegreichen Schwerte des nach allen Seiten vordringenden Deutschtums folgte der deutsche Missionär. Unendlich erweiterte sich ihr Wirkungskreis und damit der Einfluß der Kirche. Die deutsche Kirche ward die Missionskirche Europas. Mit Freude sah man das Wirken deutschen Mutes und deutscher Frömmigkeit. Der römische Papst wartete nur darauf, daß er über die Siege der Deutschen an den Grenzen gleich den Imperatoren der Verfallzeit seinen Triumph feiern konnte. Und der Lohn — gerade auf dem Boden, wo deutsches Wesen seine stolzesten Triumphe gefeiert, hat Rom ihm die schlimmsten und gefährlichsten Gegner züchten helfen! Freilich für jetzt hielt Otto das Papsttum in der Hand. Es sanktionierte die

Digitized by Google

Maßregeln, die er für die Slavenkirche traf und war dem Kaiser Helfer gegen den Widerspruch der deutschen Bischöfe. Ja, es schien, als ob Otto über den Papst größere Macht besäße, als über seine Bischöfe.

Wir ersehen daraus, daß die Beziehungen zu Rom eine bedeutsame Wandlung erfahren hatten. Das Papsttum hatte mit dem Ausgange Nikolaus' I. den Konnex mit dem Norden verloren. Unabhängig von Rom hatte sich das deutsche Volkstum entwickelt, während Rom Gefahren aller Art zu bestehen hatte. Furchtbar lastete die Sarazenennot auf Stadt und Papsttum. Die Kämpfe mit den italienischen Kleinstaaten machten es völlig wehrlos und was noch schlimmer war, es ward durch die dadurch hervorgerufene Politik demoralisiert. Dazu kam der Einfluß Theodoras und ihrer Familie. Sie nahm den Päpsten den letzten Rest von Würde. Wir übergehen das dunkle Kapitel der Papstgeschichte. In dem Augenblicke, da deutsches Wesen in höchstem Schwunge sich entfaltete, versank das Papsttum in einen Pfuhl des Lasters, da deutsche Missionare das Kreuz nach Ost und Norden trugen, saß auf dem päpstlichen Stuhle Johann X., erhoben durch die Macht einer Buhlerin, er selbst befleckt durch schamlose Unzucht. Aber wo alle Größe, alles Gefühl für das Erhabene geschwunden, da war das Gefühl für große Worte geblieben. Ein jedes Schreiben, das nach Deutschland kam, es wußte in tönenden Worten zu sprechen von der Größe, den Rechten, den Pflichten des römischen Stuhles. Den Päpsten fehlte jedes Anrecht zu solchen Worten, aber sie taten ihre Wirkung. Kein Zweifel, jahrzehntelang sind die Beziehungen zu Deutschland nur durch die freilich zum klassischen Ausdruck entwickelte päpstliche Phrase aufrecht erhalten worden. Es war nicht das Verdienst Roms, wenn sie dort offene Ohren und empfängliche Herzen fand, trotzdem die Kunde von den römischen Freveln über die Alpen gedrungen und lebhaften Abscheu erweckt hatte. Und noch immer wirkte der Zauber des alten Rom, des Sitzes der Weltherrschaft. Indem das deutsche Wesen nach Größe trachtete, trat ihm diese Vorstellung mit erneutem Glanze vor Augen. Und so blieb denn die Ehrfurcht für eine in sich selbst zusammenbrechende Welt bestehen. Der alte Glanz blendete das germanische Volk. Die Verehrung für die Größe des Altertums hat verhindert, daß die deutsche Kirche, die in nationaler Abgeschiedenheit gewaltige Werke schuf, sich von Rom loslöste. So blieb der Verkehr mit Rom erhalten und mit ihm das Abhängigkeitsverhältnis. Noch immer holten sich die Erzbischöfe das Pallium von Rom, noch immer war der Papst der Richter des Glaubens, noch immer stellte man die Klöster unter päpstlichen Schutz. Und dennoch mußte der Verkehr zur losen Form werden, wenn ihm nicht, sei es von der einen oder der anderen Seite, neue Kraft verliehen wurde. Sie kam vom Norden. Durch die Erneuerung der politischen Beziehungen Deutschlands und Italiens wurde den kirchlichen Beziehungen neues Leben eingehaucht. Otto machte sich auf nach Italien. Ihn lockte das Abenteuer, das ihm gewaltige Mehrung

Digitized by Google

seiner Macht verhieß. Ihm winkte ein Königtum und die Hand einer schönen Frau, die er in ritterlichem Mute aus den Händen roher Gewalt befreien sollte. Das Wagestück ward glänzend belohnt. Adelheid ward gewonnen, Italien lag zu seinen Füßen. Und nun winkten ihm die Zinnen der ewigen Stadt mit noch höherer Verheißung. Aber noch blieben ihm die Tore verschlossen. Der ganze Erfolg des Feldzugs schien in Frage gestellt. Doch nur für den Augenblick. In dem Momente, da Otto den deutschen Episkopat zur vollen Stütze seines Thrones umgestaltete, faßte er den Gedanken, das Kaisertum zu erneuern. Und doch waren seine Beziehungen zu Rom noch die denkbar lockersten. Fast der weltliche Nachbar des heiligen Petrus, blieb er seinem Nachfolger ferne. Seine Bahnen, seine Gedanken bewegten sich auf rein weltlichem Boden. Aber nun ward das anders. Der Papst rief ihn selbst nach Italien. Alberich, der tatsächliche Beherrscher Roms, war gestorben. Ein Mann, gewaltig und furchtbar, ein Vorläufer des Geschlechts, das die Renaissancezeit geweckt hat. Sein Sohn aber sollte, so hatte der Vater es bestimmt, Papst werden. Und als Johann XII. folgte er Agapet II. auf den römischen Stuhl. Aber im eitlen Trachten nach höchster Macht untergrub er die sichere Stellung, die sein Vater ihm geschaffen. Sein Flug war allzukühn. Dem Ikarus erlahmten die Schwingen. Er hatte sich selbst die Feinde geweckt, die ihn bedrohten. Von Süden die Herzoge von Benevent und Spoleto. Von Norden drang der Sohn des Königs Berengar gegen Rom vor. Da rief er 960 nach Deutschland um Hilfe. Sofort griff Otto ein. Am 31. Januar 961 erschien er vor Rom. Aber auch jetzt konnte er nur durch weitgehende Zusicherungen den Eintritt in die Stadt gewinnen. In feierlicher Eidesform hat er sie gegeben. Doch am 2. Februar 962 bereits erfolgte seine Krönung. Das Volk von Rom rief ihn durch Akklamation zum Kaiser aus und leistete ihm ebenso wie der Papst den Eid der Treue. Er erreichte alles, was er wollte, indessen gab er auch den Wünschen des Papstes Gehör. Genau hatten sie gegenseitig ihre Zugeständnisse abgewogen. Aber Otto schien befriedigt: da er abzog, wähnte er, das Kaisertum Karls des Großen erneuert zu haben. In Deutschland jubelte man darüber. Und doch wie weltverschieden war, was er erreicht, von den sicheren Errungenschaften Karls. Karl war der Herr Italiens gewesen, jetzt sah das Volk in ihm nichts anderes als einen barbarischen Eindringling, den Feind der Freiheit der „sacra Italia“. Selbst während der Krönung in der Peterskirche hatte er sich nicht sicher fühlen dürfen vor dem kalten Eisen des Mörders. Und er hatte die Hand des Papstes ergriffen, weil er ihrer bedurfte zur Festigung seiner kirchlichen Einrichtungen nicht minder wie zur Fesselung des Episkopats an seinen Thron. Er hatte eine gewisse Macht über das Papsttum gewonnen. Aber sie in dem Sinne Karls des Großen zu handhaben, das lag nicht mehr in dem Geiste der Zeit und auch nicht in dem Sinne des Kaisers. Schon am 12. Februar nahte er dem

Digitized by Google

Papste mit einer Bitte um Errichtung der notwendigen Bistümer im Wendenland. Sie wurde bedingungslos gewährt. Aber dabei trat doch das Verhältnis deutlich zutage: der Kaiser bat, der Papst gewährte.

Und doch Otto überschätzte seine Macht. Er sollte es alsbald erfahren. Von Rom hinweg war er zu neuem Kampfe gegen Berengar gezogen. Sofort fiel der eidbrüchige Papst zu diesem ab. Und nicht genug. Um Otto aus Italien zu treiben, rief er die heidnischen Ungarn gegen Deutschland zu Heer. Otto behandelte zunächst den Papst mit einer gewissen ritterlichen Gutmütigkeit. Aber er sah bald ein, daß dieser nur mit Zwang zu bannen war. So erschien er mit seinem Heer vor Rom. Er erzwang den Eintritt in die Stadt, aus der Johann entflohen war. Nun ließ er die Römer schwören, daß sie ohne sein und seines Nachfolgers Zustimmung nie einen Papst wählen würden. Er wollte damit seine Rechte bei der Bischofswahl auf die Papstwahl ausdehnen. Dann aber lud er den Flüchtigen vor sein Gericht. Freilich Johann tat, was er mußte. Er würdigte den Kaiser keiner Antwort. Auch auf die zweite Vorladung und die Drohung der Exkommunikation antwortete er nicht. Doch nun erfolgte der Streich. Die Bischöfe nicht minder wie Klerus und Volk von Rom forderten die Absetzung Johanns. Der Kaiser vollzog sie und bestätigte die Wahl des Nachfolgers Leo.

Indes so gewaltig der Eindruck der Tat sein mochte, dem Kaiser brannte der Boden unter den Füßen. Einen Aufstand der Römer freilich bändigte er leicht. Ja er gab den Treulosen sogar die Geiseln zurück. Aber kaum hatte er die Stadt verlassen, so brach ein neuer Aufstand los und Johann kehrte heim. Eine Synode sprach sofort die Absetzung Leos aus. Johann jedoch spannte nun den Bogen zu straff. Mit grausamer Hand rächte er sich an den Getreuen des Kaisers, um dann freilich aufs neue Verhandlungen mit diesem anzuknüpfen. Aber der Tod entzog ihn der Rache und der verdienten Strafe. Doch nun galt es für den Kaiser die Kraftprobe. Er mußte seinem Kandidaten Leo um jeden Preis Anerkennung verschaffen. Da folgte ein schwerer Schlag gegen Otto. Man wählte in Benedikt V. zweifellos den würdigsten Mann, den man hatte finden können. Der Plan war klar. Gerade durch diese Wahl sollten auch die Kirchlichgesinnten vom Kaiser abgezogen, diesem jeder Grund zum Eingreifen genommen werden. So ward Rom einig gegen ihn. Feierlich schwuren alle dem Papste, sie würden sein Schirm sein gegen des Kaisers Macht.

Nun rastete Otto nach Rache. Benedikt rief freilich die Römer auf die Mauern der belagerten Stadt und bedrohte die Belagerer mit dem Bannfluch: aber die Stadt erlag dem Hunger. Eine neue Synode setzte Benedikt ab. Im rauhen Norden bei Hamburg hat er seine Tage in der Verbannung geendet, vom deutschen Volke wie ein Heiliger verehrt. So hatte Otto gesiegt. Aber zu einer Neuordnung des Verhältnisses zwischen Kaiser und Papst, zu einer Fixierung der gegenseitigen Rechte ist es nicht gekommen. Er hatte die Römer gebändigt, ihr

Digitized by Google

Recht der Papstwahl beschränkt. Mehr nicht. Das Papsttum hat er nicht dem Kaisertum untertan, die Kirche nicht zur deutschen Vasallin gemacht. Selbst seiner Kreatur Leo VIII. gegenüber war er bis zu einem gewissen Grade machtlos. Freilich nach dessen Tod hat er den Römern ihren Wunsch nicht erfüllt und ihnen Benedikt zurückgegeben. Dann ward in Gegenwart seiner Sendboten die Wahl Johannes' XIII. vollzogen wie eine deutsche Bischofswahl. Sie erfolgte nach dem Sinne des Kaisers. Johann schien von höchster Ergebenheit für diesen zu sein. Er sprach davon, daß der Kaiser Rom und die Kirche aus den Händen der Gottlosen gerettet und ihren alten Glanz erneut. Er pries die Christianisierung des Nordens durch des Kaisers herrliche Taten. Aber dessen politische Uebermacht ist nicht zur Herrschaft fortgebildet worden. Und im Herbst des Jahres 972 kehrte Otto nach Deutschland zurück, um dort zu sterben. Sein Ziel hatte er nicht erreicht. Schon widerstrebte es dem Geiste der Zeit. Durch diesen ward es in unerreichbare Ferne gerückt.

So hätte es eines kraftvolleren Herrschers bedurft, als Otto II. war, um die Dinge weiter zu fördern. Mißwende traf diesen, wohin er sich wandte: nicht durch eigene Schuld. So blieb das Verhältnis vom Kaisertum zum Papsttum unsicher. Auch das politische Uebergewicht in Rom vermochte er kaum zu behaupten. Und da er starb, fiel die Herrschaft in Rom an Johannes Crescentius. Es schien als ob die Zeiten Alberichs sich erneuern sollten. Aber zu gleicher Zeit begann Ottos II. Schicksal in Italien auf die deutschen Grenzen im Osten und Norden zu wirken. Die Ungarn erhoben aufs neue ihr Haupt, in Böhmen ward durch die Schuld Adalberts von Prag die geschaffene kirchliche Organisation gefährdet. Am schlimmsten stand es an der Elbe. Dort überfluteten die Dänen die deutschen Grenzen, dazu kamen die Raubzüge der Wenden und Wilzen. Alle von Otto I. gefesteten Bande schienen gelöst. An Havel und Spree, auch an der Elbe ward alles, was an das Christentum gemahnte, zerstört. Die deutschen Priester wurden dahingeschlachtet wie das Vieh. Das Jahrzehnt nach Ottos II. Tod ist die Märtyrerzeit der deutschen Kirche. Freilich die wenigsten hat Rom heilig gesprochen. Ihre Namen sind verklungen, ihr Gedächtnis verweht.

Und nun kam Otto III. Reichbegabt, wurde er zu seinem Schaden und zum Schaden der deutschen Nation Kaiser, ehe er Mann geworden. Und der Schimmer der Krone erfaßte seine Seele, der Gedanke an die Entfaltung höchster Macht berauschte ihn. Er wußte recht wohl, daß er sie nur durch deutsche Hilfe gewinnen konnte. Der erste Papst, den er auf den Stuhl Petri erhob, war ein Deutscher. Aber er glaubte Römer sein zu müssen, um es zu erreichen. Er war es nicht: wenn Fremdartiges in ihm sich regte, so war es das griechische Blut der schönen, geistvollen Mutter, sein Stolz auf die Abstammung von den griechischen Kaisern, deren Kaisertum ihm älter, höher schien als das von seinen Vätern ererbte.

Digitized by Google

Sonst aber hielt ihn ein stetes Schwanken zwischen kühnsten Plänen und tiefster Zerknirschung befangen. Heute ging er unter Krone und in Purpur, morgen im Büßergewand. Und wenn schon die Frauen, die seine Erziehung geführt, ihn mit höchstem Wahne erfüllt, so steigerte Gerbert von Aurillac noch den Glauben an seine Größe. Aber in ihm, der Deutscher, wir dürfen sagen, Nordgermane war durch und durch, erwachte neben den phantastischen Bildern der Vergangenheit der scharfe Sinn des Griechen. Er durchschaute die Schwäche der Schöpfung seines Großvaters; was er wollte, das war das Imperium Karls des Großen, ja noch mehr: wirkliche Weltherrschaft. Er wollte der Form Inhalt, dem großen Titel volle Bedeutung geben. Aber dies war unmöglich, wenn er nicht die alte Form zerbrach. An Stelle der unmittelbaren Herrschaft über das christliche Abendland mußte die Oberherrschaft des Kaisers über die Fürsten des christlichen Europa treten. Nur das war wirkliches Imperium, die ausgeführte Idee der Weltherrschaft. Und er hatte den Gedanken an der empfindlichsten Stelle angefaßt, bei den Beziehungen zum Papsttum. Das war nicht mehr das vorsichtige Tasten seines Großvaters, mit energischen Händen griff er durch. Seine erste Tat war die Erhebung Gregors V., eines deutschen Papstes. Das war ein voller Bruch mit der herrschenden Tradition. Jetzt kam die alte Anschauung wieder zu ihrem Recht, daß das römische Bistum eine Metropole des Reichs. Wieder erschien er selbst als der oberste Richter. In den Synoden führte nicht der Papst, sondern er selbst den Vorsitz. Und seine Erlasse an den römischen Stuhl waren nicht mehr in der Form der scheuen Bitte abgefaßt, er wagte wieder zu befehlen. Die karolingische Kaiseridee schien erneut. Doch war es möglich, sie völlig durchzuführen? Deutschland grollte, zu lange weilte ihm der Kaiser fern, zu sehr schien er ihm verwelscht. Die Italiener grollten, er war ihnen lästig, sein segensvolles Walten Despotie und Fremdherrschaft. Und der Papst? Gewiß war es ein glücklicher Umstand, daß Otto sogleich bei seinem Erscheinen in Italien einen seiner Getreuesten, Brun, den Enkel jenes Herzogs Konrad, des Helden der Ungarnschlacht, auf den Stuhl St. Peters erheben konnte. Gewiß gab dieser in vielem nach und brachte den Weltherrschaftsplänen des Kaisers warmes Interesse entgegen. Auf seinen Befehl erschollen Nacht und Tag im Kloster auf dem Monte Amiata die Gebete der Mönche für die Größe des Reichs. Aber er konnte doch nicht brechen mit der Tradition des Papsttums. Da war er zu sehr Deutscher, zu sehr als solcher pflichtgetreu, als daß er seine Pflichten völlig dem Kaiser untergeordnet hätte. Er betonte vielmehr in unverkennbarer Weise die universalen Pflichten und Rechte Roms. Und so stieß denn der Kaiser gerade bei dem Mann auf unüberwindlichen Gegensatz, den er als seines Willens blindgehorchenden Vollstrecker erhöht hatte. Des Papstes Tod wohl hinderte allein, daß sich der innere Gegensatz zu offenem Zwist verschärfte. Und zum zweiten Male irrte sich der Kaiser in der

Digitized by Google

Wahl. Die glänzendste Leuchte der abendländischen Gelehrsamkeit, den trautesten, begeistertsten Freund, den phantasievollen Bewunderer seiner Weltmachtpläne, Abt Gerbert, erhob er zum Papste. Aber schon die Wahl seines Namens Silvester II. besagte, daß der Papst nicht halten wollte, was der Bischof versprochen. Freilich gemahnte der Name an die großen Zeiten des Kaisers Konstantin, im Zusammenwirken wie jene beiden sollten die Freunde der Erde walten. Aber der angebliche Höhepunkt im Leben des ersten Silvester war die „Konstantinische Schenkung", an welche die Zeit glaubte wie an das Evangelium selbst.

Silvester II. erkannte die Gefahren recht wohl, die in Ottos Ideen für das Papsttum lagen. Er war gesonnen, den Kampf aufzunehmen. Aber Ottos Tod überhob ihn des schmerzlichen Konflikts. Denn Otto hatte gerade die Erneuerung der kirchlichen Macht des Kaisertums im Auge gehabt. Schon rühmte die Zeit: Otto und Gregor verherrlichen die Kirche, indem der eine mit dem Schwerte waltet, der andere aber des Wortes. Noch war alles ein Traum, der nie sich erfüllt hat. Aber Ottos Idee klang in Deutschland nach und weckte dort neue Gedanken und neue Kräfte. Freilich hat er der deutschen Kirche wie des deutschen Wesens gewaltige Expansionskraft gehemmt. Sein Ziel war ein christliches, aus selbständigen Staaten bestehendes Universalreich. So gab er den östlichen Nachbarn, den Böhmen, den Polen, den Ungarn ihre kirchliche Selbständigkeit, oder ließ sie wenigstens frei gewähren. So hat er ganz zweifellos die Missionsaufgabe der deutschen Kirche dieser Idee geopfert. Aber die deutsche Kirche wurde dadurch konsolidiert. Es wurden zwar feste und enge, aber auch sichere Grenzen geschaffen. Und so war es in allem. Die Vorstellung von der Einheit der christlichen Welt war erneuert, das Kaisertum und die Kaiseridee durch den ersten und den dritten Otto zu neuem Leben erweckt. Diesen nun setzten Gregor und Silvester den Gedanken des alles beherrschenden Papsttums entgegen. Dazu kam der Episkopat und das Mönchtum: der erstere eine nationale Institution, die zugleich die Kirche beherrschte. Das andere eine bedeutungsvolle Kulturmacht, mit dem nationalen Leben innig verbunden. Aber schon ging durch dasselbe jene asketisch-antinationale Regung, die in dem Einfluß der weltlichen Herrscher auf die kirchlichen Angelegenheiten nur Unheil sah. Die Kräfte mehrten sich, noch ahnte man nicht, daß sie früher oder später in heißesten Kampf mit einander geraten mußten.

Noch war man weit davon entfernt. Jedenfalls war der Nachfolger Ottos III. bereit und willens, den Frieden im Reiche zu schaffen und zu wahren. In diesem Sinne war er König, er jagte nicht seinen Plänen nach, sondern diente dem Wohle der Gesamtheit. In diesem Sinne behandelte er vor allem die kirchlichen Fragen. Einst war er selbst zum Kleriker bestimmt gewesen. Er war fromm. Aber seiner Frömmigkeit fehlte jeder schwärmerische Zug. Er war kirchlich gesinnt, aber er war nicht gesonnen, einer kirchlichen Theorie auch nur das Geringste seiner königlichen Macht zu opfern. Und indem

Digitized by Google

er getreu den Prinzipien Ottos I. die Bedeutung der kirchlichen Institutionen hob und ihnen selbst Besitz und Macht mehrte, erhöhte er zugleich stetig den Einfluß der Krone auf die kirchlichen Angelegenheiten. Im Gegenteil. Er hat die drohende Lockerung der Unterordnung der Bischöfe unter den König direkt verhindert. Ihre Ernennung kam gerade durch ihn völlig in die Hand des Königs. Und so gelangte er mit dieser Macht über den Episkopat zur Macht über die Kirche. So hat er denn auch die Gründung des Bistums Bamberg trotz aller Schwierigkeiten durchgesetzt. Eine Tat von höchster Bedeutung. Das Land ward dem Christentum, vor allem aber auch dem Deutschtum gewonnen. Noch mehr: dadurch, daß er seinen Lieblingswunsch durchsetzte, hat er bewiesen, daß er Herr war in der deutschen Kirche. In diesem Sinne leitete er die Synoden. Er war der Hüter des kirchlichen Glaubens wie der kirchlichen Ordnungen. Doch seine Sorge für die Kirche setzte sich in Herrschaft über die Kirche um. Er träumte und sprach nicht von dem geistlich-weltlichen Universalreich seines Vorgängers. Aber er erzielte doch annähernd einen Zustand, wie er unter Karl dem Großen geherrscht. Freilich das Ineinandergreifen der geistlichen und weltlichen Verwaltung jener Tage war nicht wieder herzustellen. Denn die Beamten waren Fürsten geworden. Aber diese setzten der erstarkenden kirchlichen Macht des Königtums keinen Widerstand entgegen. Am wenigsten tat dies Rom. Und doch war die Kirche stark wie je. Jene Fälschung hatte gewirkt. Der vollen Entfaltung der kirchlichen Macht kamen die pseudo-isidorischen Dekretalen zu Hilfe. Sie hatten einst jene weltliche Uebermacht beseitigen sollen. Das war der Wunsch der fanatisch-frommen Betrüger gewesen. Auch jetzt tat ihr Werk den gleichen Dienst. So trat der Widerspruch der deutschen Kirche mit dem kanonischen Recht, das ihr Gesetz war von unbeugbarer Geltung, immer mehr hervor. Noch merkte die Zeit ihn nicht. Ein starker König ließ das Grübeln über Theorien nicht aufkommen. Ein ergebener Episkopat dachte nicht daran, dieselben zu pflegen, den im Verborgenen glimmenden Funken der Zwietracht anzufachen. Das war anderen Händen vorbehalten. Vorläufig aber schien noch keine Gefahr. Am wenigsten waren die Nachfolger Silvesters II. imstande, dies zu tun, auch wenn sie es vermocht hätten. Weder der siebzehnte und achtzehnte Johann, noch Sergius IV. kamen Deutschland gegenüber über eine gewisse Repräsentation hinaus. Die städtischen Interessen beschäftigten sie mehr als je, von päpstlicher Initiative konnte keine Rede sein. Es ist das Haus der Crescentier, das im Lateran gebietet. Dann war nach Sergius' IV. Tod Benedikt VIII. erwählt worden, hatte aber einen starken Gegner in dem Gegenkandidaten Gregor gefunden. Wenn er den Lateran behauptete, so ging Gregor über die Alpen, um bei dem deutschen König Schutz und Anerkennung zu suchen. Sie ward ihm mit nichten. Weihnachten 1012 erschien er in vollem päpstlichen Ornat im Hoflager des Königs von St. Pöhlde. Sofort verbot ihm dieser, die Abzeichen der Würde zu

Digitized by Google

tragen. Er sicherte ihm lediglich zu, die Rechtsfrage seiner Wahl prüfen zu wollen. Inzwischen aber war Heinrich schon, wie es scheint, für Benedikt mit seinem ganzen Einfluß eingetreten. Ihre Interessen hingen zusammen. Die Macht der Crescentier wurde in Rom beseitigt, Benedikt aber stand und fiel mit der Hilfe des Königs. Persönliche Beziehungen wurden angeknüpft. Benedikt war Laie gewesen, aber er war der Mann, das päpstliche Ansehen in Rom herzustellen. So zog er gegen seine Feinde selbst zu Heer, und dann, da er sich Rom gewonnen, schlug er die Sarazenen aufs Haupt. Eine glänzende Waffentat! Selbst aus Sardinien trieb er sie hinaus. Das war ein Mann nach dem Herzen Heinrichs. Am 14. Februar 1014 empfing er von ihm die Kaiserkrone. In der Vorhalle von St. Peter hatte er es gelobt, der römischen Kirche ein treuer Schutzherr und Schirmvogt, dem Papste in allen Stücken getreu sein zu wollen. Die Formel war neu. Heinrich stand nicht an, sie anzunehmen. Er war sich seines rechten Weges wohl bewußt. Er war nicht gesonnen die kirchlichen Dinge Italiens anders zu behandeln als die deutschen.

In der Synode von Ravenna war der Papst nach allem nicht anwesend. Sie verlief ganz wie eine königliche Versammlung. Sie ordnete die Verhältnisse des dortigen Episkopats. Ebenso verhielt es sich auf der Synode zu Rom. Die Beschlüsse derselben sind als Verordnungen Heinrichs publiziert worden. Selbst für die Formen des römischen Gottesdienstes war des Kaisers Wille maßgebend. Sie wurden teilweise dem deutschen Brauche angepaßt. So war auch dort des Kaisers Wille entscheidend. Der Papst nannte ihn seinen Herrn. Er war es in der Tat. Von der Sarazenenbeute sandte er ihm seinen Anteil. Ja er vollstreckte auch in kirchlichen Fragen des Kaisers Willen, selbst wenn die kirchlichen Rechte dem widersprachen. Man jubelte in Deutschland, da der Papst den Kaiser in Bamberg besuchte. In glänzender Weise wurde er dort empfangen. Er gab gewissermaßen der Lieblingsstiftung Heinrichs die Weihe. Und Heinrich bestätigte ihm jetzt, was er bei der Kaiserkrönung unterlassen hatte, das ottonische Privileg. Nicht ohne Gegendienste. Das war nicht seine Art. Da er ihn geladen, hatten bestimmte Gründe ihn geleitet. Die Kaiserkrone hatte seiner Kirchenpolitik eine universale Richtung gegeben. Er wollte die Schäden der Kirche abstellen, die allen offenkundig vor Augen lagen. Er wollte ihn für sein Reformwerk gewinnen. Freilich Benedikt selbst war kein frommer Mann: er hatte in Rom eine förmliche Judenverfolgung inszeniert, die Gemahlin des Sarazenenfürsten, den er besiegt, hatte er enthaupten lassen, ihren Schmuck hatte er für die passende Beute eines Papstes erklärt. Kein Wunder, wenn man in Cluny sagte: er sei der Hölle würdig. Auch der Simonie war er dringend verdächtig. So waren es sicher nicht geistliche Interessen, wenn er auf des Kaisers Reformgedanken einging. In diesem Sinne ward am 1. August 1022 die Reformsynode zu Pavia abgehalten. Sie wandte sich der dringendsten Frage,

Digitized by Google

der Priesterehe zu. Hier war Freiheit in Willkür entartet. In diesem Sinne griff die Synode kräftig ein. Und nun geschah etwas völlig Neues. Die Synode legte dem Kaiser ihre Beschlüsse vor und dieser publizierte sie, allerdings in veränderter Fassung, als Reichsgesetz. Auch hier tritt, so sehr von beiden Seiten die gemeinsame Arbeit betont wird, die kaiserliche Ueberlegenheit dem Papste gegenüber deutlich zutage. Aber Heinrich blieb nicht auf halbem Wege stehen. Auch die französische Kirche rief er zu dem Reformwerk auf. Mit König Robert einigte er sich über eine gemeinsame Synode in Pavia, ohne, wie es scheint, vorher die Meinung des Papstes eingeholt zu haben. Auch hier zeigt sich: es gab keine selbständige päpstliche Politik mehr neben der kaiserlichen. So war Heinrich im besten Zuge, Rom völlig seinem Einfluß unterzuordnen.

Aber da starben beide, Papst und Kaiser. Ihr Tod schien verhängnisvoll für die Kirche und ihre Reform. An der Kurie gab es keinen Freund derselben. So hing auch hierin alles von dem künftigen Kaiser ab. Konrad II. wurde erwählt. Es war eine glückliche Wahl. Ein scharfer Kopf, ein kluger Mann von leidenschaftlichem Willen. Es war nicht zu fürchten, daß er nicht das gewohnte Regiment in der Kirche behauptet hätte. In all diesen Fragen verfuhr er ebenso energisch wie sein Vorgänger. Vielleicht ein gutes Stück rücksichtsloser. Das deutsche Volk sah in ihm den Leiter der Kirche, der Erzbischof Aribo begrüßte ihn bei der Krönung als den Stellvertreter Christi. Aber ihm fehlte für die Entwicklung der Kirche selbst das Verständnis. Den Gedanken der Reform ließ er mit Heinrich II. begraben sein. Und doch drängte alles, vor allem in Rom selbst auf dieselbe hin. Dort war auf Benedikt VIII. sein Bruder als Johann XIX. gefolgt. Schon seine Wahl beleidigte jedes Gefühl. Sie war lediglich durch riesige Geldsummen zu erkaufen gewesen. Nicht genug. Johann bot dem Patriarchen von Konstantinopel die päpstliche Gewalt im Orient um Geld an. Ein solcher Fall von Simonie war noch nicht vorgekommen, seit die Kirche bestand. Eine ungeheure Erregung ging durch das Abendland. So wurde die Tat verhindert. Der Papst aber blieb auf seinem Thron. Er durfte sogar dem deutschen König die Kaiserkrone aufs Haupt setzen. Dann herrschte freilich für den Augenblick des Kaisers Wille allein in Rom. Dem mußte sich der Papst fügen. Konrad schreckte auch vor einer Demütigung desselben nicht zurück, er betrachtete und behandelte ihn als sein willenloses Werkzeug. Er hätte Großes durch ihn vollziehen können, vor allem die Kirchenreform. Aber für diese hatte Konrad selbst kein Verständnis. Auch die Ehre des römischen Stuhles hat er nicht genügend gewahrt. Sonst hätte er die Wahl Benedikts IX. hindern müssen. Die Tuskulaner suchten auch jetzt die Würde ihrem Hause zu erhalten: in Ermangelung eines besseren Kandidaten erkauften sie die Wahl Theophylakts, eines Knaben. Die Wahl war ein Verbrechen, aber freilich Konrad nicht unbequem. Denn was wollte der Knabe neben ihm. Er handelte auch, als gäbe es keinen Papst. Willen-

Digitized by Google

los mußte seine Macht den politischen Zwecken des Kaisers dienen. Und so ging die kostbare Zeit vorüber. Er übersah, wie er gerade jetzt die geistliche Macht des Kaisertums hätte stärken können. Und dies wäre um so notwendiger gewesen in einem Augenblick, wo die kirchlichen Ueberzeugungen alle Verhältnisse des Lebens zu durchdringen begannen. Schon machten sich in den Reihen der deutschen Bischöfe diese Regungen geltend. Mit ernstem Hinweis betonte man die Gesetze des kanonischen Rechts. Und wie die Bischöfe dachten die Mönche und die Laien. Beobachtung der kanonischen Vorschriften wurde ein Schlagwort des Zeitalters. Das war um so bedeutungsvoller, als sich die kirchlichen Zustände immer mehr von diesen entfremdet hatten. Man verwarf, man verurteilte die Simonie, nie aber war sie häufiger gewesen, bei den Bistümern nicht minder wie bei den niederen Stellen. Alles nahm Geld, der Kaiser und der Papst: nichts war ohne Geld zu erreichen. In Deutschland trat die Simonie nicht in ihren schroffsten Formen hervor. Auch nicht die Priesterehe. Sie war in Deutschland herrschender Zustand geworden. Aber von einer Entartung konnte man nicht reden. Freilich es wuchs ein stattliches Geschlecht von Priestersöhnen heran, und es war Norm geworden, daß der Sohn dem Vater folgte. Die nationalen Anschauungen sahen darin weder Frevel noch Willkür, die Söhne selbst hielten die Nachfolge für ihr gutes Recht. Aber dies Verfahren widersprach doch den Anforderungen des kanonischen Rechts, das, wie wir sahen, mehr und mehr Geltung gewann. Die Anschauungen verschärften sich, die Achtung vor dem Klerus sank. Eine Unruhe bemächtigte sich der Gemüter, Sekten begannen sich zu bilden, die Strengen in der Kirche begannen den großen Abfall zu fürchten. Aber weder Kaiser noch Papst achteten darauf. Die päpstliche Kanzlei freilich funktionierte nach wie vor tadellos. Aber welch ein Mann saß auf dem Thron. Es gibt kein Verbrechen, dessen man ihm nicht Schuld gab. Zwölf Jahre lang zitterte Rom vor seinen Mördern, ertrug es seinen Uebermut und die schamlose Entartung seiner Lüste. Dann freilich machte das Volk von Rom ein Ende. Es verjagte ihn. Aber sein Nachfolger, Silvester III., war nicht besser, und nun standen sich zwei Verworfene einander gegenüber, bis Benedikt siegreich in die Stadt zurückkehrte. Indes fühlte er sich nicht sicher und so war er gesonnen, auf seine Würde gegen genügenden Vorteil zu verzichten. Es galt der schweren Schmach ein Ende zu ersinnen. Da hat einer der besten Kleriker Roms sich entschlossen, der Retter Roms zu werden, indem er selber Papst würde. In frommem Sinn legte er Benedikt nahe, ihm gegen 2000 Pfund Silbers die Papstwürde abzutreten. Am 1. Mai 1045 waren sie handelseinig. Und Johannes bestieg als Gregor VI. den Stuhl des heiligen Petrus. Kein Zweifel, Konrad II. trug an dieser Entwicklung die größte Schuld. Er hätte solche Dinge von Anfang an hemmen können und hemmen müssen. Aber als der unwürdige Zustand auf unwürdige Weise zum Abschluß kam, da ruhte er längst in der Gruft des Domes von Speyer.

Digitized by Google

Sein Sohn Heinrich III. freilich war eine tiefreligiöse Natur. Es war klar, daß er die geistliche Seite des Königtums stärker betonen würde als sein Vater. Die Durchführung der ethischen Anforderungen des Christentums erschien ihm als das höchste Ziel der irdischen Herrschaft. So fühlte er sich selbst durch das kirchliche Recht in seinem Gewissen gebunden. Er war ein Gegner der Simonie und hat sich ihrer nie schuldig gemacht; er war ein Freund der Bischöfe und achtete ihr Recht. Sein Vater hatte mit strengen Maßregeln die lombardischen Bischöfe getroffen und vertrieben. Er rief sie zurück. Aber er war kein Schwärmer und blieb sich trotz aller Frömmigkeit seiner Rechte über die Kirche wohl bewußt. Aber auch seiner Pflichten. Und sie machten ihn zum unbedingten Anhänger der Kirchenreform. Bedingung für dieselbe aber war und blieb ihm die volle Aufrechterhaltung der königlichen Gewalt. Und er begann sogleich die Arbeit im Kleinen. Die Simonie minderte sich zusehends, die Disziplin im Klerus wurde vortrefflich gehandhabt. In Rom selbst griff er lange nicht ein. Erst im Herbste 1046 ging er über die Alpen. Dort hatten sich die Dinge in der Tat zum Besseren gewendet. Gregor hatte begeisterte Anhänger gefunden. Und er hatte seine Tat durch tüchtiges Wirken gesühnt. Und dennoch waren seine Tage gezählt. Kein Zweifel, Heinrich hatte auf eine Verständigung mit ihm gehofft. In Piacenza trafen sie zusammen. Aber da sie schieden, war der König entschlossen, ihn abzusetzen. In Sutri trat am 20. Dezember die Synode zusammen. Da Gregor die Vorladung empfing, wußte er, was seiner harrte. Auch Silvester III. und Benedikt IX. waren vorgeladen. Aber letzterer erschien nicht. Die Synode begann. Heinrich führte den Vorsitz. Silvester ward abgesetzt, seiner bischöflichen Würde entkleidet, in ein Kloster verwiesen. Anders verfuhr Heinrich mit Gregor. Er wurde veranlaßt, sich sein eigenes Urteil zu sprechen. Er tat es und der entsetzte Papst ward nach Deutschland verwiesen. Der Weg nach Rom aber war frei. Am 22. Dezember zog Heinrich dort ein, und am heiligen Abend ward vor Klerus und Volk von Rom in der Peterskirche die Ernennung des Bischofs Suidger von Bamberg zum Papste vollzogen. Am folgenden Tage ward er als Clemens II. inthronisiert. Der neue Papst krönte noch in derselben Stunde Heinrich zum Kaiser. Es war ein welthistorischer Moment. Die Tage Karls des Großen schienen erneut. Nicht bloß der gleiche Tag der Krönung gemahnte an den Vergleich. Und doch war es anders geworden. So glanzvoll das deutsche Königtum sich entfaltet, es stand unmittelbar vor der Katastrophe. Das Papsttum widerstrebte der Stellung, die es neben dem Imperium einnehmen sollte: Die Vertreter des römischen Adels, unwürdige Träger der Tiara hatten solche Unterordnung ertragen können. Aber ein Papst, der es ernst nahm mit seinem Amte, er mußte die Rechte desselben wahren in dem weiten, unbegrenzten Umfange, wie er in der Idee des Abendlandes erwachsen war. Wenn Heinrich in diesem Augenblicke einen Fehler

Digitized by Google

beging, so war es der gewesen, daß er der besten Einen auf den Stuhl Petri erhoben. Er ahnte nicht, zu welcher Entfaltung er das römische Bischofsamt bringen konnte, das dem Kaiser in diesem Augenblick so armselig und bar jeder Kraft erschien. Denn Großes forderte von dem neuen Papste die Welt. Nicht leicht gewöhnte sich Clemens an den Gedanken. Als deutscher Bischof hatte er die Tiara erhalten, der kirchliche Helfer des Kaisers hatte er sein wollen. In diesem Sinne begann er die Reformarbeit. Aus ihr gerade hätte sich früher oder später der Konflikt mit dem Kaiser entwickeln müssen. Aber der Tod ersparte ihm die peinvolle Wahl. Sein Nachfolger Damasus II. überlebte ihn nicht lange. Und nun ernannte Heinrich seinen Vetter Brun, den Bischof von Toul. Gegen Ende des Jahres 1048 machte dieser sich auf nach Rom. In seinem Gefolge aber befand sich der Mönch Hildebrand. Er brachte den Schatten in Leos Tat und Werk. Schon seine Ernennung durch den Kaiser entsprach nicht seiner Anschauung. Er hat es ihm auch nicht verhehlt, wie er in allem Leo gegenüber seine Meinung offen kundtat. Er nützte das Vertrauen, das dieser dem jungen Kleriker erwies. Brun selbst erzog seinem Hause den gefährlichen Gegner. Wie keiner erfaßte dieser die Bedeutung der päpstlichen Macht, wie keiner war er überzeugt, daß das bisherige Verhältnis zum Kaisertum unhaltbar war. Er war nicht der Mann, seine Ideen in sich zu vergraben: er sah recht wohl, daß er für sie allenthalben auf begeisterte Aufnahme rechnen konnte. Zunächst freilich spielte sich das Reformwerk in voller Uebereinstimmung mit dem Kaiser ab. Aber hinter ihm stand als stilltreibende Kraft der Mönch Hildebrand. Still, ohne klingende Phrasen, vollzog sich die Wandlung. Leo sprach nicht von der Größe der päpstlichen Gewalt. Aber er übte sie. Er regierte. Bald erkannte die Welt die gewaltige Wendung der Dinge. Ein ungeheurer Jubel erwachte. Begeistert sah das deutsche Volk zu ihm auf, der unermüdlich war in seinem Walten. Dreimal hat er Deutschland durchzogen, überall fühlte man das Eingreifen seiner gewaltigen Hand. Und gerade hier in Deutschland erzielte er eine ungeheure Wirkung: „Das Deutschtum war für die Deutschen lange Zeit eine erhabene Idee gewesen, durch Leo wurde es zu einer greifbaren Größe.“ Das war nicht Zufall, das war sein Wille. Er hat Deutschland, er hat das Abendland auf das engste mit Rom verknüpft. So gewann das vom Kaiser reformierte Papsttum die Leitung der Kirche zurück. Freilich wurde dadurch in alle Verhältnisse eingegriffen, der Episkopat begann sich zu beunruhigen, und einzelne Gegner erhoben bereits ihr Haupt. Aber das war für den Augenblick bedeutungslos. Weit wichtiger war, wie sich der Kaiser zu den neuen Maximen Roms stellte. Er sah recht wohl, daß es an Gegensätzen nicht fehlte. Doch Leos Politik schien ihm nicht antikaiserlich. Aber er dachte an keinen Gegensatz, ebensowenig wie seine Zeit. Der Ruf: Hie Papst, hie Kaiser! war noch nicht erschollen. Noch immer sah er in ihm, den er gemacht, den heilvollen Vollstrecker seines Willens. Ja, noch

Digitized by Google

immer gewährte er seinem Vetter volles Vertrauen und hielt sich selbst in kirchlichen Dingen mehr zurück. Noch wähnte er, daß das alte Gleichgewicht der Kräfte vorhanden sei. Aber schon war es verschoben. Nicht mehr der Kaiser sprach das entscheidende Wort, sondern der Papst. Er dankte sich diese Stellung ganz allein. Mit jugendlicher Schwungkraft hat er sie sich gewonnen. Ueberall griff er selber ein mit nie ermüdender Energie. Er besaß alle Tugenden eines deutschen Mannes. Wir dürfen stolz sein auf ihn und wir dürfen sagen: wieder war es die deutsche Art, die Rom aus Schmach und Not befreite. Es war sein Schicksal, daß er es zum Schaden seines Vaterlandes tun mußte. Er hat es freilich nicht geahnt. Aber den Platz, an den man ihn gestellt, hat er mit allen seinen Kräften gewahrt. Was den Zeitgenossen als ein Wunder erschien, das war nichts als die Frucht der Tatkraft und des Geistes eines echten deutschen Mannes. Am 19. April 1054 ist er gestorben. Sein Nachfolger war der Bischof Gebhard von Eichstätt, der am 13. April 1055 als Viktor II. inthronisiert wurde. Auch er war ein Verwandter des Kaisers, auch er hat dessen Vertrauen in vollem Maße besessen. Und wieder schienen Papst und Kaiser ein Herz und eine Seele. In Goslar wollten sie ein Wiedersehen feiern, Heinrich bereitete ihm mit Freuden den Empfang. Aber da Viktor kam, war der Kaiser nicht mehr. Der Freund konnte an der Bahre des gewaltigen Kaisers weinen; aber der Papst konnte beim Anblick der Leiche sprechen: „Jetzt bin ich Herr." Mit ihm hätte das Papsttum den Kampf nicht wagen können. Noch hatte er das politische Uebergewicht in den Händen gehalten. Viel hatte der Lebende den römischen Bischöfen gegeben, alles mußte ihnen der Tote lassen. Und sie waren entschlossen, es zu wahren. Und der es ihnen hätte wehren können und hätte wehren sollen, dem der Vater die Macht vererbte viel zu früh, der war ein Kind.

Fünftes Kapitel.

Kaiser Heinrich III. hat das Papsttum sich selbst zurückgegeben. Es war zu seiner vollen geistigen und geistlichen Bedeutung gelangt. Aber es gab doch eine Grenze desselben und diese war in dem Kaisertum selbst begründet. Der es neu geschaffen, er war auch sein Herr gewesen. Aber sein Erbe, wie wir sagten, war ein Kind. Das Papsttum stand nicht an, sich die Jugend des neuen Herrschers zu Nutzen zu machen und sofort das letzte Ziel in Angriff zu nehmen: die Befreiung von der kaiserlichen Macht. Nie kam ein günstigerer Augenblick. Heinrich war sechs Jahre alt. Die Mutter Agnes führte die Regentschaft. Ein Weib mit allen seinen Schwächen. Und vor allem: sie kannte nichts Höheres als die kirchliche Autorität. Der Geist von Cluny hatte ihr die letzte Energie genommen. Sie wollte Nonne werden und sollte das Reich regieren, sollte die Rechte

Digitized by Google

des Sohnes wahren gegenüber dem Papsttum, das jedes Hemmnis seiner Machtentfaltung niederzureißen drohte. So trat ein ungeheurer Konflikt der Pflichten an sie heran, den zu bestehen sie viel zu schwach war. Und doch stand noch alles gut. Viktor II. hatte den Knaben gekrönt und auf den Thron gesetzt. Und er schien entschlossen, als Deutscher dem deutschen König Treue zu wahren, festzuhalten an dem Bunde mit der deutschen Krone. Aber auch ihn ereilte das Geschick. Am 28. Juli 1057 ist er in Arezzo gestorben.

Rom ging sofort daran, sich einen neuen Papst zu wählen, Friedrich von Lothringen. Bereits am 2. August bestieg er als Stephan IX. den Thron. Gerade elf Jahre waren vergangen, seitdem man mit Heinrich den feierlichen Vertrag über die Papstwahl geschlossen. Jetzt war er null und nichtig. Man kündete dem deutschen Hofe aufs neue den Gehorsam. Und den man erwählt, er war zwar der Sohn eines deutschen Fürstenhauses, aber der Bruder jenes Herzogs Gottfried, den Ehrgeiz und Trotz zum unversöhnlichsten Gegner des Kaiserhauses gemacht hatten. In seinem Sinne gedachte Friedrich die Geschicke des Papsttums zu lenken. Zu dem welthistorischen Gegensatz kam ein persönlicher. Freilich waren sie beide eifrige Anhänger der Reformpartei. Aber Gottfried band sich nicht an deren Forderungen, die er anderen gegenüber verfocht, selbst aber rücksichtslos durchbrach. Und sein Hauptziel war, die Macht des Kaisertums zu brechen. Wie hätte das besser geschehen können als durch Erhöhung des Papsttums. So ward er in diesem Sinne dessen eifrigster Bundesgenosse. So konnte Stephan IX. den Kaiserhof völlig ignorieren. Monate verstrichen, ehe er es der Mühe wert fand, demselben seine Erhebung zu melden. Trotzdem war die Kaiserin so schwach, die Wahl als rechtmäßig anzuerkennen. Fraglos gab sie eines der wichtigsten Rechte ihres Sohnes preis. Ein ungeheurer Vorteil für das Papsttum. Und Stephan hatte ihn erreicht. Er hatte der römischen Kurie eine neue Losung gegeben: Freiheit der Kirche. Sie trat an Stelle des Rufes nach Reform. Und hier prallten die Interessen von Kaiser und Papst aufeinander: die Reform war das Werk Heinrichs III., die Befreiung mußte zum Kampfe führen mit dessen Sohn. In diesem Sinne hatte er den Kardinal Humbert nach Rom gezogen. Dieser lebte und webte im Gefühl des Gegensatzes gegen die weltliche Macht. Und er sah unter Stephan den Augenblick gekommen, seinen Gedanken offenen Ausdruck zu geben. Es erschien sein Traktat gegen die Simonie. Er wollte darin mit Bekämpfung der bestehenden Anschauungen, in voller Mißachtung der gegebenen Synodalbeschlüsse der Kurie die Augen öffnen. In diesem Sinne erhob er die Frage nach den Rechten des Fürsten. Seine Forderungen brachen völlig mit der Tradition. Mit aller Schärfe wies er sie zurück. Es müsse ein Ende nehmen mit ihrer Macht in der Kirche, die sie in einer weit schlimmeren Knechtschaft hielten als einst die Könige der Langobarden.

Digitized by Google

Durch diese Rechte der Laien schien ihm die Reinheit der Kirche geschändet. So sah er in der Erneuerung des Kaisertums die Wurzel des kirchlichen Verderbens. Damit traf er die mittelalterliche Weltanschauung, vor allem die germanische in ihrem tiefsten Kern. Es war dem deutschen Volke der erhabenste Gedanke gewesen, daß ihr Herrscher König sei und Priester in einer Person. Jetzt ward die Trennung der kirchlichen und weltlichen Dinge die Forderung des Papsttums. Kein Zweifel: die Forderung war groß, ihre Formulierung großartig und bedeutend. Und doch, sollte sie stark genug sein, den Bann zu brechen, in dem die ganze mittelalterliche Welt befangen war? Und in diesem Augenblick starb Stephan IX. (29. März 1058). Er war der Kandidat der kirchlichen Reformpartei gewesen. Er war gewählt worden im Gegensatz zum Kaisertum und zum römischen Adel. Ersteres war machtlos, letzterer aber erhob aufs neue sein Haupt und setzte die Wahl seines Kandidaten, des Bischofs Johann von Velletri, durch. Als Benedikt X. bestieg er den römischen Stuhl. Ein guter Griff. Die Reformpartei konnte an ihm nichts aussetzen. Aber trotzdem durfte die Reformpartei ihn nicht anerkennen. Er war ein Adelspapst. Sie protestierte gegen die Wahl und sprach den Bann über seine Getreuen aus. Aber da sie nicht durchdrang, verließen ihre Glieder heimlich die Stadt. Und nun griff Hildebrand ein. Er rief Gottfrieds Hilfe an. Nicht genug, er sprengte den Bund des römischen Adels und nahm ihm zu gleicher Zeit den letzten Rückhalt an dem deutschen Hofe. Leicht, nur allzu leicht ward Kaiserin Agnes gewonnen. Wiederum traf sie selbst die Rechte ihres Sohnes, da sie den Herzog Gottfried beauftragte, den designierten Kandidaten Hildebrands nach Rom zu geleiten. Es war Nikolaus II., der bald allgemeine Anerkennung fand. Freilich war er lediglich das Werkzeug Hildebrands. Doch dieser war es auch, der ihn schützte gegen Petrus Damianus und die übrigen Glieder der Opposition. Hildebrand brachte sie zum Schweigen. Ihm blieb der Sieg und er nützte ihn zur Neuregelung der Bestimmungen über die Papstwahl. Es war ein weiterer Schritt zum Ziele. Aber zugleich traten neue Notwendigkeiten an die Kurie heran. Noch war sie keine politische Macht und doch mußte der Augenblick kommen, wo es galt, Gewalt mit Gewalt zu bannen. Auch hierin wußte Hildebrand Rat. Und wieder waren es germanische Kräfte, die dem Papsttum in höchster Not zu Hilfe kamen: die Normannen. Es war ein wildes Geschlecht, das im Süden Italiens festen Fuß gefaßt, wir dürfen sagen ein Reich gegründet. Schon stand Robert Guiscard erobernd in Calabrien, eine Heldengestalt, ein echter Germane. Bald nannte er auch Apulien sein, während Graf Richard in Aversa und Capua herrschte. Die früheren Päpste hatten sie bekämpft, ihr Vordringen aber nicht wehren können. Anders Hildebrand. Er nahm Richard für Rom in Dienst und dreihundert normannische Ritter gaben Nikolaus Rom zurück. Aber bald ward der Bund verengert. Bald sehen wir in Melfi die beiden Normannenfürsten dem Papste den Lehens-

Digitized by Google

eid schwören. Er gab ihnen die Lande zu Lehen, die sie sich mit dem Schwerte gewonnen. Sie aber gaben mehr. Sie schwuren: der römischen Kirche überall und gegen jedermann nach vollem Vermögen Beistand zu tun, um die Regalien des heiligen Petrus zu behaupten und zu erlangen. Sie versprachen Nikolaus ihre Hilfe, daß er sicher und in Ehren das römische Papsttum, das Land und das Fürstentum des heiligen Petrus behalte. Und auch für eine neue Papstwahl gaben sie jede Sicherheit. So haben sie Rom ihre Macht zur Durchführung der Hildebrandschen Ideen zur Verfügung gestellt. Freilich war diese Hilfe durch einen Rechtsbruch erkauft. Denn in all den Gebieten war nicht der Papst, waren der deutsche und der oströmische Kaiser die Lehensherren. So konnte von Ost und Nord ein Gewitter über Rom heraufziehen. Aber der Papst hatte nun ein Heer, das beide fürchten mußten.

Doch die Normannen blieben nicht die einzigen. Auch Herzog Gottfried war Verbündeter des Papstes, dazu gewann er noch Mailand und andere oberitalienische Städte. Es war der Papst, der dort dem Patarenerbunde zum Siege verhalf. Zweifellos ein großer Vorteil für die Kirche, aber auch politisch von hohem Wert. Auch hier war das kaiserliche Ansehen vermindert, seine Macht erschüttert. Genug, der Papst hatte Italien in kirchlicher und politischer Beziehung für sich gewonnen. Sofort wagte er den Vorstoß gegen Deutschland. Man war entschlossen, die neue Wahlordnung auch hier zur Geltung zu bringen. Alsbald beantragte Hildebrand die Verwerfung der Aachener Statuten von 817. Das war das direkte Zeichen zur Offensive. Denn irgendwelcher Anlaß zu dem Schritte lag nicht vor. Man wollte zeigen, daß kein Laie, auch nicht der Kaiser befugt sei, kirchliche Anordnungen zu treffen. Vergeblich hat Kaiserin Agnes für ihren Günstling, den Erzbischof Siegfried von Mainz, das Pallium erbeten. Und nun kam die Nachricht von der Neuordnung der Papstwahl, von der Belehnung der Normannen. Tiefe Unruhe ging durch das Reich. Und als der päpstliche Legat Stephan am Hofe eintraf, um die Kaiserin zu beruhigen, wurde er nicht angenommen. Der Hof hatte seine ablehnende Stellung deutlich bekundet. Aber auch die Bischöfe traten nun hervor. In der schroffsten Form lehnten sie das Wahldekret ab. Nicht genug. Sie sprachen den Bann über den Papst aus, sie geboten, seinen Namen aus den kirchlichen Listen zu tilgen und hoben alle seine Anordnungen auf. Das war allzu schroff, wie man vordem allzu gleichgiltig gewesen war. Anfangs unheilvolles Hinzögern, jetzt unheilvolle Ueberstürzung. Und auch jetzt fehlte den deutschen Bischöfen wie der deutschen Kirchenpolitik überhaupt jedes klare Programm. Aber in Rom nahm man jetzt eine abwartende Haltung an. Noch mied man den Bruch. Man entschuldigte den König mit seiner Jugend. Kein Zweifel, man rechnete mit einem Umschlag der deutschen Politik. Da starb plötzlich Nikolaus II. Sein Tod brachte die Kurie in die schwierigste Lage. Sofort geriet Rom

Digitized by Google

in Aufruhr. Der Adel riß die Gewalt an sich und mit voller Ignorierung der neuen Wahlordnung sandte sie eine Gesandtschaft an den jungen König nach Deutschland, um von ihm die Ernennung eines neuen Papstes zu erbitten. Das Gleiche taten in diesem Augenblicke die Lombarden.

Nun kam für Hildebrand der Moment, den Gedanken seines Lebens zu verfechten. Er zauderte nicht. Er eilte nach Lucca, den Bischof Anselm zur Annahme der Tiara zu bewegen. Ein kluger Schritt. Er beruhigte die Lombarden und konnte auch die Zustimmung der Kaiserin erhalten. Denn seit langem hatte er Beziehungen zum deutschen Hofe. So ward die Wahl vollzogen. Richard von Capua hielt sein schützendes Normannenschwert über die Versammlung. Er war es, der Alexander II. mit Gewalt den Weg zu St. Peter bahnte, der ihn Schwert in Hand nach dem Lateran führte. Inzwischen hatte wiederum der deutsche Hof die beste Zeit versäumt. Freilich trat Ende Oktober eine Versammlung in Basel zusammen, auf der Heinrich mit einer von den Römern überbrachten Krone gekrönt und zum Patrizius ausgerufen würde. Zugleich verwarf man die Wahl Alexanders II. und erhob den Kandidaten der Römer, Cadalus, zum Papst. So hatte die fromme Kaiserin selbst die Hand zu einem Schisma leihen müssen. Wenn nur dadurch die königlichen Rechte gewahrt worden wären. Aber das Gegenteil war der Fall. Sie waren durch diese Verwirrung der Lage nur noch mehr gefährdet. Die Ernennung war nicht die Frucht kühnen, konsequenten Vorgehens, sondern allgemeiner Ratlosigkeit. So trat denn die Kaiserin in gar keiner Weise für Cadalus ein. Er sollte sich sein Rom selbst gewinnen, das doch nur mit Gewalt zu nehmen war. Kein Wunder, wenn Rom nicht mit ihm rechnete und wähnte, es könnte ohne Kampf mit dem König zum Ziele kommen. So forderte denn der Papst selbst den schon bei der Mündigwerdung beschlossenen, immer aber hinausgeschobenen Römerzug. Und es war der König selbst, der ihn im Februar 1067 in letzter Stunde absagte. Ein unreifer und unheilvoller Entschluß! Neue Rücksichtslosigkeiten Roms waren die Folge. Wir übergehen die Streitpunkte, die sich nun in besorgniserregender Weise häuften. Sie lassen alle das eine erkennen, daß der Kampf unvermeidlich war. Und in diesem traten sich entgegen der gereifte König und der neue Papst. Es war Hildebrand.

Noch aber führte dieser die Sache Alexanders II. Auch hiebei zeigte er schon seine ganze Größe. Er setzte alles daran, dessen Gegner zu vernichten. Hinter dem kaiserlichen Papst aber hätte ein kaiserliches Heer stehen müssen. Davon war nicht die Rede. Bemühte man sich ja nicht einmal, den deutschen Episkopat für Cadalus zu gewinnen. In eben den Wochen, da dieser nach Italien aufbrechen sollte, hatte der angesehenste deutsche Bischof, Adalbert von Hamburg, noch von Alexander II. das Pallium. So war die deutsche Kirche für Cadalus von Anfang an verloren. Was sollte da erst in Rom werden!

Digitized by Google

Und doch war hier das Glück dem kaiserlichen Papste günstiger gewesen. Bischof Benzo von Alba hatte mit Mut und Geschick für Cadalus in Rom Stimmung gemacht und Boden gewonnen. Der römische Adel erkannte Cadalus an und dieser überschritt im Frühjahr 1062 die Apenninen. Man erwartete seinen Einzug in der Stadt. Aber Hildebrand hatte alle Vorkehrungen getroffen. Er wußte, daß nur die Waffen entscheiden konnten. Zwar der Anfang ließ sich für Alexander übel an. Seine Anhänger erlitten eine völlige Niederlage. Und Cadalus empfing zu gleicher Zeit die Anerkennung als Papst vom byzantinischen Kaiser. Nun aber griff Gottfried von Lothringen ein; zunächst unter dem Scheine der Neutralität.

Inzwischen aber war in Deutschland jener Handstreich des Erzbischofs Anno von Köln erfolgt. Anfang April entführte er in Kaiserswerth den jungen König der Mutter und Regentin. Eine unerhörte Tat. Aber wer war im Reich, der sie hätte wehren können. Um so wichtiger waren die Folgen für das Verhältnis zu Rom. Anno hatte an der Wahl des Cadalus nicht teilgenommen und damit gezeigt, daß er den Bruch mit der kirchlichen Reformpartei nicht wünschte. Und so wie er dachte die Mehrzahl der deutschen Bischöfe. Und damit war Cadalus' Position in Deutschland so gut wie verloren. Zwar wäre es falsch, zu sagen, Anno hätte das Interesse des Kaisers blindlings geopfert. Auf der Augsburger Synode, welche die Papstfrage ordnen sollte, war gegen Alexander II. der Vorwurf der Simonie erhoben worden. Man wies die Klage nicht von der Hand und Annos Neffe wurde beauftragt, in Rom die Sache zu untersuchen. Er war ein Mitglied der Reformpartei. Und in diesem Sinne hat Burchard II. von Halberstadt sein Urteil gefällt. Alexander II. lohnte es mit dem Pallium. Im übrigen verfuhr er völlig im Gefühle seiner Macht und belegte den Gegenpapst mit dem Anathem. Und so gingen die Dinge ihren Lauf. Anno hat sich zwar selbst nach Italien begeben, aber die Synode von Mantua entschied für Alexander II. Deutschland ließ den Papst des Adels fallen und hielt an der Verbindung mit dem reformierten Papsttum fest. Aber was bedeutete in diesem Augenblicke Deutschland. Die beiden Bischöfe Anno und Adalbert von Bremen stritten sich um den Königssohn, bis dieser sich mehr und mehr zu letzterem neigte. Anno ward beiseite gedrängt, aber auch Adalberts Macht war den Fürsten unerträglich. Indem sie nun diesen auf jener Reichsversammlung zu Tribur stürzten, setzten sie Anno wieder an seine Stelle. Aber schon fühlte sich Heinrich als Herrscher, der Anno jene Schmach von Kaiserswerth nie vergeben hat. Mit tiefstem Hasse verfolgte er den ehrgeizigen Priester. Und seine Freunde teilten seine Meinung. Die Grafen Eberhard und Werner standen ihm treu zur Seite. Wir müssen in ihnen die Führer einer Partei erkennen, die den Bischöfen diesseits und jenseits der Alpen ein starkes, deutsches Königtum entgegenzusetzen entschlossen waren. In diesem Sinne wollte man die Bischofsstühle mit Getreuen besetzen, den ganzen

Digitized by Google

deutschen Episkopat in kaiserlichem Sinne regenerieren. Er sollte wieder vom Hofe abhängig, zur Stütze des Königs werden. Aber dazu war es zu spät. Die herrschende Ueberzeugung widersprach solchen Maßregeln mit aller Macht. So erreichte der König nur eine verschärfte Opposition. Freilich war diese nicht rein kirchlich: sie wurde vielmehr getragen von den lokalen Gewalten. Aber die kirchliche Opposition nützte dieselbe ganz in ihrem Sinne. Sie wurde verstärkt durch den Widerstand der Klöster, die gegen jedes Eingreifen des Königs heftigsten Widerstand erhoben. Wir wissen, wie sie geistig und materiell an Macht gewonnen hatten, wie gewaltig ihr Standesbewußtsein gestiegen war. Alles in allem zeigte sich nun, daß die geistlichen Großen Fürsten geworden und gesonnen waren, ihre Selbständigkeit wider den König zu behaupten. Wie immer, so rächte sich auch hier die Stärkung der geistlichen Gewalten durch den Staat. In bescheidenen Grenzen gehalten, mochte der hohe Klerus für die Herrscher eine Stütze sein, selbst von nationaler Bedeutung. Mit dem Erstarken der Selbständigkeit mußte der Zwiespalt zwischen Staat und Kirche sich zu Ungunsten des ersteren entscheiden. Gerade ihre Selbständigkeit entfremdete sie der Nation. Was für den weltlichen Fürsten Verrat und Felonie, das ward für die geistlichen gewissermaßen, wenn auch geheuchelte Pflicht, und mit dem Gelübde treu zu Rom deckten sie den Hochverrat an Kaiser und Reich. Heinrich IV. sollte es bald genug erfahren. Indem die Geltung seiner Verordnungen in der Kirche aufhörte, litt sein ganzes Ansehen Schaden. Nur in diesem Sinne ist die Revolution zu verstehen, die sich mit wilder Gewalt in Sachsen zu regen begann. Doch nicht allein hier: die Bande der Ordnung begannen sich überall in der deutschen Kirche zu lösen und einer furchtbaren Anarchie zu weichen. Die Sitten verfielen. Die zeitgenössischen Klagen über die Entartung, über das Wachsen von Habsucht und Geldgier, von Unzucht und Verbrechen, über den Verfall der Wissenschaften und der Frömmigkeit mehren sich. Alles, vom König bis zum Bauer sei dem Verfalle preisgegeben, die Fürsten wie die Priester und Mönche. „Ohne Zucht erliegt das einfältige Volk dem Verderben. Die deutsche Kirche war in Verfall. Die fremden Völkerschaften fühlten das und nützten die Zeit sich loszulösen von ihr, eine selbständige Entwicklung anzubahnen. In politischer und nationaler Beziehung mußte das die schlimmsten Folgen haben. Die tschechische Kirche erhob stolz ihr Haupt. Die Slaven begannen den deutschen Klerus mit Todfeindschaft zu verfolgen. Furchtbare Bluttaten wurden geübt. Und so gingen die mit teurem Blut gewonnenen Lande nicht blos dem Christentum, sondern vor allem dem Deutschtum verloren. Aber was das Deutschtum und die Kirche verlor, das gewann Rom und das Papsttum. Wer etwas wollte, wandte sich nach Rom. In allen Fragen frug man dort nach Urteil und Recht. Spielend gewann der Papst so Stellung um Stellung. Er brauchte nicht um die Anerkennung des Rechtssatzes zu kämpfen,

Digitized by Google

daß die wichtigeren Angelegenheiten in Rom beschieden werden müßten." Der deutsche Episkopat gestand ihm dies unheilvolle Recht völlig freiwillig zu. Es ging wie ein Wahnsinn durch das deutsche Land: der Verrat war nur begreiflich durch den Mangel an Autorität. Statt die kaiserliche neu zu stärken, suchte man bei der fremden sein Heil. Mehr und mehr gewöhnte sich der Papst an diese neuen Rechte, die ihm gewissermaßen als die Früchte der kirchlichen Reform zufielen. Und so vollendete sich, was mit Leo IX. begonnen hatte. Kaum von der Abhängigkeit vom deutschen Königtum befreit, gewann das Papsttum die volle Herrschaft über die deutsche Kirche. Aber diese Herrschaft war ihr nicht von Heil. Als eine fremde Hand tastete die päpstliche Gewalt an die feinsten Nerven der deutschen Kirche. Die alten Rechte des Königtums und des Episkopats wurden völlig erschüttert. Alle Bande des Gehorsams und der Ordnung wurden gelöst. Kein altes Recht war ihm heilig: es war ihm gleichgültig, ob die Ruhe des Landes darunter litt. Das Schlagwort war Autorität, und die gewann es in ungeheurem Maße. Und noch immer schwieg der Hof. Und noch immer nicht ward der König sehend.

Und nun war Hildebrand Papst geworden. Seit zwanzig Jahren hatte der kleine, bleiche Mann die Geschicke des Papsttums mit kühnem Geiste und kühner Hand gelenkt. In Wort und Tat von ungeheurer Energie. In Denken und Empfinden von phantastischem, ja gigantischem Schwung! Kein Ziel schien ihm zu weit. Mit heldenhafter Kraft umspannte er den Orient und den Occident. Er kannte nur eines: die Herrschaft der Kirche. Das Recht der Kirche galt ihm über alles: vor diesem mußte jedes andere Recht sich beugen. Vor diesem erschien ihm alles, was den Menschen heilig, wie Schall und Rauch. Verächtlich schien ihm alles außerhalb der Kirche. Ein ungeheurer Mensch. Und doch hatte er keinen Glauben an die Menschheit. Alles war ihm nur Werkzeug. Er verkündete die Freiheit der Kirche, aber alle sollten ihre Sklaven sein. Sonst durch und durch ein Mönch: erfüllt von den Schauern der Furcht und des Sehnens nach dem Jenseits. Es fehlt nicht an Zügen rührender Frömmigkeit, an mystischer Vertiefung. Er hatte für sich abgeschlossen mit allen Freuden dieser Welt, die er der Kirche gewinnen wollte. Nie saß ein Größerer auf dem Stuhl St. Peters. Nie war einer mehr durchdrungen von der Göttlichkeit seines Amtes. Und nie hat einer weltlicher gewaltet als Gregor. Was hat er aus dem Papsttum gemacht: wie klein die Ideen vor ihm, wie gewaltig der Ausdruck der Macht bei ihm. Es schwanden die Grenzen zwischen göttlicher und weltlicher Macht. Den einfachen Fischer hat er eigentlich erst zum Apostelfürsten gemacht: „Petrus ist der Herr und Kaiser." Niemand und nichts ist seiner Macht entzogen. In allem sah er sein Werk. In unmittelbarster, fast sinnlich gedachter Beziehung übte er unmittelbar dessen Willen. Auch diese Auffassung vom Pontifikat war Mystik, aber er wußte derselben durch seine

Digitized by Google

ungeheure Tatkraft Wesenheit zu geben. Wie ein Kunstwerk erscheint uns sein Bild von der Größe des Papsttums: aber er gab ihm Leben. Wir bestaunen die ungeheure Phantasie seiner Vorstellungen der päpstlichen Macht: aber er suchte sie zu realisieren. So gingen auch seine Ansprüche über alles menschliche Maß hinaus. Es war der Wahnsinn der Despotie. Aber er wußte ihn der Zeit als höchsten leitenden Gedanken einzugeben. Dem Episkopat verblieb nichts als der unbedingte Gehorsam. Die Bischöfe waren nichts anderes als Stellvertreter des Papstes, als seine Diener: und zwar im Kirchlichen wie im Weltlichen. So schwand jedes positive Recht vor dieser ungeheuren Gewalt.

Aber auch alle Pflichten schwanden. Kein Eid war, den er nicht hätte lösen können, kein Band der Treue, das sein Spruch nicht zerriß. Aber nicht bloß bei seinen geistlichen Untertanen. Auch die weltlichen Fürsten sollten völlig unter seiner Macht stehen. Der Papst führt die allgemeine Regierung! Seine Sorge, sein Befehl leitet das Königtum; der König ist dem päpstlichen Stuhl zum Gehorsam verpflichtet. Er bestimmt den rechtmäßigen König; durch Ungehorsam verliert dieser seine Würde; der Bann nimmt ihm sein Königtum. „Denn alle Kraft der Könige und Kaiser, alles was Menschen unternehmen mögen, ist den apostolischen Rechten gegenüber wie Asche und Spreu." So schwand ihm selbst jedes Gefühl für des Königs Recht und Würde. Keiner der großen Söhne der großen Revolution hat das Königtum tiefer verachtet, tiefer gebeugt als er, der die Worte zu sprechen wagte: „Hier menschlicher Hochmut, dort die göttliche Liebe, hier eitler Ruhm und dort ewiges Leben. Die Erfinder des Königtums waren Tyrannen, die angetrieben vom Teufel in blinder Gier und unerträglicher Anmaßung durch alle erdenkbaren Verbrechen die Herrschaft über ihresgleichen erstreben." Danach war ihm die weltliche Herrschaft als solche die Aeußerung eines widergöttlichen Prinzips. Die einzige Berechtigung konnten die Herrscher nur dadurch gewinnen, daß die Kirche sie zur Regierung beruft. Ja er dachte sich als letztes Ziel, daß die christlichen Staaten direkt unter der Leitung des römischen Bischofs stünden. Kein Zweifel, was ihn erfaßt, mutet uns an, als sei ihm die Größe des alten Rom zu Kopf gestiegen, als hätte sich der Cäsarenwahnsinn mit düsteren Schwingen auf sein Haupt gesenkt. Denn so schien ihm auch der geringste Kleriker gewaltiger als der mächtigste weltliche Herrscher. So sollte denn der Kaiser nichts anderes sein als der Lehensmann des heiligen Petrus. Und doch lebte in seinem System ein moderner Gedanke: das Nationalitätsprinzip. Keine Nation sollte einem fremden Herrscher unterworfen sein. Aber Bedingung hierfür war die Ohnmacht Roms.

So krankte sein System vor allem an dem einen Fehler: der Maßlosigkeit. Er ward von seiner Pflicht rastlos vorwärts getrieben, aber er kannte diese nicht, nicht ihre Schranken. So ist sein Walten in gewissem Sinne nur Episode. Sie schloß aber einen langen, furchtbaren Kampf in sich.

Digitized by Google

Man hatte in Deutschland nicht ohne Besorgnis die Wahl Gregors vernommen. Aber Heinrich wollte den Frieden. Er erkannte sie an. Ja die Vorgänge in Sachsen drängten ihn vorwärts. Schon jetzt demütigte er sich selbst vor dem Papste mehr als je einer seiner Vorgänger getan. Er beschuldigte sich selbst der Simonie. Aber Gregor ging weiter. Sofort trat er als Schiedsrichter auf zwischen dem König und den Sachsen. Freilich ohne Erfolg. Im Gegenteil. Der Kampf flammte von neuem auf. Es erfolgte jene Erstürmung der Harzburg und jene schamlose Schändung der Fürstengruft durch die Sachsen. Aber der Papst nützte den Moment. Er ließ dem König erklären, er sei wegen des Verkehrs mit seinen gebannten Räten exkommuniziert. Und der König unterzog sich in der Tat den demütigenden Bedingungen der Wiederaufnahme. Man sieht, er wollte den Frieden. Gregor selbst aber nährte den Zwiespalt. Sein Vorgehen gegen die deutschen Bischöfe war unerhört. Man klagte wohl, er betrachte die Bischöfe wie seine Gutsverwalter und befehle ihnen, was ihm in den Sinn komme. So stieg denn das Mißtrauen auf beiden Seiten. Aber rastlos drängte Gregor vorwärts. Auf der Fastensynode des Jahres 1075 trat er nun mit seinen neuen Plänen offen hervor. Es erfolgte das Investiturverbot. Kein Laie, auch der König nicht dürfe Geistliche investieren. Die simonistischen und unzüchtigen Priester sollten ihrer Stellen verlustig gehen. Ja an die Laien erging der Ruf, sie sollten die Kirchen solcher Priester meiden und sie auf diese Weise zwingen, sich zu ergeben. Der Sinn war klar: wollte der Episkopat sich nicht fügen, so sollten die Massen gegen ihn mobil gemacht werden. Was in Italien geglückt, sollte auch in Deutschland gelten. Aber wenn er selbst die Revolution zu Hilfe rief, so war das Investiturverbot nicht minder revolutionär. Und doch hoffte er eine Zeitlang, das Verbot ohne Bruch mit Heinrich durchführen zu können. Freilich auf die Opposition der Bischöfe war er gefaßt. Und in der Tat kam es alsbald zum offenen Konflikt. Gregor hatte am 20. April 1075 den Bischof Hermann von Bamberg in der schärfsten Form abgesetzt. Dieser legte Protest ein. Aber der Fall blieb nicht vereinzelt. Und die Bischöfe hatten ganz offenkundig den niederen Klerus auf ihrer Seite. Das Gebot des Zölibats hatte einen Sturm von Entrüstung erregt. Erzbischof Siegfried von Mainz mußte versprechen, in Rom den Widerruf des Verbots zu erwirken. Aber die Priester selbst wehrten sich für ihr gutes Recht. Sie führten alle Gründe ins Treffen und vor allem, sie gingen zurück auf die Bibel. Es war ein ernstes und tapferes Ringen. Nicht ohne Ergriffenheit wird man die Schrift eines der Opponenten lesen, in welcher er den Bischof Ulrich von Augsburg als Sprechenden einführt: er mahnt an die Bibel und an der alten Kirche Brauch. Aber er weist auch mit klaren Worten auf die verderblichen sittlichen Folgen hin, die aus dem engen Zwang des Zölibats entspringen mußten. Wir ersehen daraus, wie der deutsche Klerus mit gutem Gewissen für das was

Digitized by Google

Sitte, gute Sitte geworden war, eintrat gegenüber den kalten Buchstaben der kanonischen Vorschrift.

Noch war er nicht entschlossen, sich zu fügen und mit dem Worte zurechtzufinden: „Was sonst in Ehren stünde, jetzt ist es worden Sünde.“ Aber schon hatte des Papstes Wort an die Laien gezündet. Ein Sturm des Aufruhrs erhob sich gegen die vermählten Priester. Der Fanatismus der Menge machte nicht Halt vor dem Pfarrhaus, nicht vor der Kirchentüre. Hohn und Mißhandlung traf die Treuen; die wahnwitzige Menge riß die von den vermählten Priestern geweihten Hostien aus dem Tabernakel und trat sie mit Füßen. Sie weigerte den Empfang der Sakramente, die sie nun selber auszuüben begannen. Eine volle kirchliche Anarchie trat ein, die sich auch auf die weltlichen Dinge ausbreitete. Der Papst hatte in seinem grenzenlosen Ehrgeiz Deutschland den Frieden genommen. So ging man denn daran, in Wort und Tat dem unheilvollen Werke Einhalt zu tun. Vergebens. Gründe prallten an dem eisernen Willen des Papstes ab.

Hier konnte nur einer helfen: der König. Endlich war es ihm gelungen, der Sachsenrevolte ein Ende zu bereiten. Besiegt lagen die Gegner zu seinen Füßen. Nun konnte er seine ganze Kraft gegen das Investiturverbot wenden. Zunächst freilich begnügte er sich, das Verbot einfach zu ignorieren. Dann aber nahm er die italienischen Dinge in Angriff. Sofort gelang es ihm, die Machtstellung Gregors in Oberitalien zu erschüttern. Dann knüpfte er mit dem Süden, mit den Normannen, an. Freilich drang er hier nicht durch. Aber man sah doch, daß Gregor nicht unbesiegbar war. Und selbst im Kardinalskollegium erhoben sich Stimmen gegen den Papst. Aber dieser war nicht gesonnen, nachzugeben. Mehr und mehr verschärfte sich sein Gegensatz zu Heinrich. Wir können an der Hand seiner Briefe seinen Groll wachsen sehen. Schließlich drohte er mit Bann und Absetzung. Er wollte durch die Furcht vor dem Aeußersten den Widerstand des Königs brechen. Damit hatte er jedes Band zwischen Papsttum und Königtum zerschnitten. Ihn hatte sein Temperament fortgerissen. Er, der gehofft hatte, vom König ungehindert, die Bischöfe unter seine Macht zu beugen, forderte diesen selbst zu einem Kampf auf Leben und Tod. Es war klar, daß beide sich gegen den gemeinsamen Gegner verbanden. König Heinrich berief die deutschen Bischöfe auf den 24. Januar 1076 nach Worms. Sie erschienen fast vollzählig, nur die bayerischen fanden sich in geringerer Zahl ein. Auch die lombardischen und burgundischen Bischöfe waren vertreten. Und nun entlud sich der ganze Groll gegen den Papst. Er riß die Versammlung zu maßlosen Beschlüssen hin. Sie trübte dadurch selbst ihr gutes Recht. Und doch war es ein gutes Wort, das damals gesprochen wurde: kein Bischof könne dem Könige seinen Treueid halten, wenn er nicht breche mit Gregor. Und dann erklärte die Synode, Gregor sei nicht Papst und habe niemals Papst sein können. Nicht minder

Digitized by Google

schroff verfuhr der König: er entsetzte ihn aller Rechte des Papsttums und gebot ihm als Patrizius von dem römischen Stuhl zu weichen. Zu gleicher Zeit forderte er Klerus und Volk von Rom auf, sein Urteil zu vollstrecken. Er selbst aber, so tat er ihnen kund, werde mit ihnen und den Bischöfen einen neuen Papst erwählen. Dieser sollte die Wunden heilen, die Hildebrand der Kirche geschlagen. Er tat, wie einst sein Vater getan. Er war im Recht, wenn auch die Zeiten sich gewandelt. Es fragte sich nur, ob er die Macht habe sein Recht zu wahren. Aber darin hatte er sich getäuscht. Er konnte sich auf den deutschen Episkopat nicht verlassen, obwohl er gerade im Vertrauen auf diesen sofort den äußersten Schritt gegen Rom getan hatte. Dem Worte mußte sofort die Tat folgen. Aber nur, wenn er mit einem Heere vor Rom zog, konnte er Gregors Absetzung erreichen. So aber saß dieser fester denn je auf seinem Stuhl zu Rom. Und nun gestaltete er den Ausbruch des Kampfes in glänzend dramatischer Weise. Vor der im Lateran versammelten Synode empfing er die Gesandten des Königs. Ihre Botschaft erweckte in der Versammlung einen Schrei der Entrüstung. Gregor selbst mußte die Königsboten schützen vor der Wut seiner Getreuen. Sofort begann er das Gericht und fällte den Spruch. Mild gegen die Bischöfe, mit voller Schärfe gegen den König: Er tat ihn in den Bann und entsetzte ihn des Reichs. Mit frommen Gebetsworten begann er das Urteil, dann aber war jedes Wort ein Keulenschlag: „So versage ich dem König Heinrich, dem Sohne des Kaisers Heinrich, die Regierung des ganzen Reichs von Deutschland, ich entbinde alle Christen von dem Treueid, den sie ihm geschworen haben oder schwören werden, und gebiete, daß niemand ihm als König diene.“ Und „ich binde ihn mit der Fessel des Fluchs. Ja, im Vertrauen auf dich binde ich ihn, „damit alle Völker merken und bekennen, daß du bist Petrus und daß auf deinem Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gegründet hat, und daß die Pforten der Hölle nicht mächtiger sein werden als sie.“ Und in einem Aufruf an alle Gläubigen gab er Kunde von seiner Tat. Nie ist Verrat und Treubruch mit größerer Begeisterung gepredigt worden, nie der Ruf der Revolution mit feurigerer Gewalt erschollen. Und er drang nach Deutschland, wo die kaum gewonnene Ruhe schon ins Wanken gekommen war. Freilich Heinrich erwiderte Fluch mit Fluch. Die Worte, die er erließ gegen Hildebrand, den falschen Mönch, waren nicht minder kraftvoll. „Der wahre Papst, der selige Petrus, ruft aus: Fürchtet Gott, ehret den König. Du aber, der du Gott nicht fürchtest, entehrst in mir meine Ordnung.“ „Du also durch diesen Fluch und durch das Urteil aller meiner Bischöfe verdammt, steige herab, verlasse den angemaßten apostolischen Sitz; ein anderer besteige den Tron des heiligen Petrus, der der Gewalt nicht die Maske der Frömmigkeit gibt, sondern die gesunde Lehre des heiligen Petrus lehrt. Ich Heinrich, König durch die Gnade Gottes, mit allen meinen Bischöfen sage dir: steige herab, steige herab, du ewig Verdammter.“

Digitized by Google

Wahrlich, kein Dichter hätte seinem Helden packendere Worte in den Mund legen können, den dramatischen Accent besser treffen können, als dies König Heinrich selbst getan, der hier einen der ergreifendsten Monologe des großen Dramas der Weltgeschichte gesprochen. Aber die Tragik seines eigenen Geschickes trat machtvoll an ihn heran. Seine Bischöfe versagten den Dienst, der von Gregor mit starkem Zauber geweckte Geist des Aufruhrs erfüllte das deutsche Land. Vergebens alles Bemühen Heinrichs, ihn zu bannen. Vergebens rief er Fürsten und Bischöfe nach Worms, nach Mainz. Er konnte nur sehen, wie verlassen er war, wie einsam es um ihn ward. Und in Tribur und Oppenheim zwangen ihn die Fürsten, abzulassen von dem Kampf: er mußte versprechen, dem Papste Genugtuung zu leisten. Nur dadurch hielt er sie von einer Neuwahl ab. Aber nur eine kurze Frist war ihm gesetzt: war er bis zum Jahrestage seiner Exkommunikation nicht vom Bann gelöst, dann ging es zu Ende mit seinem Königtum. Der Meineid hatte die deutschen Fürsten zu knechtischen Vollstreckern des päpstlichen Willens gemacht. Sie stellten selbst den Wortlaut des Briefes fest, den er an den Papst richten sollte. Knirschend vor Zorn fügte sich der König. Erst mußte er wieder festen Boden für die strauchelnden Füße haben, dann konnte er an Rache denken für die Schmach. Freilich war auch er zu weit gegangen für den Geist des Zeitalters. Es sah das schlimmste Uebel in dem Schisma, es konnte sich nicht in den Gedanken finden, den es später so wunderleicht ergriff, daß es eine Kirche Jesu Christi ohne Rom gebe. Und doch verkannte man nicht völlig das Recht des Königs. Hatte er sich doch nicht nur gegen den Papst, sondern vor allem für das Königtum, seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit erhoben. Und darauf beruhte Heinrichs Kraft. Es konnte ihm hier nicht an Anhängern fehlen. Gregor sah das. Schon im Sommer 1076 suchte er durch eine Reihe von Erklärungen auf die öffentliche Meinung zu wirken. Freilich riß ihn auch hier die Leidenschaft allzuweit fort. Und doch taten sie ihre Wirkung. Denn keine Hand regte sich für Heinrich. So ging Gregor in seinem Uebermut immer weiter. Im September erließ er ein Schreiben an die deutschen Fürsten, in welchem er sie zur Neuwahl aufforderte und zwar mit der Zumutung, daß sie vor der Wahl sein Urteil über den Kandidaten einholen müßten. Seine Zuversicht stieg. Er glaubte auch über die deutschen Fürsten den Sieg gewonnen zu haben. Aber da trafen die Boten des Königs ein und meldeten, daß Heinrich die zugesagte Genugtuung in Rom leisten werde. Gregor durchschaute sofort die Klugheit dieses Gedankens. In Italien war Heinrich ledig des Zwanges der deutschen Fürsten, er konnte dem Papst direkt gefährlich werden. So weigerte sich der Papst, mit Heinrich in Rom zu verhandeln. Im Gegenteil. Er wollte die Entscheidung in Deutschland selbst herbeiführen und sagte sein Kommen für Anfang Februar an. In Augsburg wollte er mit den deutschen Fürsten tagen. Das öffnete Hein-

Digitized by Google

rich völlig die Augen. Er durchschaute den verräterischen Bund der Fürsten mit dem Papst, er sah, daß seine Absetzung beschlossene Sache sei. Es gab nur eine Rettung. Die Sprengung des Bundes. Es gab nur ein Mittel. Er mußte den Papst gewinnen: nicht den politischen Verführer seiner Fürsten, sondern den obersten Herrn der Christenheit. In diesem Sinne beschloß er die Bußfahrt. Sie mußte den Papst nötigen, die Absolution zu erteilen. Gewann er sie, dann war der Bund gesprengt. Es war ein Schachzug von höchster Bedeutung. Mag Canossa immer als eine Tragödie der Demütigung erscheinen: hier hat sich Heinrich als Mann erwiesen. Er brachte den gewaltigen Gegner aus dem Gleichgewicht. Er schlug ihn mit seinen eigenen Waffen. Er brachte Gregors politische Ueberzeugung in Konflikt mit seiner Pflicht als Priester. Dieser kämpfte einen heißen, inneren Kampf: Tage ließ er vergehen, bis er endlich zum Entschlusse kam. Er ahnte, daß er dadurch den Sieg aus den Händen gab, aber er tat, was recht war. Die Versöhnung war kein politischer Akt. Hier erscheint uns Gregor zum erstenmale, ja zum einzigenmale in der vollen Weihe seines Priestertums. Die Versöhnung war frei von politischen Bedingungen. Nur eines mußte Heinrich zugestehen, daß er sich unter päpstlicher Vermittlung mit den deutschen Fürsten vertragen würde.

Aber diese wählten nunmehr Rudolf von Schwaben zum Könige. Doch schon hatte Heinrich wieder an Boden gewonnen. Das Gewissen seines Volkes war beruhigt. Heinrich war nicht mehr vereinsamt. Gregor aber gedachte die Scharte von Canossa sofort auszuwetzen. Er strebte die Schiedsrichterrolle zwischen den beiden Königen an. Doch da mußte er vor allem eines halten: strikte Neutralität den beiden Königen gegenüber. Er führte sie durch. Beide behandelte er als Könige. Aber zum Ziel ist er nicht gekommen. Rudolf fand keinen Anhang. Und auch in den Fürsten und Bischöfen hatte sich Gregor getäuscht. Sie hatten seine Ansprüche unterstützt, jetzt sollte er ihnen ein Gleiches tun. War er doch nicht einmal seiner Legaten sicher. Der Kardinaldiakon Bernhard wagte es, dem Drängen der Sachsen nachgebend, über Heinrich die Exkommunikation auszusprechen. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Verwirrung stieg. Mit tiefem Grauen sah Gregor auf das Werk der Vernichtung, das er angerichtet. Und in ihm selbst erwachte die Sehnsucht nach Frieden. Aber wer Wind gesät, der mußte Sturm ernten. So leitete er die Friedensaktion selbst ein. Doch sie mißlang. Sie bewies nur, daß Gregors Ziel in Deutschland unerreichbar war. Und zu gleicher Zeit ging Heinrich zur Offensive über. Er forderte die Exkommunikation Rudolfs und drohte mit der Aufstellung eines Gegenpapstes. Gregor erneuerte hingegen das Investiturverbot und den Bann. Er zeigte auch hier, um was er kämpfte: um die Herrschaft des Papsttums.

Aber schon war die Waffe des Bannes abgestumpft. Zum zweitenmale versagte ihr in Deutschland die Wirkung. Schon erschien sie als

Digitized by Google

ein Akt der Willkür und des Hasses. Man fühlte, daß der Papst um eigener Zwecke willen mit dem Heiligsten sein Spiel trieb. Und noch mehr ergrimmte die Wirkung des Bannes die Deutschen. Er verlängerte den Bürgerkrieg ins Ungemessene. Und so traten sie offen mit der Anschuldigung gegen den Papst hervor: er sei die Ursache alles Unheils und Blutvergießens. Schon sahen sie in ihm einen Abtrünnigen, den man mit dem Anathem belegen müßte. Und auch für Heinrich gab es nur noch ein Ziel: Rom. Er hatte in Mainz und Brixen den Klerus gegen Gregor mobil gemacht. Hier überhäuften die Bischöfe den Papst mit Beschuldigungen sinnlosester Art, die nur blinder Haß diktiert haben konnte. Selbst schwarzen Zaubers klagten sie ihn an. Sie setzten ihn ab und wählten unter dem Vorsitze Heinrichs Wibert von Ravenna zum Papste. Nun mußte in Rom das Urteil über Gregor vollstreckt, Wibert eingesetzt werden. Aber wie fern war Heinrich noch vom Ziel. Endlich am 3. Juni 1083 hat er den leoninischen Stadtteil besetzt. Dem Papste blieb diesseits des Flusses nur die Engelsburg. So standen sich nun die Gegner nahe gegenüber. Aber Gregor mußte weichen. Am 24. Juni schleuderte er aufs neue den Bann gegen Heinrich und seinen Papst: aber am 28. Juni schon geleitete der König diesen nach St. Peter. Noch gab Gregor seine Sache nicht verloren, aber die eingeleiteten Unterhandlungen zeigten, daß die Katastrophe unvermeidlich war. Schon griff der Abfall im Kardinalskollegium um sich. Und am 21. März öffnete Rom dem König die Tore: jetzt ward Wibert inthronisiert, nachdem die definitive Absetzung Gregors erfolgt war. Man sieht, wie sorgfältig alle Kautelen getroffen wurden, daß Wiberts Wahl auch kanonisch unanfechtbar war. Dann hat dieser am Osterfest Heinrich die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt.

Er war am Ziel. Er jubelte. Und mit ihm seine Getreuen. Gregor aber brach über seine Niederlage das Herz. Am 25. Mai 1085 ist er zu Salerno gestorben. Er hatte bis zum letzten Atemzuge an seinen Sieg geglaubt. Da die Deutschen und Römer in Rom dem neuen Papst und neuen Kaiser zujubelten, hielt er sich tapfer in der Engelsburg. Dann nahte der Retter: Robert Guiscard. Vor dessen gewaltigem Heere mußte Heinrich aus Rom weichen. Aber die Normannen wüteten nun plündernd und mordend in der heiligen Stadt und nahmen dem Papste die letzten Sympathien seiner Römer. So mußte er denn aus seiner Hauptstadt fliehen, wo nun Klemens III. in Frieden waltete. Aber Gregor ruhte nicht. Bittschreiben und Ermahnungen ergingen an alle Welt. Er rief alle Fürsten und Völker zu einem Kreuzzug für ihn selbst auf. Doch sein Ruf verhallte. Auch sein Getreuer, Robert Guiscard, blieb taub. Sein Gedanke, der Welt Gesetze zu geben, verwehte im Wind. So starb er. Aber er starb in dem Glauben, daß sein Werk und seine Ideen ihn überdauern würden. Und doch hat er nur das Gegenteil erreicht: daß die Welt irre wurde an der Idee des Papsttums.

Digitized by Google

In Deutschland herrschte bei des Papstes Tod grenzenlose Verwirrung. Man kann nicht sagen, daß des Kaisers Sache schlimmer stand denn früher: im Gegenteil. Ihm war die Rekonstruktion des Episkopats bis zu einem gewissen Grad gelungen, aber der Streit führte doch überall eine Zersplitterung herbei, die in alle weltlichen und geistlichen Schichten des Reiches drang. Auch die Besten verloren den Halt und die Sicherheit und mit Recht seufzte Konrad von Utrecht: „Alles Unrecht bricht über dieses Zeitalter herein." Man griff zu den kleinen Mitteln des Gottesfriedens, um all der Fehde Einhalt zu tun, die kein Ende nahm, so groß auch das Bedürfnis nach Frieden war.

Aber kaum war er anders zu gewinnen als mit der völligen Unterdrückung der Gregorianer. Noch lebte Gregor, da Heinrich diesen Gedanken auf dem Konzil zu Mainz durchzuführen sich entschloß. Eine stattliche Zahl von Bischöfen hatte sich dort zusammengefunden und in aller Form Rechtens wurde die Absetzung Gregors und die Erhebung Wiberts anerkannt. Die Gregorianer, die sich weigerten, vor dem Konzil zu erscheinen, verfielen dem Banne. Ihre Bistümer wurden neu besetzt. Aber der Schritt war doch nur ein Schlag ins Wasser. Heinrichs Hoffnung trog, auch jetzt gelang es ihm nicht, die alten Rechte der Krone gegenüber den Bistümern wieder herzustellen. Freilich griff die Zersetzung auch in der gregorianischen Partei immer mehr um sich. Aber, wer gehofft, der Tod des Papstes werde dem Kampfe ein Ende machen, der wurde bitter getäuscht. Gewiß ließ er auf politischem Gebiete immer mehr nach, aber auf geistlichem verschärfte er sich zusehends. Nirgends tritt dies deutlicher zutage als in dem leidenschaftlichen Ton der Streitschriftenliteratur, die sich vor allem mit der Person des großen verblichenen Pontifex befaßte, ihn einerseits als Heiligen verherrlichte, andererseits in die Hölle verwies. Mehr als je erschienen die Gregorianer jeder Verständigung abgeneigt. Das Gefühl für Volk und Staat war den Rufern im Streit völlig verloren gegangen. Der Glaube an die päpstliche Autorität schien bis zum Wahnwitz gesteigert, der alle Bande des Staates gelöst sah, jede Treue für Reich und Königtum verweht. Wie wohltuend wirkt dagegen die Streitschrift des Bischofs Benzo von Alba, der in den Bischöfen lediglich Beamte des Königs sah, demselben ebenso unterworfen wie der Papst: „denn bei Papst- und Bischofswahl hat der König das gleiche Recht. Und unauflöslich ist das Recht des Königs in der Kirche; denn weil er der Stellvertreter Gottes auf Erden ist, so beruht das Heil der Kirche auf ihm." So ist er niemand verantwortlich als Gott allein. Die Schrift atmete die Liebe für Heinrich IV., in dem Benzo begeistert den Vollender dessen sah, was Karl der Große begonnen und Otto III. weitergeführt hatte. Seine Lehre hallt gewissermaßen nach in dem Buche des Hersfelder Mönches über die Einheit der Kirche. Dieser erkannte am klarsten den Kern des ganzen großen Kampfes: den Streit um die Herrschaft. Ebenso fest wie das gött-

Digitized by Google

liche Recht des Königtums stand ihm die Anschauung von der Aufgabe der Kirche: „Sie hat keine irdische Gewalt zu üben, denn ihr gebührt nur das Schwert des Geistes zu führen, d. i. das Wort Gottes."

Aber niemand war gewillt, in dem allgemeinen Kampfe auf diesen Ruf des Friedens zu hören. Wohl sagte sich Gregors Nachfolger, der Abt Desiderius von Monte Cassino, der am 9. Mai 1087 als Viktor III. konsekriert wurde, daß der Streit von seinem Vorgänger vom geistlichen Gebiet auf das weltliche hinübergespielt worden. Und er war nicht gesonnen, die weltlichen Rechte des Königs, die er bisher anerkannt, als Papst zu verleugnen. Dadurch war die Ursache des Streites doch gewaltig verschoben. Gregors Kampf galt der Weltherrschaft, Viktor wies sofort darauf hin, daß der Ausgangspunkt eine Verwaltungsfrage rein kirchlicher Art gewesen. Dieser Grund konnte beseitigt werden. Aber das Schicksal wollte, daß Viktor noch im Herbst desselben Jahres starb (16. Sept. 1087). Sein Nachfolger wurde Urban II.; ein Mönch wie Viktor, war er von diesem den Kardinälen empfohlen. Er hielt innerlich wenigstens an Viktors maßvolleren Tendenzen fest. Allenthalben bekundete er eine größere Nachgiebigkeit. Er erstrebte nur eines mit unerschütterlicher Konsequenz: die Absetzung Wiberts und die allgemeine Anerkennung des eigenen Pontifikats. Ließ Heinrich seinen Papst fallen, dann war des Streites Ende da. Aber die Frage bedeutete einen neuen Konflikt der Pflichten für Heinrich. Er durfte Wibert nicht aufgeben, den er zum Papste gemacht, der ihm die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte. Freilich die Folgen blieben nicht aus: und wenn der Kaiser mit Glück zum drittenmale nach Italien zog, so betrog ihn die gehässige Stellung seiner Mutter Adelheid, die Empörung seines Sohnes Konrad um seine Erfolge. Und indem sich die gregorianische Partei in Deutschland reorganisierte, gewann sie eine neue Hilfe in dem Mönchtum, das jetzt den Haß gegen Heinrich in das Volk hineintrug und die letzten Wurzeln seiner Kraft abhieb. Predigend zogen nun die Mönche des Klosters Hirschau durch das Land, vor allem durch Schwaben und Franken. Erschütternd wirkte ihr Wort von der unzerreißbaren Gemeinschaft der Gläubigen mit Rom. Eine neue starke Bewegung kam über das deutsche Volk. Unter dem Eindrucke der Prediger schlossen sich selbst die Laien zum Zwecke geistigen Lebens zusammen. Im Sinne des apostolischen Christentums führten sie — oft ganze Gemeinden — Gütergemeinschaft ein. Kein Zweifel, es war eine neue starke Armee, die unter der Losung „Alles für Rom, nichts für den Kaiser" gegen diesen mobil gemacht wurde. Die Wirkung trat alsbald hervor. Es war der Ausdruck der allgemeinen Stimmung, wenn Herrand von Halberstadt die furchtbaren Worte schrieb: „Ferne sei es, daß wir ihn als Bruder oder Christen anerkennen! Wir bringen den Haß gegen ihn als ein großes Opfer Gott dar!"

So war für Urban der Weg bereitet. Und mit aller Heftigkeit erneuerte er den Kampf. Heinrich sollte bald die Wirkung

Digitized by Google

fühlen. Er fand bei seiner Rückkehr nach Deutschland (Frühjahr 1097) trotz einer Reihe günstiger politischer Aktionen den kirchlichen Zusammenhang unter seinen Anhängern völlig gelöst. Selbst die Getreuesten wichen von seiner Seite. Und hätte Urban, der am 29. Juli 1099 starb, noch länger gelebt, er hätte den Triumph geschaut, daß sich ihm der Kaiser unterwerfen mußte. Aber sein Tod schien das Signal zum allgemeinen Frieden. Auf dem Fürstentage zu Mainz (Weihnachten 1100) trat die Neigung mit unverhüllter Stärke hervor. Die Fürsten schlugen eine Gesandtschaft nach Rom vor; Heinrich erklärte sich bereit, Paschalis anzuerkennen und die Entscheidung des Streites einer allgemeinen Synode zu überweisen. Kein Zweifel. Er plante ein neues Canossa, er wollte den Lossspruch vom Banne erzwingen: schon hatten sich die Führer der gregorianischen Partei aufgemacht zur Wallfahrt nach Jerusalem! Wenn er nun auch das Kreuz nahm, dann war er des Bannes ledig.

So dachte der Kaiser. Anders Paschalis. Auf der Fastensynode des Jahres 1102 erneuerte er den Bann über all' seine Gegner, und ausdrücklich über den Kaiser. Nicht genug. Er rief das deutsche Volk zum Kampfe auf gegen seinen kaiserlichen Herrn „bei dem Gehorsam gegen die Apostel und um der Vergebung der Sünden willen". Und das war die Nation, die er auf das Tiefste haßte, die er als die „natio prava et perversa" bezeichnete. Aber sein Ruf verhallte trotz allem. Er mußte selbst erkennen, daß hier das Feuer der Begeisterung für den Kampf am Erlöschen war. Und dennoch verblieb ihm der Sieg. Mochte der Kaiser notgedrungen die Annäherung suchen, Paschalis hatte einen Schritt getan, den er nicht widerrufen konnte. Er hatte sich mit dem jungen Heinrich verbündet, der gewissermaßen sich dadurch zum Vollstrecker des päpstlichen Willens hergab. Es ist richtig: der Kaiser mußte den Kelch des Leids bis zur Neige leeren, er mußte dem Reiche entsagen und da er dennoch den Kampf wagte um dieses Reich, erlöste ihn der Tod von aller Not! Zu rechter Zeit! Doch, was er auch ertragen, was er auch gefehlt, die Rechte des Königtums hatte er in dem heißen Ringen mit dem Papsttum wohl gewahrt: nicht eines hat er preisgegeben und auch in diesem Sinne war sein Tod ein Glück. Er überhob ihn einer letzten Schwäche.

Kein Zweifel. Papst Paschalis II. jubelte zu früh, da er die Kunde von des Kaisers Heimgang vernahm. Denn Heinrich V. war nicht der Fürst, die Rechte des Reiches preiszugeben, für die sein Vater ein ganzes Leben lang gekämpft. Freilich dem Schisma machte er in Deutschland mit kluger Nachgiebigkeit ein rasches Ende. Er gewann sich damit die Sympathie des Volkes. Doch war er sich ebenso klar wie der Papst, daß die eigentliche Streitfrage noch nicht gelöst. Aber dieser wähnte sich dem Ziele völlig nahe.

Die Verhandlungen begannen. Paschalis formulierte seine Forderungen klar und bündig, Heinrich begehrte lediglich, „daß der Papst

Digitized by Google

ihm die Gerechtsame seines Reiches zugestehe". Dieser ahnte nicht, daß darin die alten Forderungen erneuert waren. Heinrich war fest entschlossen, seine kirchlichen Rechte zu behaupten. Und alsbald erschien er vor Rom. Den Römern hatte er die bedeutungsvollen Worte geschrieben: „Er komme, um sein Recht zu empfangen". Jetzt ward es ernst. Und unter dem Drucke der Verhältnisse kam jener Vertrag von Sutri vom 9. Februar 1111 zu stande, in welchem der Papst versprach, die Regalien der deutschen Kirche auf dem Wege des Rechtes dem König zurückzugeben. Hingegen verpflichtete sich der König, wenn der Papst diese Zusage erfülle, so werde er auf die Investitur verzichten. Damit hatte Paschalis versprochen, was er nicht halten konnte. Denn die Idee als solche war unausführbar. Klar erkannte dies der König und leichten Herzens ging er darauf ein. Es kam wie es kommen mußte. Am 12. Februar zog Heinrich in Rom ein. In der Basilika verkündete er feierlich die Bestätigung aller kirchlichen Rechte und Besitzungen. Dann ließ er auf des Papstes Verlangen seine Urkunde über den Verzicht auf die Investitur verlesen. Nun tat der Papst seine Bulle kund, welche unter Erinnerung an die alten kirchlichen Bestimmungen die Rückgabe aller Regalien gebot. Da ging ein Sturm des Unwillens durch die Reihen der deutschen Fürsten. Die geistlichen wie weltlichen Fürsten fühlten sich in gleicher Weise bedroht. Ihr Protest öffnete dem Papste die Augen: Das päpstliche Privilegium könne nicht in gerechter und giltiger Weise vollzogen werden. Und König Heinrich verlangte mit der ganzen ihm eigenen frivolen Unerbittlichkeit die Genehmigung der Investitur. Die Krönung unterblieb. Der Papst ward des Königs Gefangener und blieb es zwei Monate lang. Dann erfüllte er Heinrichs Begehren und gewährte ihm und seinen Nachkommen die Investitur (11. April 1111). Zwei Tage später krönte Paschalis seinen Ueberwinder. Aber dieser hatte doch zu früh frohlockt. Denn alsbald erhob sich in der ganzen katholischen Welt der Protest gegen diesen Vertrag. Sogar in Deutschland erwachte der Widerspruch. Freilich zunächst hielt der deutsche Episkopat am Kaiser fest. Er wußte wohl warum. Aber bald begann auch hier der Zorn über Heinrich alle anderen Erwägungen zu ersticken. Doch der Papst selbst, wenn er auch innerlich seine Ueberzeugung bereits wieder gewechselt, konnte sich zu einem Vorgehen gegen Kaiser Heinrich nicht entschließen. Aber da wagte es eine von Guido von Vienne einberufene Synode den Kaiser zu exkommunizieren und verlangte von Paschalis die Bestätigung. Nun war seine Kraft zu Ende: „der erste Eidbruch zog den zweiten nach sich". Er gab dem Wunsche Folge. Selbst fühlte er sich an die Exkommunikation nicht gebunden: und so klingt es wie tragische Ironie, wenn er den Kaiser „seinen in Christo vielgeliebten Sohn" nennt, für dessen Ehre und Heil er aufrichtig besorgt sei.

Und doch ist es die Kurie, die mit Genugtuung den wiedererwachenden Streit in Deutschland verfolgte und mit den Rebellen

Digitized by Google

in engste Beziehungen trat. Und unter diesen befanden sich jetzt fast ausnahmslos die deutschen Bischöfe. So war der Kampf für den Sohn ein viel schwererer als für den Vater. Und er sollte bis zur vollen Vernichtung des Kaisers geführt werden. Der Unselige hatte den Papst schwach gesehen, das sollte er büßen. Und in der Tat verlor er in Deutschland selbst mehr und mehr an Boden. Sein Einfluß auf die deutsche Kirche hatte fast ganz aufgehört. Da Paschalis am 21. Januar 1118 starb, stellte Heinrich dem leidenschaftlichen Gregorianer Gelasius II. einen Gegenpapst in Gregor VIII. gegenüber und rückte dadurch die Gefahr eines neuen Schismas in drohende Nähe. Da brachte der Tod des Gelasius und die Erhebung Calixtus II. (2. Februar 1119) die lange ersehnte Wendung. Auch der Kaiser zeigte sofort seine Bereitwilligkeit zu paktieren. Hatte doch allenthalben über die Streitfrage selbst eine mildere und ruhigere Auffassung Raum gewonnen, ja man kann sagen, es hatte sich ein Einverständnis gebildet über die Unterscheidung zwischen der geistlichen und der weltlichen Seite bei der Bestellung der Bischöfe und zwischen dem rein kirchlichen Besitz und dem Reichsgut bei der Ausstattung der Bistümer. So war man denn ein gutes Stück vorwärts gekommen.

Noch war man freilich von völliger Einigung weit entfernt, wenn man jetzt von Seiten der Kaiserpartei die Vornahme der Investitur mit den Regalien vor der Weihe forderte, während sie nach dem Wunsche der Gregorianer erst nach derselben erfolgen sollte. Aber auch diese letzten Schwierigkeiten ließen sich überwinden, wenn man den Frieden wirklich wollte. Und das war auf beiden Seiten der Fall. Dadurch wird das Verdienst der beiden französischen Theologen, des Bischofs Wilhelm von Chalons und des Abtes Pontius von Cluny, die sich nun persönlich an den Kaiser wandten, nicht verringert. Ihrer Vermittlung war es zu danken, daß Heinrich lediglich noch die Verpflichtung der Bischöfe gegen das Reich gesichert sehen wollte. Und die beiden begaben sich vom Kaiser zum Papst und leiteten die Verhandlungen ein. Aber schon dem Ziel nahe, scheiterte noch einmal das Friedenswerk. Doch nun griffen die deutschen Bischöfe ein und auf der Synode von Würzburg wurde der Anfang einer Verständigung erzielt; alles war bereit, an der Vollendung mitzuwirken. Der Kaiser wollte den Papst und die kanonisch erwählten Bischöfe anerkennen, die Fürsten seinen Frieden mit der Kirche vermitteln und die Bischöfe die Ehre des Reiches, aber auch das Reichskirchengut wahren. Nun lag jede Verzögerung bei dem Papste, der die Entscheidung wieder hinauszog. Endlich aber erreichte es doch Heinrich, daß die Verhandlungen in die ihm treu ergebene Stadt Worms verlegt wurden, wo alsbald die päpstlichen Vertreter unter Führung des Kardinals Lambert von Ostia ihren Einzug hielten. Heinrich zeigte sich hier auf der Höhe der Situation, indem er die Investiturfrage mit der Wahlfrage verband. So einigte man sich schließlich dahin, daß der König auf die Investitur mit Ring und Stab verzichtete, dafür aber das Recht der Investitur mit dem

Digitized by Google

Szepter erhielt. Für die Reihenfolge der Handlungen wurde gleichfalls eine befriedigende Norm gefunden, indem in Deutschland die Investitur mit den Regalien der Weihe vorangehen sollte, während bei den italienischen Wahlen das umgekehrte Verhältnis eintrat. Am 23. September 1122 wurde zu Lotwiesen bei Worms der Vertrag abgeschlossen. Feierlich nahm Lambert von Ostia den Kaiser wiederum in die Gemeinschaft der Kirche auf — der Friede war vollendet.

Rom jubelte. Freilich ohne besonderen Grund: denn diese Zugeständnisse hatte schon früher Heinrich IV. gemacht. Von der päpstlichen Weltherrschaft war keine Rede mehr, wenn auch Deutschland der päpstlichen Obedienz wieder unterworfen war. Doch auch der Kaiser hatte nur einen persönlichen Sieg gewonnen. Im übrigen war das Wormser Konkordat ein Werk der Fürsten, und ihnen, den geistlichen und den weltlichen, fiel es als reiche Frucht in den Schooß.

Sechstes Kapitel.

Der große Kampf des Saliers war, abgesehen von dem welthistorischen Gegensatz zwischen dem Kaisertum und dem nach der Weltherrschaft ringenden Papsttum, ein Kampf um den Episkopat gewesen. Und gerade dieser hatte im kirchlichen Sinn damals schon sein wichtigstes Prestige verloren, er war in vollem Maße verweltlicht. Die religiöse Fühlung mit den Diözesanen war den Kirchenfürsten verloren gegangen. Indem die deutschen Bischöfe aufs engste mit Rom verknüpft wurden, hatten sie den Zusammenhang mit dem Glauben verloren, sie waren kaum mehr Priester, geschweige denn Theologen. Wäre es auf sie allein angekommen, so wäre das Christentum völlig verflacht, in leblosen Formen erstarrt. Aber schon hatten sich andere Kräfte entwickelt und zwar in rein deutschem Sinn, äußerlich und innerlich so gut wie unabhängig von römischem Einfluß, oder wenigstens päpstlicher Initiative. Das ganze deutsche Gebiet war im Sinne Karls des Großen mit zahllosen Pfarreien übersät; ein großes, deutsches Werk, das für die Entwicklung des Protestantismus dringende Vorbedingung war. Durch die Pfarreien ist das deutsche Volk erst völlig mit dem Christentum verwachsen. Die äußeren Umstände brachten es mit sich, daß dieses schöne, großartige Verhältnis unberührt von der geräuschvollen Entwicklung der deutsch-römischen Beziehungen blieb. Aber um so kräftiger gedieh der Pfarrstand und zwar im engsten Zusammenhang mit dem Wachstum der deutschen Nation. Die deutsche Kolonisation im Osten hat daher eine Art von deutsch-kirchlichem Charakter. Und nicht minder bedeutungsvoll war für die Pfarren das Wachstum der Städte. Eine Reihe von Tochterkirchen entstanden und statt der einen ursprünglichen Mutterkirche erhob sich bald eine Anzahl von neuen Gotteshäusern, die den Bedürfnissen der Gläubigen völlig Rechnung

Digitized by Google

trugen. Auch in den Bischofsstädten war die Entwicklung das Werk des Bürgertums und nicht des Episkopats. Ja vielfach geschieht die Gründung im Gegensatz zu demselben und in den meisten Fällen zu den Stiftern, welche derselben nicht genügend Aufmerksamkeit zuwandten. So kam es, daß sehr häufig der Pfarrer als städtischer Beamter galt, ja daß die Bürger das Recht in Anspruch nahmen, ihren Pfarrer selbst zu wählen; wir dürfen hinzusetzen, daß sie es fast durchweg erreicht haben. Wie weit blieb Italien gegenüber diesen spezifisch deutschen Einrichtungen zurück. Ja das Wahlrecht verschaffte sich auch auf dem flachen Lande Geltung, und mochte man in Rom jedes Eigentumsrecht des Grundherrn an der Kirche leugnen, man konnte auch hier mit allen Maßregeln die rastlos vorwärtsdringende Entwicklung nicht hemmen. Und ebenso selbständig, frei von aller Theorie gewann die deutsche Predigt mehr und mehr Raum. Das Verhältnis des Pfarrers zu seiner Gemeinde wurde ein durchaus persönliches, das über den Rahmen der eigentlichen Seelsorge weit hinausging. Aber zugleich drang auch das Laientum mehr und mehr in die Verwaltung der Kirche ein. Es bemächtigte sich des Anteils an der Kirchenverwaltung und hat sein Recht auch gegenüber dem Klerus behauptet. Das war im hohen Grade bedeutungsvoll auch für den weltlichen Priesterstand: denn darin lag ein Hauptstützpunkt desselben gegenüber dem in erschreckender Weise um sich greifenden Mönchtum. Die Zahl der Klöster wuchs gewaltig an und ihre Bedeutung für das religiöse Volkstum lag darin, daß sie die Versorger aller Armen und Notleidenden waren.

Kein Zweifel, alle organisierte Armenpflege stand unter kirchlicher Leitung. Und die regelmäßige Wohltätigkeit des Klosters hat in Zeiten der Not geradezu Wunderbares geleistet. Die Hospitäler gehörten unbedingt zum Kloster. Sie wurden durch diese selbst, wohl auch durch die Wohltätigkeit der Laien weiter ausgebildet. Aber auch hier machte sich das Bedürfnis geltend, die Spitäler von Stift und Kloster zu lösen. Zum Teil wurden sie den Spitalbruderschaften übertragen, zum größeren Teile aber zu städtischen Instituten umgebildet. Die Bürger gaben die Mittel, sie wollten auch Anteil an der Verwaltung. So wurden sie denn mit der Zeit der Mittelpunkt einer vortrefflich organisierten städtischen Armenpflege. Und wie mit diesen ursprünglichen kirchlichen Einrichtungen ging es mit der Schule. Auch sie wurde allmählich dem Mönchtum entwunden, dessen Verdienste um Schule und Bildung ja zweifellos große gewesen waren. Aber die Bildung galt jetzt als Allgemeingut und das Bürgertum zögerte nicht, die Konsequenzen aus diesem Grundsatz zu ziehen. Und eine weitere Folge dieser Bewegung war das Eindringen des deutschen Liedes in den Gottesdienst. Kein anderes Volk kannte diesen Brauch, der sich immer mehr und zwar in der schönsten Weise Geltung verschaffte. Auch die Sorge für Zucht und Sitte gewann allmählich weltlichen Charakter. Das alles hat der kirchlichen Entwicklung nur nützen können. Das religiöse Empfinden

Digitized by Google

erfuhr dadurch eine erfreuliche Vertiefung; freilich blühten auch Wunderglauben und Heiligenkult nach wie vor. Im Gegenteil, sie bildeten sich sogar zu scharfem Mißbrauch aus. Eine Unzahl von Wallfahrtskirchen entstanden, die Zahl der Kirchenfeste mehrte sich in verhängnisvoller Weise. Hier machen sich die fremden Einflüsse geltend; waren doch gerade fernliegende Stätten im welschen Land das Ziel der inbrünstigen Wallfahrer. Und unter diesen Einflüssen bildete sich der Zweifel, aber auch der Gegensatz zwischen Gläubigen und Ungläubigen aus, der in Zeiten positiver Entwicklung kaum vorhanden gewesen war. Eine Zeit des Grübelns begann. Und wir dürfen sagen, es war die päpstliche Reformpartei, die diese Empfindungen in das Volk hineingetragen. Ihre Folge war ein alle Leidenschaften in Schwingung bringender Fanatismus. Freilich beurteilte man auch das Leben und Treiben des weltlichen Klerus schärfer. Wehe dem Priester, der sich nicht streng an den Cölibat hielt. Mit Eifer schritt man gegen Luxus und Pflichtvergessenheit des Klerus ein. Die Mönche waren da die natürlichen Führer, die dadurch ihren Einfluß auf Kosten ihrer Rivalen erhöhen konnten. Aber das war nur die eine Seite der Entwicklung. Dieses ganze Treiben konnte auch zu einer Entfremdung der Laien von Kirche und Klerus führen und so beginnt sich denn das Sektentum in allen Teilen Deutschlands mächtig zu regen. Der leitende Gedanke griff mehr und mehr um sich: daß es eine Frömmigkeit gab, „die nicht kirchlich vermittelt war". Und aus diesen Ideen entwickelte sich mit unabänderlicher Folgerichtigkeit „die Befreiung des Individiums", ohne die wir uns die Reformation überhaupt nicht denken können. Und schon jetzt geht durch die Frömmigkeit der Zeit ein lutherischer Zug; das Verhältnis des Einzelnen zu seinem Gott tritt in den Vordergrund des religiösen Bedürfnisses und des kirchlichen Gebarens. Freilich bildet sich damit ein echt römischer Gedanke immer weiter aus: von der Nützlichkeit und Verdienstlichkeit der guten Werke. Es kam darauf an, welche Einflüsse die stärkeren blieben, wie sich das Verhältnis zwischen Rom und Deutschland weiterhin gestalten würde. So viel ist klar, daß das Wormser Konkordat nicht den Abschluß des Kampfes, aber auch nicht den Ausgangspunkt einer neuen Entwicklung bedeutet.

Im Gegenteil: die Reformpartei war von Anfang an entschlossen, demselben jeden Boden zu entziehen. Der Tod des Kaisers — Heinrich V. starb am 23. Mai 1125 — gab ihnen die beste Gelegenheit und sie haben denn ihren Einfluß bei der Kaiserwahl geltend gemacht. Der Wechsel im Kaisertum sollte auch einen Wechsel in der Kirchenpolitik bedeuten. Adalbert von Mainz und Erzbischof Konrad von Salzburg leiteten die Verhandlungen und — Lothar von Sachsen gab ihnen die Versprechungen, die sie verlangten. Selten sind die Errungenschaften des Vorgängers rückhaltloser preisgegeben worden als von diesem Lothar. Da ihn die Fürsten unter Leitung Adalberts und des päpstlichen Legaten gewählt, — am 30. August

Digitized by Google

1125, — war es sein erstes, den Bischöfen den Lehenseid zu erlassen. Sein zweites war, daß er von Papst Honorius die Bestätigung seiner Wahl erbat. Dieser war dem im Dezember 1124 verstorbenen Calixtus gefolgt. Wie hätte er sie weigern sollen. Hatte Lothar doch schon mit dem gefährlichen System des erloschenen salischen Hauses gebrochen. Und was lag dem sächsischen Parvenu daran, wenn er durch diese Nachgiebigkeit gegenüber dem Feinde des Kaisertums sich die höchste Würde ruhig zu sichern vermochte. Parteimann war er sein Leben lang gewesen, als deren Kreatur bestieg er den Thron. Im fehlte das, was den Herrscher macht: der Königsgedanke. So griff er denn in die kirchlichen Verhältnisse überhaupt nicht ein. Die königlichen Rechte gab er skrupellos preis. Nur wenn seine Gattin Richenza, die ihn völlig beherrschte, dazwischen trat, machte er eine Ausnahme. Kein Wunder, wenn sich die Idee immer mehr ausbildete, daß das Königtum dem Papsttum völlig unterworfen sei und ihm lediglich eine Art von Dienstmannstellung zugewiesen wurde. Schon schien man diesem Ziele nahe zu sein. Beim Tode Honorius II. trat dies deutlich genug hervor. An Stelle der kaiserlichen Macht war in Rom wiederum der Einfluß der Geschlechter getreten: so standen sich bei der Papstwahl die Pierleoni und die Frangipani mit alter Heftigkeit gegenüber. Und jede Partei setzte ihren Kandidaten durch: Innocenz II. und Anaklet II. Da rief man in dem Zwiespalt nach der Anerkennung des deutschen Königs, dem ein günstiges Geschick den verlorenen Einfluß wie eine ungeahnte Glücksgabe darzubieten schien. Aber Lothar war nicht der Mann, mit beiden Händen zuzugreifen. In Deutschland waren aller Augen auf ihn gerichtet. Aber der König tat mehr, als selbst den Päpsten lieb war. Er weigerte sich, dem Urteile der Kirche vorzugreifen und hat so auch in diesem entscheidenden Fall die Freiheit der Kirche gewahrt. Nicht genug: beide Päpste suchten, erbaten seine Entscheidung. Doch auch jetzt wich er ihr aus. Aber es blieb ihm nicht erspart, dennoch Stellung nehmen zu müssen. Durch die seltsamsten Umstände wandte sich die Stimmung der deutschen Bischöfe Innocenz II. zu. Zwei päpstliche Legaten erschienen bei Lothar: sie boten ihm die Entscheidung an. Er nahm sie nicht an, er wollte sie nicht ohne die Fürsten geben. So erfolgte denn am 21. März 1131 eine Zusammenkunft der Beiden in Lüttich. Ein glänzendes, aber trauriges Fest. Lothar erwies als der erste deutsche Herrscher dem Papste die Dienste eines Stallknechts, vor allem Volk zeigte er sich im Sinne der Gregorianer als Untertan des Papstes. Und doch geschah etwas, was die Kardinäle auf das höchste erschreckte. Der König forderte neben der Kaiserkrönung Beseitigung der Einbuße, „die das Reich durch Begünstigung der Kirche durch das Wormser Konkordat erlitten habe". Den Gedanken hatte der alte Parteigänger der Gregorianer nicht aus sich geschöpft, sondern der Uebermut der letzteren und das Auftreten Innocenz II. in Lüttich hatte einen Umschwung der Stimmung herbeigeführt und die

Digitized by Google

Königin Richenza ließ sich von ihr leiten. Es war Bischof Brun von Straßburg gewesen, der ihr den Weg gewiesen. Man erreichte wenigstens das eine: die Wiederherstellung des Einflusses auf die Bischofswahlen. Mehr wollte auch der König nicht, der die treuen Helfer alsbald dem aufs neue hervorbrechenden Haß der Gregorianer skrupellos opferte. So gab er denn das letzte preis. Und doch, da er nach Süden zur Kaiserkrönung zog, bot sich noch einmal die Gelegenheit, des königlichen Schiedsrichteramts zu walten. Diesmal war es Anaklet; der sich an ihn wandte. Und als dort im Hoflager zu Valentano der König seinem Gesandten das Gehör verweigerte, da war dies selbst den deutschen Fürsten zu viel. Und Innocenz rief in seiner Not das Gericht des Königs an. Das rettete ihm die Tiara, er wurde nach Rom zurückgeführt. Lothar ignorierte das Recht, indem er das Richteramt verschmähte und Anaklet ward ohne Gehör geächtet. Auf diese Weise hat sich Lothar die Kaiserkrone erkauft. Freilich war es nicht die echte Krone, die er sich damit erwarb — er nahm sie als Symbol der Uebertragung des Reichs. Was mochte es bedeuten, wenn er jetzt im Lateran — die Peterskirche war noch in Händen Anaklets — die Erweiterung seiner Rechte forderte. Trat ihm doch sein eigener Kanzler entgegen und verwies ihm die unpassende Forderung. Und Innocenz gab die Wormser Zugeständnisse in abgeschwächter Form. Der Sieg des Papstes war ein voller und man ließ es sich nicht nehmen, diese Kaiserkrönung im Bilde zu verherrlichen. Der Denkspruch zu diesem verhängnisvollen Bilde nannte ihn, was er wirklich war, den Lehensmann des Papstes. Mit Recht hat Rahewin das Bild als einen Akt der Schmach bezeichnet. Und trotz allem zürnten die Gregorianer Lothar, daß er es gewagt, die Lütticher Forderungen zu erneuern. Und doch hat er ihnen und der Hierarchie in Deutschland zum vollen Siege verholfen.

Aber der „fromme König" sah die Heimat nicht wieder. Und die Krone fiel nicht seinem Schwiegersohne Heinrich von Bayern zu, der freilich nicht gesonnen gewesen wäre, in seinen Bahnen weiterzuschreiten. Sie kam an Konrad III. Der Staufer ging zum Thron durch das kaudinische Joch, das ihm die Gregorianer errichtet. Und fortan hielt ihn die Furcht im Gehorsam der Kurie. Er ahnte nicht, welcher Umschwung sich in Rom und in Deutschland gerade jetzt vollzog, daß den Päpsten die Zügel, die sie kaum gefaßt, aus den Händen entglitten. Wohl erschöpften sie sich in Geboten aller Art; in alle Verhältnisse griffen sie ein. Aber indem ihre Legaten die letzten Konsequenzen der gregorianischen Prinzipien in Deutschland ziehen wollten, fanden sie unerwartete Gegensätze. Denn da sie die Absicht bekundeten, Deutschlands Kirche unmittelbar von Rom aus zu regieren, stießen sie vor allem den Bischöfen vor den Kopf. Aus angeblicher Wohltat ward alsbald Plage und der deutsche Episkopat erhob sein Haupt zu heftiger Opposition. Ein echter deutscher Zorn ging durch das Land: die Fürsten selbst wiesen aufs neue auf die

Digitized by Google

Rechte des Königtums hin. Mit ihnen nicht minder wie mit dem Episkopat hatte die Kurie jede Fühlung verloren.

Da mußten selbst dem König die Augen aufgehen. Wieder waren Zeiten, wo die Päpste seiner Hilfe gegen die Römer bedurften. Und da fand er doch kräftige Worte gegenüber römischem Ansinnen. Und als er gegen seinen Willen vom Papste das Kreuz nehmen mußte, da gingen ihm die Augen auf. Er sah auf seinem Zuge das freie Walten des Kaisers von Byzanz. Ernster, tätiger ist er aus dem Orient heimgekehrt. Fürchtete man doch in Rom ein gegen das Papsttum gerichtetes Bündnis Konrads und des Kaisers Emanuel. Gewiß hatten sich seine Gedanken geändert: doch ihm war es nicht vergönnt, sie in Taten umzusetzen. Aber da er starb, war die öffentliche Meinung in Deutschland gewandelt. Das römische Fieber war vergangen. Das deutsche Volk begehrte aufs neue, was es selbst hatte zerstören helfen: die alte, aber erneute Herrlichkeit von Kaiser und Reich. Und so wurde Friedrich I. gewählt. Auf ihn hatte Konrad sterbend gewiesen. In ihm sah er den Vollender dessen, was er selbst noch, freilich zu spät, erkannt.

Kein Zweifel, Friedrichs Lage war besser, freier als die seiner beiden Vorgänger. Das deutsche Volk war zu dem Glauben an die Größe seines Königtums zurückgekehrt und zu der Pflicht, dessen Rechte und Ehre zu wahren. Hier war kein Hindernis mehr für den neuen Herrn. Und er war entschlossen, die Wünsche zu erfüllen, ehe ihre Glut wiederum verglüht war. Von einem demütigenden Romzug war keine Rede mehr; und die weltlichen Fürsten waren mit ihm einig, daß er sich vom Papste bitten lassen solle, statt zu bitten. Ueberhaupt brach er völlig mit den Gepflogenheiten seiner Vorgänger. Er griff die Anschauungen Heinrichs III. wieder auf. Im Geiste von dessen Macht war er entschlossen zu handeln. Er wollte Hammer, nicht der Ambos sein. Papst Eugen merkte die Wandlung recht wohl. Er war entschlossen, die gewonnene Position mit aller Macht zu verteidigen. Der hohe Klerus erkannte bald die Richtung, in der der Papst steuerte, um Friedrichs stolzes Fahrzeug von der Seite zu rammen. Ihm selbst begegnete er freilich in anderem Ton. So begannen die Verhandlungen, die mit dem Konstanzer Vertrag vom 23. März 1153 ihren Abschluß fanden. Es schien ein Triumph des Papstes zu sein, da der König jetzt den Romzug zugestand. In Wirklichkeit aber hatte er doch einen großen Vorteil gewonnen, denn Eugen hatte ihm nicht blos die Kaiserkrönung, sondern auch die päpstliche Unterstützung gegen jeden politischen Gegner versprechen müssen. Er nützte den Vorteil sofort in kleinen und in großen Fragen. Und doch wußte er den Verhältnissen zu Rom ein friedliches Gepräge zu geben. Wollte er doch auch ein gedeihliches Zusammenwirken der beiden Gewalten. Aber seine Kirchenpolitik verfolgte ein bestimmtes Ziel: „die Erneuerung der alten königlichen Rechte in der Kirche“. Und in Deutschland war keine Macht mehr, die ihn an der Erreichung desselben hinderte. Der Führer der

Digitized by Google

Gegenpartei war Abt Wibald von Corvey. Aber dieser war nicht der Mann des Kampfes, ganz abgesehen von dem inneren Zwiespalt, der ihn verzehrte: denn immer trat einem bestimmten Wirken im Geiste Roms ihm entgegen sein Gefühl für die Rechte des Reiches. So gewann der König mehr und mehr den deutschen Klerus für seine Politik. Endlich waren wieder das geistliche und das weltliche Fürstentum der Krone aufs Innigste verbunden. Und vor allem hing ihm das Volk mit unbegrenzter Begeisterung an. Dazu kam, daß Eugens Nachfolger, Anastasius IV., diesem in nichts gewachsen war. Wie hätte ihm der König nicht überlegen sein sollen? Doch brach er im Herbst 1154 gegen Italien auf, um sein Versprechen einzulösen. Erfüllt von den großen Ideen des deutschen Königtums, nützte er die begeisterten Doktrinen der Rechtslehrer von Bologna von der Macht des Imperiums; sie gaben seinen Anschauungen gewissermaßen die Definition und brachten die Belege bei für seinen Glauben, daß der Anspruch der Päpste auf das „imperium mundi" ein Unrecht gegen den Kaiser sei. Aber da er nun nach Rom kam, war an Stelle des Anastasius Hadrian IV. getreten: ein Engländer von Geburt, voll Argwohn und voll Mißtrauen gegen jeden Deutschen, voll „instinktiver Abneigung" gegen die sichere und klare Heldengestalt Friedrichs. Doch zwischen Beiden stand eine andere Persönlichkeit: Arnold von Brescia: eine Erscheinung edelster Art, mit den typischen Zügen des Reformators. Er hatte gegen den irdischen Besitz der Kirche, für die evangelische Armut der Priester, gegen die Unwürdigen in ihren Reihen gepredigt. Es ist das alte kirchliche Ideal, das er verwirklichen wollte. Aber das Bild von der christlichen Urgemeinde paßte nicht mehr zum Papsttum. Das eine schloß das andere aus und mit der Kraft des Revolutionärs wendete er sich gegen letzteres. Friedrich kannte Wesen und Wollen des Edlen, man hatte ihm dessen Bedeutung für die Erneuerung der kaiserlichen Macht nahegelegt. Es kam darauf an, ob der König ihn als Bundesgenossen annahm. Er tat es nicht, er lieferte ihn gelassen dem Papste aus. Denn Arnold ging ihm zu weit: er hätte das Alte zertrümmert, und Friedrich wollte das nicht. Es war vielleicht sein Unglück, daß er nicht der volle Gegner des Papsttums war, der eine völlige Neuordnung zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt durchzuführen berufen gewesen wäre. Aber sein Blick schweifte nicht hellsehend in die Zukunft: die Vergangenheit blendete ihn. Die Zeiten Karls wollte er in vollem Glanze erneuern und doch hätte es gerade jetzt gegolten, über das Alte hinwegzuschreiten, neuen, größeren Zielen entgegen. Er erkannte nicht, daß eine Befreiung vom Papsttum nur möglich war außerhalb der enggezogenen Linien des Katholizismus. Die Bewegung und der Mann, berufen sie zu leiten, waren vorhanden; er drängte sie zurück und beugte sich in Demut der herrschenden Sitte. So hat er Arnold ausgeliefert, so hat er den Eid von Viterbo geschworen, und hat schließlich in Sutri dem Papste den Steigbügel gehalten. Der Schimpf brannte ihm auf der Seele, denn er war trotzalledem erfüllt von der Gegnerschaft gegen Rom.

Digitized by Google

Aber das Licht der neuen Zeit, das mächtig aus Arnolds Lehre aufgeblitzt, hatte ihn geblendet. Er folgte nicht dem Zeichen.

Freilich er knirschte vor Zorn über „das Bild im Lateran" und durchschaute die Absicht der Päpste, die vollständige Unterwerfung des Kaisertums, unter ihren Willen. Dagegen wähnte Hadrian, daß Friedrichs Ziel eine Weltpolitik sei, bei der das Papsttum nur der Diener des Kaisertums sein sollte. Und er machte mobil. Die päpstliche Partei sollte neu erstarken und aufs neue das Kaisertum in die engsten Grenzen zurückweisen. Es galt, die deutschen Bischöfe zu gewinnen, nicht minder wie die deutschen Fürsten. Genau besehen, beruhte seine ganze Hoffnung auf der Felonie derselben gegenüber ihrem kaiserlichen Herrn. Er scheute kein Mittel, sie zu gewinnen. Vor allem um Heinrich den Löwen bewarb er sich. Alles vergeblich. Er sah sich nach anderer Hilfe um und er fand sie ganz ähnlich wie Gregor VII. in König Wilhelm von Sizilien. Jener Bund von Benevent machte ihn von dem Kaiser unabhängig. Nicht genug, dessen italienische Pläne waren dadurch durchkreuzt. Kein Wunder, wenn der deutsche Hof aufs äußerste entrüstet war über das Verhalten des angeblichen Bundesgenossen. Vor allem war es Raimund von Dassel, des Kaisers Kanzler, der die Kurie wie kein anderer durchschaute. Ein Mann von guter Bildung und echt mittelalterlicher Frömmigkeit, klug im Rat, von freudiger Kühnheit in der Schlacht, war er von tiefstem Mißtrauen gegen die Kurie erfüllt. Sie zu demütigen, war dem Propst von Hildesheim Lebenszweck. Aber freilich auch ihm fehlte jede Ader eines Reformators. An eine Umgestaltung der Kirche dachte er nicht, nur an die Wiederherstellung der vollen kaiserlichen Macht. Seine Anschauungen wurden bald von dem gesamten Hofe geteilt. Am nächsten stand ihm darin Pfalzgraf Otto von Wittelsbach.

So wuchs die Spannung mit Rom. Eine geringfügige Angelegenheit veranlaßte den Ausbruch des Konflikts. Der Erzbischof Eskil von Lund war auf der Heimkehr von Rom von Straßenräubern überfallen worden. Der Papst forderte Sühne und zwar auf Grund der Behauptung, daß die Kaisergewalt ein päpstliches Benefizium sei.

Zu Besançon verdeutschte der Legat das päpstliche Schreiben ganz in diesem Sinne. Der Augenblick zu diesem Vorstoß war gut gewählt. Dennoch ist er mißlungen. Und als der Legat vor der Versammlung ausrief: „Von wem hat denn das Reich sein Recht als vom Papste?", da zückte Otto von Wittelsbach das Schwert. Der Kaiser in eigener Person mußte den Vertreter des Papstes vor Tätlichkeiten schützen. Doch die Untersuchung des Gepäckes ergab, daß die Legaten eine Menge von Abschriften der päpstlichen Bulle mitführten, die also unter die Massen verteilt werden sollten. Die feindliche Absicht dieser Maßregel lag klar zutage. Die Legaten erhielten den kaiserlichen Befehl, das Reich am nächsten Morgen zu verlassen. Und in einem geharnischten Manifest an die deutsche

Digitized by Google

Nation wurden die päpstlichen Machenschaften enthüllt und Protest erhoben gegen die kuriale Auffassung von der kaiserlichen Gewalt. So war die Ehre des Reiches gewahrt. Aber von einem persönlichen Angriff auf den Papst hatte Friedrich abgesehen.

Und er tat gut daran. Denn gerade bei diesem Anlaß, der der Rede nicht wert, schien die große schwebende Frage zwischen Staat und Kirche zum Austrag gebracht zu werden. Da hing alles von der Stellung der deutschen Bischöfe ab, zumal von den letzten Resten der gregorianischen Partei, die keineswegs schon völlig bedeutungslos geworden waren. Sie waren und blieben eingeschworen auf den heiligen Stuhl. Daneben gab es für sie kein nationales Empfinden, noch irgendwelche Rechte des Staates. Die päpstliche Jurisdiktion über alles, was sich Fürst nannte, stand ihnen unantastbar fest. Und doch gab es auch für sie eine Grenze, über die hinaus sie dem Papst nicht Gefolgschaft leisteten: auf das Gebiet der weltlichen Herrschaft vermochten sie ihm nicht zu folgen. Reform der Kirche wollten sie, weiter nichts, und so erfüllten sie die Vorgänge in Besançon mit tiefster Sorge für das Heil der Kirche. Demnach hatte sich Hadrian in ihnen gründlich verrechnet. Er fand für seine Lehre, die Kaiserkrone sei päpstliches Lehen, keine Schüler. Die Bischöfe legten das diesbezügliche Schreiben des Papstes dem Kaiser offen vor. Es ist eine Freude zu sehen, wie klar und bestimmt dieser antwortete. Die Selbständigkeit des Reiches war ihm das Heiligtum seiner Krone. Energisch, aber in gemäßigten Worten forderte er die Zurücknahme des päpstlichen Erlasses. Und die Bischöfe stimmten ihm zu und mahnten den Papst zur Nachgiebigkeit. Ein gleiches hatte schon Heinrich der Löwe getan, an dessen Tür der Papst ebenso vergeblich gepocht hatte. So hatte er sich in seinen Hoffnungen auf Deutschland gründlich verrechnet. Aber auch in Italien begann der Boden unter Hadrians Füßen zu schwanken. Da tat er denn, was er nicht lassen konnte: er gab nach. Und der Friede ward wieder hergestellt. Aber es war nur die Ruhe vor dem Sturm.

Rainald von Dessel sprach damals die kühnen Worte zu Friedrich: „Gott hat Euch in diesem Augenblick solche Macht gegeben, daß, wenn Ihr Rom beugen und Papst und Kardinäle Eurem Willen völlig unterwerfen wollt, Ihr es vermöcht."

Dieser Unterwerfung des Papstes sollte die Oberitaliens vorangehen. So wird denn Mailand gebeugt, auf den roncalischen Feldern erläßt Friedrich jenes gewaltige Gesetz, das freilich eine verhängnisvolle Tat war. Denn es war ein Fremdling, der es gab: verhaßt mußte es jedem Italiener bleiben, der in demselben nur das Gebot des Despoten sehen konnte. Und doch hing in dem Kampf gegen das Papsttum viel von diesem Gesetze ab. Gelang es dem Kaiser, im Norden seine Ideen durchzuführen, dann war die politische Lage des Papstes direkt gefährdet. Dann drängte von Norden Friedrich, von Süden König Wilhelm gegen den eingekeilten Kirchenstaat vor.

Digitized by Google

Und schon erschienen in den päpstlichen Territorien von Sardinien und Corsica die kaiserlichen Sendboten. Das ganze römische Gebiet war bedroht durch die „Erneuerung der Rechte des Reichs“: vor diesen mußte die politische Selbständigkeit des Papsttums verbleichen; mit ihr aber stand und fiel die freie Handhabung der geistlichen Gewalt. Friedrich erneute einfach die karolingisch-ottonische Vorstellung, „daß der Kaiser der Landesherr im Kirchenstaat“, und damit ward der Papst sein Untertan. Das war ein Sturz aus der Höhe in die weiteste Tiefe.

Im Kardinalskollegium fehlte es nicht an Verständnis für die gefahrvolle Lage. Der Kaiser verfügte lediglich über die Minderheit, die Mehrheit unter Führung des hochbegabten Kardinals Roland war sicilisch gesinnt. Ein großer, ein gewaltiger und für den Kaiser ein gefährlicher Mann. Sein Lebensziel war die Erhöhung der Kirche, das treibende Moment seiner Taten der Haß gegen Deutschland. Friedrich war ihm nichts anderes als der Nachfolger Heinrichs IV. Den König des gottlosen Volkes galt es vor allem zu bekämpfen. So waren er und seine Parteigänger überzeugt von der Unmöglichkeit eines Friedens mit dem Kaiser. Sie drängten zur Offensive, ganz im Geiste Gregors VII. Aber Hadrian war nicht der Mann der großen Mittel. Mit Nadelstichen reizte er Friedrich und drängte ihn dadurch um so sicherer zum vollen Bruche. So verlangte er im März 1159 die Erneuerung des Konstanzer Vertrags von 1153. Nicht genug, er stellte eine Reihe neuer Forderungen, die der Kaiser nicht annehmen konnte, wollte er nicht auf jedes Prestige verzichten. Begehrte doch der Papst den Verzicht auf die ganze obrigkeitliche Gewalt in Rom, mit dem der Kaiser überhaupt nicht verhandeln durfte. Aber Friedrich antwortete: „Ich heiße Kaiser und bin es durch göttliche Ordnung; gebe ich die Macht über Rom auf, so bleibt nur der Schein der Herrschaft, ein Name ohne Sache.“

Wie wäre da eine Einigung möglich gewesen. Man fühlte das auf beiden Seiten. Friedrich erhob den leidenschaftlichen Gegner des Papsttums, seinen Kanzler Rainald zum Erzbischof von Köln, der als solcher Erzkanzler von Italien wurde. Der Papst antwortete mit dem Bündnisse von Anagni, das ihn mit Mailand, Brescia und Piacenza verband. Es war unter der Zustimmung des Kardinalskollegiums geschlossen worden.

Aber da starb noch zu Anagni am 1. September Hadrian. Und nun trat der Zwiespalt unter den Kardinälen offen hervor: schon in Anagni, noch schärfer in Rom. Dort hatte die Majorität Kardinal Roland proklamiert, aber die Minorität fand in Rom für Oktavian die Zustimmung von Klerus und Volk. Roland mußte aus der Stadt weichen und wurde in Nympha gekrönt: als Alexander III. (20. September). Am 4. Oktober ward Oktavian in Farfa als Viktor IV. geweiht. Die gespannte politische Lage hatte ein kirchliches Schisma heraufbeschworen. Oktavian war das Werkzeug des Kaisers gewesen, der gegen die Wahl Rolands Protest

Digitized by Google

erheben sollte. Aber der persönliche Ehrgeiz hatte ihn weiter geführt; indem er sich selbst wählen ließ, überschritt er die Weisung Friedrichs und brachte diesen in die gefährlichste Lage. Es blieb ihm nichts übrig als Viktors Sache zu vertreten. Aber vor allem galt es die Beseitigung des Schismas. Dieser Schritt gab ihm die kaiserliche Obergewalt zurück, die einst verloren ward. Friedrichs erste Maßregeln aber galten den deutschen Dingen: der Vermeidung einer Zersplitterung des Episkopats und der Beruhigung der öffentlichen Meinung. Darum war es ihm vor allem zu tun.

Aber damit war noch wenig erreicht. Alexander hatte in kluger Erkenntnis der Lage sich an sämtliche Mächte gewendet: die Frage war eine europäische geworden. Und sie blieb es. Die Synode, die der Kaiser nach Pavia einberief, wurde am 5. Februar 1160 eröffnet. Sie proklamierte Viktors Anerkennung, freilich unter dem Eindruck einer kaiserlichen Erklärung. Aber schon war Alexanders Stellung verstärkt durch die Lombarden. Im Dom zu Mailand ward der Bann gegen Friedrich zuerst verkündigt. Das geschah am 28. Februar 1160. Und erst am 24. März entschloß sich Alexander III. selbst zu dem Schritt. Wieder einmal wurden die Untertanen vom heiligsten Treueid entbunden, jeder Pflicht ledig gesprochen gegen das Reich und wieder wurde jedem, der dem Kaiser den Dienst versage, Vergebung der Sünden verheißen. Also ganz wie Gregor VII. Aber wie klein erschien Alexander neben diesem!

Doch für ihn arbeitete die Politik der Mächte. Frankreich und England versagten sich Viktor IV. Bald folgten die übrigen westlichen Fürsten. Nicht aus demütiger Ergebenheit gegen Rom, nein, im vollen Bewußtsein des nationalen Gegensatzes gegen Deutschland. Die Zeiten hatten sich gewandelt: keine große Frage konnte mehr einseitig durch eine Macht entschieden werden. So war es unmöglich geworden, das Papsttum von einer einzigen Macht abhängig zu halten.

Dagegen hatte auch das Papsttum in Deutschland an Einfluß verloren. Weder Episkopat noch Klerus gehorchten dem Bannfluch. Laut erhoben sich die geistlichen Stimmen zugunsten des Kaisers. Und so weit war das Volk wieder vom fremden Einfluß genesen, daß es die Lösung vom Treueid aufs schwerste empfand! Bischof Eberhard von Bamberg, ein Anhänger Alexanders, erklärte den Schritt des Papstes für eine Schlechtigkeit. Viktor aber fand allenthalben Anhang als Freund der Reform. Nur im Südosten wußte Eberhard für Alexander Freunde zu werben, aber nicht im Gegensatz zum Kaiser. Und so war Alexanders Bemühen, Deutschland gegen Friedrich mobil zu machen, gänzlich gescheitert. Deutschland war für ihn völlig verloren. Aber auch für Viktor. Dieser vermochte hier nicht durchzudringen. Das zeigte sich auf den Synoden von Lodi und Trier deutlich genug. So fiel Friedrich die Regierung über die deutsche Kirche, wie er sie von Anfang an beansprucht, ganz von selbst zu. Im gleichen Maße ward Alexanders Stellung schwieriger. Er sah sich gezwungen, einzulenken.

Digitized by Google

Im Frühjahr 1162 wandte er sich an Eberhard von Salzburg, er möge den Frieden mit dem Kaiser vermitteln. Aber Friedrich war nicht geneigt. Er hoffte auf völligen Sieg. Und er schien bereits gewonnen, da er am 30. März 1162 in Mailand eine Synode hielt. Alexander mußte fliehen.

Aber gerade die Flucht gedieh ihm zum Heil. Er wandte seine Schritte nach Frankreich und hemmte dort die Entscheidung zugunsten Viktors. Vergebens suchte Friedrich König Ludwig umzustimmen. Die Zusammenkunft der beiden Monarchen an der Brücke bei Saint Jean de Losne vergrößerte nur den Riß. Aber die deutschen Bischöfe erkannten sofort die Absicht des französischen Königs, daß die Westmächte lediglich die Papstwahl an sich ziehen wollten, und Rainald von Dassel sprach es offen aus: „Was würden die Könige von Frankreich und England dazu sagen, wenn der Kaiser eine zwiespältige Bischofswahl in einer ihrer Städte entscheiden wollte, wie sie es selbst in Bezug auf Rom sich herausnehmen?“

Das waren stolze Worte! Doch sie entsprachen auch in Deutschland nicht mehr den Anschauungen von der Stellung des Papstes zum Kaiser. Vor allem im Westen des Reiches regte sich der Widerspruch. Zugleich gewann Alexander in Herzog Wolf II. und in Berthold von Zähringen bedeutsame Anhänger. Indessen benutzte er den Umschwung der Lage zunächst lediglich zur Erneuerung seiner Friedensbestrebungen. An Verhandlungen hat es denn auch nicht gefehlt. Aber näher brachten sie die Parteien einander nicht. Man muß sagen, Alexander kam dem Kaiser entgegen und war zur Aufhebung der Exkommunikation bereit. Alles vergeblich.

Da starb am 20. April 1164 Viktor IV. Die kaiserliche Partei atmete auf. Sie hofften nun auf die Lösung des Schismas. Indes Friedrich wich nicht um Haaresbreite von seiner Politik ab. Bereits am 26. April ward Paschalis III. gewählt und konsekriert. Aber wenn dieser gehofft, er würde den Anhang Viktors behaupten, so hatte er sich geirrt. Der Abfall regte sich auf allen Seiten. Auch in Deutschland. Doch Friedrich zeigte sich der Gefahr gewachsen. Sofort mußte Rainald nach England, um den König für Paschalis zu gewinnen. Die Lage war günstig. In dem Streite des Königs mit Thomas Becket hatte sich Alexander für den stolzen Bischof erklärt und somit Heinrich aufs tiefste gereizt. Darum gelang der Abschluß des Bündnisses über Erwarten gut. Nicht minder erfolgreich verlief der Würzburger Tag, wo Friedrich die Einigkeit unter den deutschen Bischöfen wieder herstellte. Man verpflichtete sich gegenseitig mit Eid, niemals Alexander anzuerkennen. Auch die englischen Gesandten leisteten den Schwur.

Doch nun standen die germanischen Völker den romanischen scharf entgegen, die sich von Alexander nicht losmachen konnten. Die abendländische Kirche schien so ihrer völligen Auflösung entgegengeführt zu werden. Aber es war nicht das nationale Abdrängen

Digitized by Google

von der katholischen Kirche, wodurch „die nationale Ausprägung“ des kirchlichen Lebens erreicht werden sollte. Es war vielmehr nur das Ergebnis einer politischen Spannung, die, selbst ephemärer Natur, kaum etwas Bleibendes schaffen konnte.

Aber Friedrich führte die Würzburger Beschlüsse mit aller Energie durch: als Feind Alexanders, aber als treuester Sohn der Kirche. Er legte den stärksten Nachdruck auf die Erfüllung der kirchlichen Pflichten. Er knüpfte dabei unmittelbar an Kaiser Karl an, dessen Kanonisation er durchsetzen ließ. Ein eigenartiges Schauspiel, da er am 8. Januar 1166 die Gebeine des „heiligen“ Karl erheben ließ! Die Kirche hat diese Heiligsprechung niemals widerrufen, die doch nur das Werk eines gebannten Kaisers und eines schismatischen Papstes gewesen. Und Friedrich riß auch mit elementarer Gewalt den gesamten deutschen Klerus mit sich fort. Und wie in Deutschland, so wurde auch in Italien die Stellung des Paschalis gehoben. Selbst in Rom ward er anerkannt. So mußte Alexander heimkehren, wenn anders er den Gedanken seines Lebens weiter verfechten wollte. Aber Friedrich säumte auch nicht; er wollte das Netz zusammenziehen, in das der Papst durch seine Rückkehr geraten war. Am 29. Mai 1197 erfolgte der kaiserliche Sieg bei Tuskulum. Die Römer baten um Frieden. Bedingung war die Auslieferung Alexanders und seiner Kardinäle. Ward sie erfüllt, dann war der Kampf zu Ende.

Aber dazu waren die Römer doch zu schwach. So ging das Ringen weiter und der Kaiser besetzte die Peterskirche. Da knüpfte die Kurie neue Verhandlungen an. Aber Friedrich verlangte jetzt den Rücktritt Alexanders, wie er den Rücktritt des Paschalis zugestand. Nun lag die Absicht des Kaisers offen zutage: er wollte nicht Beseitigung des Papsttums als universale Macht, sondern die Wiederherstellung des kaiserlichen Einflusses auf dasselbe. Aber auch das wollte und konnte Alexander nicht zugestehen. So entschloß er sich wiederum zur Flucht. Und mit dem Papste entwich dem Kaiser der Sieg, den er schon sicher in Händen zu halten wähnte. Dazu kam die furchtbare Katastrophe: eine Seuche raffte sein Heer dahin mit seinen getreuesten Genossen. Vor allem starb sein treuer Kanzler Rainald von Dassel. Doch noch war des Unheils nicht genug: die Lombardei war in wildem Aufruhr entbrannt. Ihr Sieg war ein Sieg Alexanders. Der Anhang des Paschalis ward wie Spreu verweht. Auch diesseits der Alpen regten sich des Kaisers Gegner. Aber hier vermochten sie nichts wider ihn.

Doch wenn Friedrich auch sofort wieder gegen die Lombarden zum Schwerte griff, im Kampfe gegen den Papst zeigte sich zum erstenmal ein Schwanken. Er wies den Gedanken mit Alexander Frieden zu schließen, nicht mehr von sich. Und das hieß nachgeben, hieß auf seine Idee verzichten.

Freilich äußerlich blieb er noch fest. Als Paschalis starb, ward unter dem Hochdruck des kaiserlichen Willens Calixtus gewählt und

Digitized by Google

anerkannt. Auch in Deutschland. Denn noch beherrschte Friedrich hier den Episkopat. Alexander und sein Anhang versuchten hier vergebens durchzudringen. Das zeigte sich auch bei den weiteren Verhandlungen. Aber diese brachten die Gegner immer mehr auseinander, anstatt sie zu versöhnen. Nach Jahresfrist war der Konflikt heftiger denn je.

Und schon hatte der Papst die rechten Freunde gefunden in den Lombarden. Am Tanaro erhob sich die neue Trutzburg gegen den Kaiser. Sie hieß Alessandria und war dem Papst und der Kirche als Eigentum übergeben worden: ein päpstliches Bollwerk am Fuße der Alpen! Und in der Tat, hier war er Herr geworden. Kein Wunder, wenn er in Deutschland gleiche Macht erstrebte und durch kluge Nutzung der Straßburger Wirren zu erreichen hoffte. Freilich, hier ward ihm nimmer Sieg.

Und aufs neue fuhren die Schwerter aus der Scheide. Aber von glücklicher Entscheidung für Friedrich war keine Rede mehr. So war er jetzt zum Frieden geneigter denn je. Neue Verhandlungen mit der Kurie begannen, aber sie mußten wie alle früheren scheitern. Und nun kam der unselige Tag von Legnano. Er war kein Glück für die Lombarden, er besiegelte ihre Zersplitterung für Jahrhunderte. Aber der Kaiser selbst fühlte, daß er gerade durch diese Schlacht das Spiel verloren habe und der Moment zum Friedensschlusse gekommen sei. Es kam ihm nur darauf an, von der kirchlichen Lage in Deutschland jede Erschütterung fern zu halten. Aber auch der Papst ersehnte den Frieden, dessen er nicht minder dringend bedurfte wie der Kaiser. Ja noch weit mehr. So wurden im Oktober 1176 zu Anagni die Verhandlungen eröffnet. Mit gutem Erfolge. Der Kaiser gestand dem Papst alle Rechte zu, die er zu Beginn seiner Regierung besessen hatte. Dagegen erkannte der Papst die während des Schismas konsekrierten deutschen Bischöfe an. Das war die Forderung gewesen, an der bisher alle Vermittlung gescheitert war. Jetzt ward des Kaisers Wille erfüllt. Am 24. Juli 1177 ward der Frieden in feierlicher Weise vollzogen. Es folgten die glänzenden Feste in Venedig. Am Lido ward Friedrich feierlich vom Banne gelöst und in der Markuskirche erwies er Alexander die herkömmlichen Ehren.

Kein Zweifel, die Lombarden und Alexander hatten gesiegt. Aber auch bei Friedrich kann von Unsieg nicht die Rede sein. War ihm doch die Leitung der Kirche in Deutschland, soweit er sie forderte, zugestanden worden. Hier war und blieb er Sieger. Bei all den kleinen und größeren Streitigkeiten und Wahlfragen trat dies deutlich hervor. Fast eifersüchtig wahrte er seine Rechte. Und das Eine steht fest: er hat auf das geistliche Fürstentum einen Einfluß geübt, wie ihn seit Heinrich III. kein König besessen hatte. Freilich, die Zeiten Karls waren nicht wiedergekehrt, der die Kirche gewissermaßen im ganzen Umfange regiert hatte. Das erstrebte Friedrich auch gar nicht. Er wollte dies lediglich so weit, „als es notwendig

Digitized by Google

war, um die Macht der Kirche in den Dienst seiner politischen Zwecke zu nehmen". Er trug darin doch auch dem Zeitgeist Rechnung, obwohl sein ganzer Kampf eine Reaktion war. Eine solche ist aber fast immer, war jedenfalls in dieser Frage verfehlt. Denn über den Zustand, den er wieder herstellte, waren die Nationen schon hinausgewachsen. So war sein Werk lediglich Milieu für seine Erscheinung. Es blieb und schwand mit seiner Persönlichkeit.

So war er denn darauf bedacht, den Frieden zu wahren: mit Alexander, wie mit dessen Nachfolger Hubald von Ostia, der als Lucius III. am 1. September 1181 gewählt wurde. Freilich fehlte es nicht an Gegensätzen, die durch die weitere Wahl Urbans III. noch persönliche Momente erhielten. Dieser — Hubald von Mailand — nahm das Rachegefühl gegen Friedrich für die Mailand angetane Schmach mit auf den päpstlichen Stuhl. Er weigerte wie Lucius die Wahl Heinrichs VI. zum König von Italien. Nicht genug, er wähnte, die deutschen Fürsten gegen Friedrich mobil zu machen. Aber nur einer schwankte: Erzbischof Philipp von Köln. Er, der den Kampf gegen Alexander III. an der Seite des Kaisers durchgefochten, trat jetzt auf die Seite Urbans III. Der Anhang wuchs und in der Trierer Wahl von 1186 kam es zum Konflikt. Der Papst verwarf den Kandidaten des Kaisers, weil er die Investitur aus dessen Hand genommen. Das war eine Kriegserklärung. Und Friedrich faßte sie als solche auf. Sofort ließ er durch seinen Sohn den Kirchenstaat besetzen, der Papst ward in Verona eingeschlossen und einem Gefangenen gleich behandelt.

Ebenso energisch griff er in Deutschland durch. Am 28. November hatte er die deutschen Bischöfe in Gelnhausen um sich versammelt. Fast alle waren dem Rufe gefolgt. Und alle stimmten ihm zu. Sie sprachen es offen aus, daß durch Urbans Verfahren der Friede der Kirche gefährdet sei, und den Kardinälen schrieben sie von dem unerträglichen Unrecht, das der Papst gegen die Rechte des Reiches übe.

Aber auch der Papst wich nicht zurück. Er wagte es, den Kaiser vor ein päpstliches Gericht zu laden. Friedrich hob indessen den hingeworfenen Fehdehandschuh nicht auf. Er wollte den Frieden, der denn auch durch den Tod Urbans wiederhergestellt wurde. Gregor VIII. und Clemens der VII. kamen ihm weit entgegen. Die Krönung Heinrichs ward nicht länger versagt und so ging Friedrich in der Tat aus seinem letzten Kampf mit der Kurie als Sieger hervor. Es war zugleich ein Sieg des deutschen Episkopats, der sich in diesen dreißigjährigen Kämpfen als unerschütterlich kaisertreu bewährt hatte. Freilich waren durch die Wandlungen des deutschen Verfassungslebens die Bischöfe das überwiegende Element im Fürstenrate geworden. Konnte doch ein orientalischer Zeitgenosse berichten, „daß die oberste Gerichtsbarkeit bei den Deutschen in den Händen einer Versammlung von Priestern sei". Wer dieser sicher war, der war sicher vor dem Papste, aber wehe, wenn dieser Episkopat von anderem Geiste erfüllt wurde, wenn universale Ideen seine natio-

Digitized by Google

nalen Grundlagen erschütterten. Und solche regten sich allenthalben in Deutschland. Aufs neue waren die Klöster in lebhafter Entwicklung begriffen und von neuem, jungem Geiste erfüllt.

Auch Friedrich hat dem Geiste der Zeit noch ein Opfer gebracht, und zwar sich selbst. Da der Greis die heldenhafte Aufgabe übernahm, den Kreuzzugsgedanken in erneuter Kraft zu erfassen, hat ihn der Tod ereilt, ehe er das Ziel der Fahrt erreicht. Sein Tod war das tragische Ende eines großen Lebens und — ein deutsches Unglück. Gerade für den „deutschen" Kreuzzug. Er bedeutete den Untergang des Heeres, das Scheitern der Idee, die nur er „im vollen Umfange im Herzen getragen hatte". Und doch war dieser Kreuzzug ganz eigenartigen Motiven entsprungen, die in das Leben von Friedrichs Sohn, Heinrichs VI., entscheidend eingriffen. Es war die Verbindung des Reiches mit dem Königreich Sicilien. Sie war schon für die Machtstellung Friedrichs gewissermaßen Bedingung gewesen. Aber sie hatte auch die Stellung des Kaisertums verschoben.

Es war kein neuer Gedanke. Karolingische Wünsche, gescheiterte Hoffnungen der Ottonen lagen darin geborgen. Aber die Verhältnisse waren andere geworden, da Roger II. zu der sicilischen Krone die von Neapel gewann. So war Grund zu einem bedeutenden Reiche mit Hülfe des Papstes und im Gegensatze zu ihm gelegt worden. Aber die Streitigkeiten ermöglichten die Einmischung der Mächte und Friedrich gelang es, die Erbin des Reichs, Constanze, die eben jenes Roger Tochter war, für seinen Sohn Heinrich zu gewinnen. In Mailand ward am 27. Januar 1186 das Beilager gefeiert und Heinrich zum König von Italien gekrönt. Es war ein entscheidender Schritt gegen das Papsttum. Denn nun umklammerte die königliche Macht den Kirchenstaat von Norden und Süden her. Wir kennen die neuen Streitigkeiten, die dort losbrachen. Aber an der Politik des staufischen Hauses änderten sie nichts. Freilich, da nun Wilhelm II. starb und Constanzes Erbrecht in Kraft trat, da zeigte sich das Volk von Palermo durch die Bemühungen Roms für den Gegenkönig Tankred gewonnen. Nicht genug, Rom warb ihm einen neuen starken Helfer in Richard Löwenherz. Als Feind war er in Sicilien gelandet, als Freund zog er weiter gen Osten. Das Bündnis war unter päpstlicher Vermittlung zustande gekommen.

Aber nun überschritt Heinrich die Alpen zur Romfahrt. Es war kein sicheres Vorwärtsdringen, aber er fand seinen Weg. Freilich sein Einzug in Rom war nicht gerade mit den edelsten Mitteln gewonnen worden. Um den Preis der Opferung der Stadt Tuskulum an die feindlichen Römer hatte er sich deren Vermittelung bei Papst Cölestin erkauft, der, um den König nicht krönen zu müssen, seine eigene feierliche Inthronisation verschoben hatte. Jetzt war's gewonnen. Am 30. März 1191 ward Cölestin geweiht, am 13. April Heinrich gekrönt, zwei Tage darauf Tuskulum von den Römern geplündert. Die Kaiserkrone hat ihm so der Papst

Digitized by Google

gegeben, die Normannenkrone aber dem Gegner zugesprochen. Und da Heinrich sich anschickte, das Erbe seiner Gattin mit dem Schwerte einzuholen, da erhob die Kurie feierlichen Protest. Und es schien, als ob sie Siegerin bleiben sollte. Unsieg und schweres Siechtum war alles, was sich Heinrich zunächst gewann, da er den Garigliano überschritt. Doch in Montecassino fand er bald Genesung. Freilich mußte das getreue Kloster seine Ergebenheit mit dem päpstlichen Banne büßen. Scharf wies Heinrich diesen Schritt zurück, ebenso wie die Vermittelung, die der Papst ihm in der sicilischen Streitfrage anbot.

Dessen Stellung als Oberlehnsherr ignorierte er völlig, er stellte ihn als unbeteiligten Dritten hin. Ja er lehnte jede Prüfung der kurialen Vorschläge ab und bat, ihn in Zukunft mit solchen verschonen zu wollen. Es gebe nur einen Frieden, die Herausgabe Siciliens. Hinter seinem Heere, das gegen Apulien anrücke, ziehe eine kaiserliche Gesandtschaft: „dieser könne der Papst, wenn er wolle, entgegengehen." Den stolzen Worten folgten stolze Taten. Der Verkehr der Geistlichen mit Rom ward gesperrt. Vergeblich suchte nun der Papst den Kaiser durch die erwirkte Befreiung Constanzes, die von Tankred gefangen gehalten wurde, zu versöhnen. Um so enger ward sein Bund mit letzterem, den er gegen ein sehr weitgehendes Konkordat feierlich mit Sicilien belehnte. Doch bald raffte der Tod Tankred dahin (20. Februar 1194). Und nun vollendeten sich rasch die Geschicke. Nach dem Fall von Salerno erfolgte die Ueberfahrt nach Sicilien und am 20. November hielt Heinrich seinen glänzenden Einzug in Palermo. Sofort griff er mit fester Organisation durch; durch die taktvolle Berücksichtigung des Erbrechts seiner Gemahlin wußte er seinen eigenen Einfluß zu erhöhen, den auch Rom alsbald zu fühlen bekam. Denn nun dehnte er gerade in den kirchlichen Beziehungen seine kaiserliche Stellung auf Sicilien aus. Dabei griff er zugleich auf die Kirchenpolitik Rogers II. zurück, der in der normännischen Kirche immer ein in sich abgeschlossenes Ganzes gesehen hatte. Vom Lehenseid war keine Rede mehr.

Und doch, trotz der Gegensätze, die während des Kampfes, die auch bei einzelnen episkopalen Streitigkeiten in Deutschland mit zunehmender Schärfe hervorgetreten waren, gab es eine Pflicht, die Kaiser und Papst gemeinsam war — die Rückeroberung des heiligen Landes. Heinrich war ja als König der Normannen der Nachbar der islamitischen Welt geworden. Für ihn hatte die Kreuzzugsfrage doppelte Bedeutung. Und neue Momente kamen hinzu. In Byzanz war durch eine Militärrevolution Kaiser Isaak Angelus gestürzt und geblendet worden. Gegen den Usurpator machte Heinrich für Irene und seinen Bruder Philipp die Ansprüche auf das byzantinische Reich geltend. Nun brauchte er die Kurie und sofort ging er daran, sie zu gewinnen, und zwar in so erfolgreicher Weise, daß lediglich die Versöhnung, nicht aber die Mittel und Wege, die

Digitized by Google

zu derselben geführt, zu konstatieren sind. Der Umstand, daß Heinrich den ersten Schritt getan, bewog den Papst, allen Streitfragen aus dem Wege zu gehen und ihn als ergebenen Sohn der Kirche zu betrachten. Die einzige positive Forderung, die er stellte, war die Hilfssendung nach Jerusalem. Kein Zweifel, auf beiden Seiten hatte die Diplomatie in der geschicktesten Weise gearbeitet. Heinrichs Stellung aber gewann noch an Bedeutung, als Cölestins Kreuzruf in Frankreich und in England taube Ohren fand. So fiel die ausschließliche Leitung des beschlossenen Unternehmens gegen die Ungläubigen und gegen Byzanz ihm zu und er war entschlossen, es als seine eigene Sache zu führen. So beschränkte er denn auch das Kreuzheer auf eine bestimmte Zahl. Es war sein Heer, das lediglich seinen Zwecken dienen sollte. Dazu kam der ungeheure Erfolg, den Heinrich durch die Wahl seines unmündigen Sohnes zum römischen König erreichte. Ueberall im Süden und im Norden trat die Macht des Kaisers in voller Kraft hervor. Auf Oberitalien lastete seine Faust. Vom Norden und vom Süden her ward die päpstliche Gewalt in unerträglicher Weise eingeschnürt. Wohl griff den kurialen Beschwerden gegenüber der Kaiser diplomatisch ein. Aber an dem System wurde nichts geändert. Und so suchte der Papst in seiner verzweifelten Lage sich dem byzantinischen Kaisertum anzunähern. Aber — die Briefschaften aus Byzanz fielen Heinrich in die Hände. Es war ihm ein Leichtes, dem gefährlichen Spiel ein Ende zu machen. Des Papstes Lage aber blieb unverändert. Auch die Beschwerdeschrift Cölestins III., die Heinrich bei seiner Rückkehr nach Italien überreicht wurde, hatte keinen Erfolg. Der Kaiser beantwortete sie mit vollendeter Höflichkeit, doch kaum einer der Beschwerden ward stattgegeben. In allen praktisch-politischen Fragen blieb er fest. So war der Bruch unvermeidlich. Der Papst sprach „über die Urheber der Gewalttaten in Toskana" freilich in sehr allgemeiner Weise den Bann aus. Die Verhandlungen dauerten trotzdem fort, ohne daß man auch nur einen Schritt vorwärts kam. Der sizilische Lehenseid blieb trotz ausdrücklicher Forderung verweigert. Und so war das Resultat der ununterbrochenen Verhandlungen, daß der Papst zur Seite geschoben wurde und von der Verwaltung der normannischen Kirche ausgeschlossen blieb. Und um diese Zeit erhob jener Abt Joachim von Floris seine Stimme und überreichte dem Kaiser seinen Kommentar zum Buche Jeremias. „Jetzt," rief er ihm zu, „ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Hohepriester in die Drangsal der Zeit sich schicken muß, wo seine weltlichen Güter ihm weggenommen, wo seine Söhne gefangen werden in dem Meer der aufrührerischen Völker. Was der Kaiser tun wird, das wird Gottes Wille sein, ein gerechtes Gericht." Und wenn er von der „babylonischen Gefangenschaft" spricht, in welche die Schuldigen geschleppt werden sollen, so meint er unverhohlen die Wegführung des Papstes nach Deutschland. In allem sei der Kaiser, und solle es sein, der Vollstrecker des göttlichen Willens. Und er

Digitized by Google

schien dazu ausersehen durch die Machtfülle, die er sich in wenigen Jahren gewonnen. Sie stellte in der Tat die gesamten Interessen des Abendlandes dar. Ins Ungeheure schien sie zu wachsen und alles war vorbereitet, sie zu einer dauernden zu machen. Er war im Begriff, sich und sein Haus an die Spitze der Kulturwelt zu stellen. Da raffte ihn plötzlich das Schicksal dahin. Am 28. September 1198 ist er gestorben.

Siebentes Kapitel.

Erschüttert vernahm Deutschland die Kunde; es erbebte in seinen Grundvesten und König Philipp sagte, es gleiche dem von allen Winden gepeitschten Meere. Die Welt aber fühlte, daß Idee und System des Universalreichs zusammengebrochen waren. Freilich, die Kurie selbst hatte die Folgen von Heinrichs Tod nicht sogleich zu spüren. Cölestin III. wußte die veränderte Lage nicht in günstiger Weise zu nützen. Die Früchte waren reif, man brauchte sie blos zu pflücken. Das aber war seinem Nachfolger, Innocenz III., vorbehalten. Mit 37 Jahren hatte der Kardinal Lothar von Segni die höchste geistliche Würde erreicht. Längst war er der Träger der energischen Politik der Kurie und der rücksichtslose Vertreter der universalkirchlichen Ideen gewesen. In diesem Sinne hatte man ihn erwählt und seine Wähler haben sich nicht in ihm getäuscht. Schon in seiner Jugendschrift: „Ueber die Verachtung der Welt und über das Elend des menschlichen Daseins" hatte er sich als überzeugter Anhänger des Gregorianischen Systems erwiesen. So ging er über die Pläne Alexanders III. weit hinaus und sah die Grundlage für die kirchliche Macht in einem weitumfassenden weltlichen Besitztum. Am Tage von Petri Stuhlfeier (22. Februar) geweiht, wandte er alsbald das Bibelwort auf sich selbst an: „Ich habe dich gesetzt über Völker und Königreiche." Und in diesem Glauben hat er gehandelt.

Und nie war die Zeit günstiger gewesen für solche Pläne. Rom war bald gewonnen. Der Statthalter wurde auf seinen Namen allein vereidigt. Dann setzte sofort die „Rekuperationspolitik" ein, wie er sie nannte. Bald war er Herr in der Campagna, dann ging es gegen Spoleto und Markward von Annweiler, den tapferen Verteiger des Herzogtums. Und alsbald ein weiterer Vorstoß. Mit geistlichen und weltlichen Waffen verjagte er die Deutschen. Zum erstenmale ward der Kirchenstaat wirklich in die Hand des Papstes gebracht. An Stelle der Reichsgewalt der Deutschen trat die Priesterherrschaft. Jetzt erst war der Kirchenstaat im vollen Sinne geschaffen. Auch in Toskana machte Innocenz Fortschritte. Die Städte einten sich im Bunde, nie wieder die kaiserliche Gewalt über sich zu dulden. Und nun kam sein höchster Erfolg. Die Witwe

Digitized by Google

Heinrichs VI. fügte sich der erneuten päpstlichen Belehnung ihres kleinen Friedrich mit Sicilien. Es war klar, daß jetzt Innocenz III. beschränkende Bedingungen machte ganz im Geiste seiner Anschauungen von der Hoheit des Priestertums: „Der Priester salbt den König, nicht umgekehrt; der Priester herrscht über die Seele, der Fürst nur über den Leib. Einzelne Könige sind über einzelne Reiche gesetzt, der heilige Petrus und seine Nachfolger über alle Reiche."

Und die Zeit schien ihm recht zu geben. Denn das deutsche Königtum war durch die zwiespältige Wahl, die neben dem Staufen Philipp den Welfen Otto IV. erhoben hatte, aus seiner universalen Stellung verdrängt worden, in die in Italien selbst der Papst fast gänzlich eingerückt war. Hatte ihm doch Konstanze bei ihrem Tode (27. November 1198) die Vormundschaft über ihren Sohn Friedrich übertragen. Das war eine neue starke Waffe in seiner Hand, die er wohl zu nutzen verstand. Er verfuhr dabei nicht kleinlich. Denn auch der Territorialbesitz war ihm nur Mittel zum Zweck: der Durchführung seiner universalen Gedanken. In diesem Sinne nahm er die Kreuzzugsidee mit erneuter Energie auf. Er richtete seinen Blick direkt nach dem Orient und suchte zunächst ganz im Geiste Gregors VII. die Vereinigung der schismatisch-griechischen Kirche mit der römischen durchzuführen. Man sieht, es sind Ideen von weltweiter Perspektive. Und wenn ihm hier der Erfolg versagte, so fehlte es ihm nicht an Triumphen auf anderen Gebieten: der Fürst von Bulgarien, der König der Armenier huldigte dem römischen Bischof.

Unter solchen Verhältnissen erschien ihm der deutsche Thronstreit lediglich als ein Streitfall unter vielen. Freilich, das Recht des Schiedsrichters nahm er in vollem Umfange in Anspruch. Und hiebei verwandte er die alten Motive in wesentlich neuer Form: durch das Recht, dem von den deutschen Fürsten gewählten deutschen Könige die Kaiserkrone zu verleihen, habe er auch das Recht, die gewählte Persönlichkeit zu prüfen, zumal in diesem Falle, da die deutschen Fürsten sich nicht über eine solche Persönlichkeit zu einigen vermöchten. Zunächst freilich hielt er mit seinem Urteil noch zurück, um im geeigneten Moment zugunsten eines der beiden Fürsten den Spruch zu fällen. So war schon das dritte Jahr gekommen, und noch immer hatte er keine Entscheidung getroffen. Und doch wußte man, in welchem Sinne diese fallen mußte. Es war klar, eine Vereinigung des Kaisertums mit dem sicilischen Königtum durfte unter keinen Umständen wieder eintreten. In dieser lag eine verhängnisvolle Bedrohung der Kurie. Darum galt es zunächst, dem staufischen Hause die deutsche Königskrone zu entwinden. So ist kein Zweifel, daß Innocenz von Anfang an für Otto war. Es hätte dazu der dringenden Mahnungen des Königs von England nicht bedurft, der dem Papst vorhielt, er und sein Neffe seien die größten Anhänger des römischen Stuhls.

Digitized by Google

Sprach England für Otto, so sprach Frankreich dagegen. Philipp Augustus erklärte, die Wahl Ottos sei nur durch Geldzahlungen bewirkt worden. Und Otto selbst griff auf die Verdienste seines Vaters zurück: „es sei die gerechte Vergeltung Gottes, daß er, der Sohn, nun die königliche Würde erworben habe." Aber es war nicht die Sprache seines Vaters, wenn er fortfuhr: „Er wolle nun seine Schritte leiten lassen von dem, durch den die Könige herrschen." Zunächst freilich lag die Entscheidung bei den Waffen. Der Krieg erfüllte Deutschland und Philipp von Frankreich ward bei Gisors geschlagen. Da brachte der Tod König Richards die Lösung. Die englischen Hilfsgelder blieben aus: der Landgraf von Thüringen trat sofort auf die staufische Seite, ebenso der Erzbischof Ludolf von Magdeburg. Und nun richteten die Fürsten dieser Partei an den Papst die Aufforderung, er möge nicht unrechtmäßig eingreifen in die deutschen Dinge.

Freilich erreichten sie damit lediglich das Gegenteil. Die letzten Rücksichten auf Frankreich waren durch den englisch-französischen Frieden geschwunden. Der Papst hatte nach dieser Seite hin völlig freie Hand. Und so antwortete er den deutschen Fürsten mit einer Denkschrift: „Betrachtung des Herrn Papstes Innocenz über die Lage des Reichs in Bezug auf die drei Erwählten." Und darin heißt es: das Reich hänge principaliter und finaliter vom apostolischen Stuhle ab: denn dieser habe das Kaisertum von den Griechen auf die Deutschen übertragen und der Papst sei es, der den Kaiser krönt. Dann erklärt er den Eid, den die Fürsten dem jungen Friedrich geleistet für nichtig; er könne nicht binden ohne Schaden für die Kirche, zumal dieser noch ein Kind sei. Aber auch Philipps Wahl sei ungültig, weil er seinem Neffen geschworen habe. Zwar binde der Eid nicht, aber Philipp hätte sich erst durch den Papst davon entheben lassen müssen. Vor allen Dingen aber widersetze er sich Philipps Wahl, weil dieser ein Verfolger und aus einem Geschlecht von Verfolgern entsprungen sei. Otto dagegen sei persönlich der Kirche ergeben und von beiden Seiten her aus gleich devoten Geschlechtern entsprossen. So verdiene er augenscheinlich den Vorzug.

Otto rechtfertigte zunächst das günstige Urteil des Papstes in jeder Weise. Er gelobte zu Neuß „Gehorsam gegen seinen Herrn, den Papst", erkannte dessen Rechte an auf den Kirchenstaat jenseits des Po und seine Lehensherrlichkeit über Neapel und Sicilien. Und in der Tat unter der Aegide des Papstes begann Ottos Stern wieder zu steigen. Aber die unerhörten päpstlichen Anmaßungen führten bei den deutschen Bischöfen zu einer starken Reaktion zugunsten Philipps, auf dessen Seite sogar der Bruder Ottos, Heinrich von Braunschweig, und der früher so feindselige Kurfürst Adolf von Köln traten. Letzterer hat im Januar 1205 Philipp in Aachen gekrönt. Und nun schlug auch die Meinung in Rom wieder um, offensichtlich unter dem Einfluß der neuen englisch-

Digitized by Google

französischen Verwicklungen. So trat er aufs neue in Unterhandlung. Zwei Kardinallegaten kamen an Philipps Hof und nahmen ihn wieder in die kirchliche Gemeinschaft auf.

Da folgte jene furchtbare Katastrophe: Philipp ward von Otto von Wittelsbach ermordet. Damit war Ottos Schicksal besiegelt, zumal durch die Haltung des Papstes. Freilich den Mörder erklärte dieser für einen Sohn Belials. Aber das Ereignis erschien ihm wie eine göttliche Fügung. Nun trat er mit seinem ganzen Einfluß für Otto ein und verbot den Fürsten bei Strafe des Bannes, einen anderen König zu wählen. Die einmütige Wahl Ottos im November 1208 war sein Werk. Dann brachte Beatrix, die Tochter Philipps, Otto den Rest des staufischen Hausguts zu. In Gegenwart des päpstlichen Legaten ward in Würzburg die Hochzeit gefeiert: Deutschland war befriedet, Kirche und Reich erschienen aufs engste vereinigt.

Im Sommer 1209 zog Otto über die Alpen, sich die Kaiserkrone zu holen. Am 4. Oktober setzte sie ihm Innocenz feierlich aufs Haupt. Kaum aber hielt er die Krone fest, da erfolgte bei Otto ein völlig ungeahnter Umschlag. Er begann in Italien die Rechte des Reiches herzustellen und zu wahren. Hier galt es nicht mehr den Kampf um Theorien, sondern um den Besitz. So forderte er die abhanden gekommenen Rechte des Reiches energisch zurück. Er berief sich dem Papste gegenüber auf seinen Krönungseid. Innocenz war erschrocken und empört über den Abfall dessen, den die Kirche erhöht, der ihr alles dankte. „Es gebe," rief er, „keine Treue noch Glauben mehr in der Welt, das sei wider die Natur." Es reute ihn, den Menschen gemacht zu haben. Und so traf ihn der Bannstrahl. Nicht genug, Innocenz suchte ihm auch in Deutschland den Boden unter den Füßen wegzunehmen. Er sollte fühlen, daß er nichts war als eine päpstliche Kreatur und nur als solche gedeihen konnte. So setzte er ihm sein Mündel, den 16jährigen Friedrich von Sicilien, entgegen. Und das traf ihn an der wundesten Stelle. Als „Staufer" war er emporgekommen und doch hatte ihn die staufische Partei trotz der Vermählung niemals vollgültig als den Ihrigen betrachtet. Und als die zarte Beatrix starb, da waren alle Bande gelöst und alles drängte sich zu Friedrich, der nun mit 60 Mann in Deutschland erschien. Das Elsaß, Schwaben, ganz Oberdeutschland fielen ihm zu. Freilich des Papstes Hülfe mußte der junge Sieger teuer bezahlen. Schon in Rom hatte er die künftige Trennung der Krone von Neapel und Deutschland versprechen müssen; dann aber gewährleistete er Innocenz in einer am 12. Juli 1213 zu Eger ausgefertigten goldenen Bulle alle geistlichen und weltlichen Ansprüche, alle geistlichen und weltlichen Gerechtsame. Und die deutschen Fürsten zögerten nicht, diese Urkunde zu bestätigen. Sie war für den Einfluß der päpstlichen Macht in Deutschland entscheidend. Der Knabe Friedrich hat die Tragweite dieses Schrittes damals freilich noch nicht geahnt.

Und doch Deutschlands Schicksal hing in diesem Augenblicke von ganz anderen Verhältnissen ab. Die alte Spannung im Westen trat

Digitized by Google

aufs neue stärker hervor und Otto glaubte mit der vollen Niederwerfung des französischen Königs auch Friedrichs sich entledigen zu können. Ganz Niederdeutschland war gegen Frankreich in Bewegung. Da folgte die Schlacht bei Bouvines (27. Juli 1214) und Philipps gewaltiger Sieg, dessen Früchte Friedrich II. reif in den Schooß fielen. Rasch gewann er Niederlothringen und alsbald ganz Deutschland. Otto starb nach sieglosem Ringen. Er, der als Pfaffenkönig emporgekommen, ward doch erst auf dem Totenbette vom Banne gelöst.

Aber auch sein Nachfolger schien völlig der Abhängigkeit von Rom verfallen. Der Erzbischof von Mainz hat nicht als deutscher Reichsfürst, sondern als päpstlicher Legat ihn zum deutschen König gekrönt. So wich man denn auch bei dieser Krönung, wie es scheint, zum erstenmale vom alten deutschen Brauche ab, und vollzog die Weihe ganz nach römischem Zeremoniel, bei dem unter anderem der König sich vor dem Altar in „Kreuzesform" niederstrecken mußte und in dieser Lage verharren, bis eine Litanei zu Ende gesungen war. Und man konnte zunächst auch in Friedrich II. nichts anderes erblicken als das Geschöpf Innocenz III., der von ihm den „Verzicht auf Italien und Gehorsam in Deutschland" forderte. Also recht bescheidene Wünsche! Es kam darauf an, ob Friedrich dieses Joch stetig zu tragen gesonnen war, und noch mehr, ob er die Kraft besaß, es abzuschütteln. Zunächst schien jede Hoffnung verloren. Die Macht des Papstes schwoll zu ungeahnter Größe an. Nicht genügte ihm mehr der Titel „Stellvertreter Petri". Von nun an nannte er sich „Stellvertreter Christi und Gottes", der „eines wahren Gottes Platz auf Erden einnehme". Und die Fürsten neigten sich seiner Macht. Wohl lagen in der Entwicklung von England, Deutschland und Frankreich Keime, die sich im vollen Gegensatze zur Hierarchie entfaltet haben. Für den Augenblick aber war das Papsttum doch die überragende Erscheinung der Epoche und sein weiteres Anwachsen ließ sich weder hemmen noch absehen. Denn die Triumphe Innocenz III. lagen nicht mehr bloß auf geistlichem, sondern auch auf weltlichem Gebiete. Allenthalben tritt seine Macht hervor. In Portugal wie in Ungarn, in Norwegen und Schweden mischt er sich ein. Und wie eine große kirchliche Heerschau sieht sich das große Laterankonzil von 1215 an. Neben den Patriarchen von Jerusalem und Konstantinopel waren 412 Bischöfe und über 800 Aebte zugegen. Innocenz verkündete seine neuen Konstitutionen, ein allgemeiner Kreuzzug wurde beschlossen, der Verfolgung der Ketzer, die besonders in den italischen Städten mächtig und stolz ihr Haupt erhoben, ein gewisses System gegeben. So wurden die Albigenser mit blutiger Gewalt ausgerottet. Und doch war diese Bewegung schon das Zeichen einer neuen Zeit, die sich die Binde von den Augen riß, ebenso wie das Leben der großen italischen Städte mit ihrem stark flutenden, weltlichen Treiben. Aber zu gleicher Zeit traten die neuen Mönchsorden in das Leben ein, die Dominikaner als Kämpfer gegen die Ketzerei, die Minoriten als Vertreter der weltlichen Armut. Und

Digitized by Google

bald gipfelte die Wirksamkeit beider in der Verkündigung der päpstlichen Autorität.

Aber Innocenz hat das Laterankonzil kaum ein Jahr überlebt. Rasch wie Heinrich VI., dessen Scepter er gewissermaßen ergriffen hatte, ist er dahingegangen. Am 16. Juli 1216 erlag er zu Perugia dem Fieber. Er war groß in Tat und Werk, im Sinnen und Können und auch im Glück: gar manches fiel ihm als reife Frucht in den Schoß. Heinrichs Tod hat ihm, sein Tod aber dessen Sohn den Weg freigegeben. Als echter Erbe forderte dieser seines Vaters Rechte zurück.

Er hat nun keineswegs plötzlich mit seiner Vergangenheit gebrochen. Gewiß waren in dem Enkel Barbarossas und dem Sohne Heinrichs VI. trotz des Papstes Vormundschaft die großen Ideen frühzeitig wach geworden. Ja, des Papstes Mündel hatte durch die Berührung mit der sarazenischen Kultur eine den kirchlichen Ideen abgewandte Richtung erhalten. Und doch ist er als Pfaffenkönig auf die Bühne der Weltgeschichte getreten. Er war, solange es möglich war, kein Feind, ja selbst ein Gönner der kirchlichen Interessen. Freilich hatte er auch dem neuen Papste, Honorius III., gegenüber ein leichteres Spiel. Da war nichts mehr zu spüren von der rücksichtslosen Energie und Konsequenz; statt des tatkräftigen, feurigen Mannes ein müder Greis, mild und versöhnlich, dessen Lebensgedanke sich in diesem Augenblicke wie eine Caprice ansah: die Durchführung des auf dem Laterankonzil beschlossenen Kreuzzugs. Dieser Idee ordnete er alles andere unter. Die Folge war, daß er durch sein Drängen und seine Ungeduld ein Unternehmen ins Leben rief, das unbedingt scheitern mußte. Aber für Friedrich war es die Grundlage seines Verhältnisses zur Kurie, dieser Schwäche des Pontifex Maximus Rechnung zu tragen. Denn er brauchte ihn, um sich von seinen Verpflichtungen wegen Sizilien zu lösen. Er konnte nicht auf die Personalunion mit dem Kaiserreiche verzichten. So hatte er denn feierlich die Verpflichtung übernommen, persönlich nach dem heiligen Lande zu ziehen. Aber wie hätte er in diesem Augenblicke das Reich verlassen können, ohne seine Stellung zu gefährden. Und ohne die Vereinigung des Kaisertums mit Sizilien war das Unternehmen geradezu unmöglich. So setzte denn hier seine Politik ein und mit äußerster Folgerichtigkeit hat er Schritt für Schritt das Ziel zu erreichen gestrebt. Gerade durch seine stete Bereitwilligkeit in der Kreuzzugsfrage hat er sich den Papst für alle seine Bestrebungen willfährig gemacht. Nicht als ob es ihm an ernstem Willen gefehlt hätte, das freiwillig gegebene Versprechen einzulösen. So lange noch Otto lebte, hatte der Papst nie ernstlich den Kreuzzug gefordert. Er hatte sich mit dem Unternehmen gegen Aegypten begnügt, an dem Friedrich nicht teilnahm. Aber auch dann, als der Papst nach Ottos Tode zu drängen begann, machte er sich dessen Haltung zunutze, um die von seinem Bruder Heinrich zurückgehaltenen Regalien zu gewinnen. Sobald ihm diese im Jahre

Digitized by Google

1219 in Goslar ausgeliefert waren, ließ er auf dem Reichstage zu Frankfurt die „orientalische Heerfahrt“ beschließen. Freilich mußten vorher noch zwei wichtige Fragen gelöst werden: die Kaiserkrönung und die Erbfolge. Wie aber sollten diese geordnet werden, da noch 1216 der König sich verpflichtet hatte, seinen Sohn Heinrich aus der väterlichen Muntschaft zu entlassen und eine selbständige Regierung in Sizilien zu errichten. Und doch hatte er ihn zu seinem Nachfolger im deutschen Reiche wählen lassen, freilich mit der erneuten Festsetzung, daß Deutschland und Sizilien niemals miteinander vereinigt werden sollten. Und in der Tat sind es die geistlichen Fürsten gewesen, die sofort auf Friedrichs Gedanken eingingen und den achtjährigen Heinrich zum deutschen König erwählten. Der Papst war mit Recht mißtrauisch und protestierte gegen diese Schritte des Kaisers, zumal er sich wegen Unterlassung der Meldung gekränkt fühlte, an der freilich Friedrich keine Schuld trug. Er beeilte sich sogar, den Papst durch ein ausführliches Schreiben über die Vorgänge auf dem Frankfurter Fürstentag zu beruhigen. Befand er sich doch in der Tat schon auf dem Wege nach Rom. Und Honorius tat alles, die Fahrt des Kaisers zu beschleunigen. So erging an alle geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands die Mahnung, Leute, Land und Eigen des Königs nicht zu schädigen. Am 3. September hatte Friedrich bereits den Brenner überschritten und nun zog er als König in sein Italien ein.

Doch da kam es noch zu recht langwierigen Verhandlungen mit der Kurie, bei denen die sicilische Frage in den Vordergrund trat. Sie hätte zu schweren Verwicklungen, ja zu schroffem Bruche führen können. Aber die eigentlichen Bedenken des Papstes betrafen die Realunion der beiden Reiche, nicht die Personalunion, die ihm keineswegs mehr als ein so großes Uebel erschien. Und so gelang es Friedrich, durch eine Reihe von Garantien die sicilische Frage aus den Verhandlungen auszuscheiden. Und gegen die Zusage von Verstärkungen für das Kreuzheer erhielt er für seine Jerusalemfahrt erneuten Aufschub. Am 22. November 1220 fand alsdann die feierliche Krönung des Kaisers und seiner Gattin Constanze statt. Auch hierfür hatte man ein neues Rituale ausgearbeitet, das den geistlichen Charakter der Krönung nur allzu sehr betonte. Bezeichnend war eines: die mit feierlicher Umständlichkeit überreichten Abzeichen seiner Würde mußte er während des Krönungsamtes wieder ablegen und dem Papste am Altare wie ein Diakon zur Seite stehen. Erst nachdem er die Kommunion und den Segen empfangen, legte er die Insignien wieder an, um in diesem Schmucke dem Volk von Rom das Schauspiel zu bereiten, wie er dem Papste den Steigbügel hielt und dessen Pferd am Zügel führte. Wenige Tage später nahm er aus den Händen des Kardinals Hugo von Ostia das Kreuz.

Am Tage der Krönung selbst aber hat er das große Krönungsgesetz erlassen, welches seine früheren Erlasse zugunsten der geistlichen Fürsten und gegen die kirchenfeindlichen Bestrebungen der

Digitized by Google

italienischen Städte erneute. Noch mehr. Er verschärfte die bereits gültigen Gesetze gegen die Ketzerei. Er stellte nicht bloß den weltlichen Arm völlig in den Dienst der kirchlichen Strafgewalt, sondern er gestattete ausdrücklich für den Fall, daß die weltliche Hilfe versagte, der Kirche die Selbsthilfe. Somit ward ein gemeinsames Wirken beider Gewalten gegen die Ketzer feierlich proklamiert. Alle Ketzer — und alle Sekten und Schattierungen wurden namentlich aufgeführt — sollten ewiger Infamie und dem Bann, ihre Güter der Konfiskation verfallen. Die gleiche Strafe sollte die bloß Verdächtigen treffen. Die städtischen Obrigkeiten mußten schwören, alle Ketzer aus ihrem Gebiete auszutreiben. Noch mehr. Das Gesetz besagte: „Wenn ein weltlicher Territorialherr trotz Mahnung der Kirche nicht für Reinigung seines Landes von aller ketzerischen Schlechtigkeit sorgt, so solle den Katholiken Selbsthilfe gestattet sein." Gewiß waren diese Bestimmungen nichts schlechthin Neues. Aber es war eine reichsgesetzliche Anerkennung kirchlicher Wünsche, die die Stellung der Kirche in weitestgehender Weise festigte. Es war nicht Schwäche des Kaisers, der ja ein Zusammengehen der beiden höchsten Gewalten für unbedingt notwendig hielt. Aber es müssen diese Zugeständnisse für die Ketzerverfolgung doch auffallen bei der Weltanschauung Friedrichs, die eine kanonische Prüfung wohl kaum vertragen hätte. Genug. Er hat dadurch für sein sicilisches Königreich alle äußeren Schwierigkeiten beseitigt, in das er kurz vor Weihnachten des Jahres 1220 einzog. Er fand es in voller Anarchie. Aber hier bewährte sich sein staatsmännisches Genie. In kurzer Zeit schuf er einen Staat von moderner Bedeutung.

Konflikte mit der Kurie waren dabei unvermeidlich. Klagten doch die Untertanen beim römischen Stuhl über die Bedrückungen des Kaisers, der sich hinwiederum über kirchliche Uebergriffe beschwerte. Allein Honorius blieb auch jetzt willig und gefügig. Sicilien galt ihm ja mit Recht als eine Basis des Kreuzzugs: so sah er dessen Ordnung mit Geduld und selbst mit Befriedigung. Auf dem Tage von Ferentino hat er dem Kaiser die Frist der Kreuzfahrt noch bis zum Jahre 1225 verlängert, trotz der niederschmetternden Kunde von dem Falle Damiettes. Dort in Ferentino ließ sich auch Friedrich von Honorius bewegen, um die Tochter des Königs Johann von Jerusalem zu freien und so die Anwartschaft auf dessen Königreich zu gewinnen, das er sich freilich erst erobern mußte. Indessen verstrich auch dieser letzte Termin, ohne daß Friedrich die Fahrt hätte antreten können. Die Begeisterung war erloschen, nationale Aufgaben hatten in England und Frankreich die Freude an den Jerusalemfahrten verdrängt. So geriet Friedrich in eine böse Lage gegenüber dem drängenden Papste. Durch die weitere Verzögerung des Kreuzzugs erhielten die schwebenden Meinungsverschiedenheiten einen ernsteren Charakter: die Spannung zwischen beiden wuchs in bedenklichem Grade. So hatte Friedrich nicht ohne Grund die sicilischen Prälaten zu sich

Digitized by Google

nach Foggia befohlen, um sie, für den Fall, daß seine Verhandlungen mit dem Papste scheitern sollten, als Unterpfand zu nützen. Erst, da die Frage günstig entschieden war, hat er sie wieder ziehen lassen. Und doch hätte Honorius aus der Wahl von Friedrichs Gesandten erkennen können, wie ernst es ihm mit der Sache war. Es waren der König und der Patriarch von Jerusalem, und überdies Hermann von Salza, der Großmeister des Deutschordens. Sie haben denn auch den Bruch vermieden und den Tag von San Germano herbeiführen helfen, wo Friedrich am 25. Juli 1225 mit feierlichem Eide einen neuen Vertrag beschwor. Kein Zweifel, er wollte den Kreuzzug selbst, der ja für seine Welt- und Mittelmeerpolitik einschneidende Bedeutung hatte. Und wenn er weitgehende Verpflichtungen übernahm, so fiel ihm doch auch die alleinige Führung zu, unabhängig von der Kurie, die sonst immer ihre ehrgeizigen Pläne mit den Unternehmungen im Morgenlande verquickt hatte, freilich meist zum Unheil, wie die Katastrophe von Damiette nur allzu sehr bewies. Dagegen hat Honorius den Lombarden, die sich aufs neue zum Bunde geeinigt, die Pflicht auferlegt, den Kreuzzug des Kaisers zu unterstützen. Und nun schien die Stunde nahe, da Honorius endlich den Wunsch seines Lebens erfüllt sehen sollte, für den er mit so vieler Nachgiebigkeit gearbeitet hatte. Da ist er am 18. März 1227 gestorben. Schon am folgenden Tage ward durch einstimmige Wahl Kardinal Hugo von Ostia auf den Stuhl Petri erhoben. Ein Verwandter Innocenz' III., nannte er sich im Geiste Hildebrands Gregor IX. Er stand bereits an der Grenze des Alters, die die Natur den Menschen gesetzt, aber er war von jugendlicher Leidenschaft und von hoher Tatkraft, die er im Dienste der hierarchischen Ideen ein Leben lang erprobt hatte. In gleichem Sinne griff er auch den Kreuzzugsgedanken auf, dessen Leitung er im Gegensatze zu Honorius wieder für die Kurie in Anspruch nahm.

Bei Strafe des Bannes erging die Aufforderung an die Kreuzfahrer, die gelobte Fahrt anzutreten. Und an Friedrich selbst schrieb er: „Gehorche meinen Bitten und Ermahnungen, damit du niemals dich und mich in jene Zwangslage bringst, aus der ich dich vielleicht nicht befreien kann, auch wenn ich es wollte." Die Warnung wirkte. Der Kaiser rüstete nach Kräften. Und neuer Schwung schien in die müde Bewegung gekommen zu sein. Zahlreich wie nie eilten die Kreuzfahrer über die Alpen. Die Kunde, daß der Kaiser selbst sie führen würde, auch die reichen Geldmittel, mit denen Friedrich nicht gespart, lockten sie in hellen Scharen herbei. Aber da nahte das Verhängnis. Man hatte in San Germano unbedachterweise den Aufbruch für den August festgesetzt. Nun aber tat das Klima Süditaliens seine Wirkung. Eine Seuche brach aus und raffte Tausende dahin. Der Rest stob entsetzt auseinander. Der Kaiser selbst hat dann die Einschiffung der deutschen Ritter persönlich geleitet. Da erfaßte auch ihn, wie den Landgrafen von Thüringen,

Digitized by Google

die unheilvolle Krankheit. Sie schifften sich ein und fuhren nach Otranto, wo der Landgraf am 11. starb. Ein Kriegsrat widerriet dem Kaiser die Weiterfahrt wegen der unermeßlichen Folgen, die sein Tod für das ganze Unternehmen hätte haben müssen. Er übergab den Oberbefehl an den Herzog von Limburg nnd begab sich nach den Bädern von Puzzuoli, um dort Genesung zu finden.

Durch zwei Gesandtschaften hat er dem Papst die Gründe seines Zurückbleibens erläutern lassen, aber dieser hatte bereits am 29. September in Anagni den Bann über den Kaiser ausgesprochen, ohne Rücksicht auf dessen Gesundheit, lediglich auf Grund des Buchstabens jenes unseligen Vertrags. Den Vorwurf der „Simulation" hat er freilich jetzt noch nicht zu erheben gewagt, das ist erst im Jahre 1239 bei der zweiten Bannerklärung geschehen. Aber auch jetzt überhäufte er Friedrich mit einer Fülle von unerwiesenen Anschuldigungen, bei denen er sich durchwegs auf das „man sagt" berief. Es war ein Akt grenzenloser Grausamkeit und unerhörter Ungerechtigkeit. Der persönliche Haß Gregors gegen den Kaiser trat aus seinen Erlassen in unverhüllter, brutaler Weise hervor. Der Eindruck auf die Zeitgenossen war denn auch ein empörender. So sagt der Annalist von Sankt Emeran, der Papst müsse durch den Teufel selbst zu seinem Vorgehen veranlaßt worden sein. Gregor aber blieb allen Vorstellungen gegenüber taub. Es war wohl seine Absicht, durch solche Härte Friedrich zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade zu bewegen. Aber er selbst erschöpfte dadurch nur die Geduld des Kaisers, der nun nach langem Schweigen am 6. Dezember mit seinem Erlaß an alle Fürsten hervortrat. Es gab für den Papst nichts Beschämenderes als diese würdevolle, sachliche Darstellung gegenüber den maßlosen Vorwürfen seiner Encyklika.

Aber Friedrich schien nun gesonnen, den Kampf gegen Rom auf der ganzen Linie aufzunehmen. Er schien durchführen zu wollen, was sein Großvater versäumt: die Ideen eines Arnold von Brescia aufs neue zu wecken und alle Kräfte des Widerstandes aufzurufen. In diesem Sinne schrieb er an den König von England, die Kurie sei die Wurzel alles Uebels, nicht die Mutter, nein, die Stiefmutter der Christenheit. Und dann heißt es in dem Schreiben weiter: „In Armut und Einfachheit war die ursprüngliche Kirche gegründet, die so viele Heilige hervorbrachte." „Jetzt aber, da die Kirche auf Reichtümern umherschifft, im Reichtum sich wälzt, auf Reichtümer baut, ist zu befürchten, daß die Mauer der Kirche zerbrochen werde und ein schmählicher Sturz erfolge." Es schien, als wollte der Kaiser den Kampf gegen Rom endlich auf das Gebiet tragen, auf dem einzig er sieghaft zu Ende gefochten werden konnte. Aber ihn drängten andere Fragen. Zunächst lag ihm alles an der Ausführung des Kreuzzugs. Damit hoffte er die Anschuldigungen des Papstes am besten und einfachsten zurückzuweisen. Aber dadurch reizte er den zornigen Pontifex nur noch mehr. Wenigstens nahmen dessen Erlasse

Digitized by Google

einen immer heftigeren Ton an, nicht zu seinem Vorteil. Denn er weckte damit nur eine starke Verstimmung in den weltlichen Kreisen nicht minder wie in den geistlichen. Am meisten regte sich der Groll in Rom selbst. Gregor hatte am Gründonnerstag die Exkommunikation gegen Friedrich erneuert. Da zwang ihn das erregte Volk, St. Peter und die transtibertinische Stadt und alsbald Rom selbst zu verlassen. Und er konnte später erkennen, daß er durch seine ungerechte Halsstarrigkeit dem Unternehmen selbst auf das schwerste geschadet hat. Denn jetzt nach dem Tode des Sultans von Damaskus, El-Mohaddem, wäre die Wiederherstellung des Königreichs Jerusalem möglich gewesen, zumal es der Kaiser recht wohl verstand, auch mit friedlichen Verhandlungen im Orient zu wirken.

Friedrich indessen schritt mutig vorwärts und trat am 28. Juni die Fahrt nach dem heiligen Lande an. Spielend überwand er die Schwierigkeiten, die ihm aus dem Banne erwuchsen. Gegen die Treulosigkeiten der Templer und der Johanniter schützten ihn die Ritter des deutschen Ordens und die Moslim selbst. Der Freund und Vater seiner Sarazenen gewann auf friedliche Weise einen Küstenstrich mit Jerusalem, Nazareth und Bethlehem. Und der gebannte Kaiser setzte sich am 12. Februar 1229 in der Kirche des heiligen Grabes unter dem Jubel seiner Deutschen die Krone selbst aufs Haupt. Dann ist er heimgekehrt, um den Kampf gegen den Papst mit voller Kraft aufzunehmen. Denn dieser hatte inzwischen den Bund mit den Lombarden geschlossen und war zum Angriff gegen Neapel vorgegangen. Rasch, wie er heimgekehrt, traf Friedrich seine Rüstungen. Vor seinem Nahen zog sich das päpstliche Heer unter dem Kardinal Pelagius zurück. Keine einzige größere kriegerische Entscheidung, und doch eine zerschmetternde Niederlage des Papstes! Die Lombarden ließen ihn in Stich, in Deutschland wurden seine Versuche, die Nation zum Treuverrat aufzureizen, verachtungsvoll zurückgewiesen. Ueberall fand er taube Ohren und verschlossene Türen. Und Friedrich stand an der Grenze des Kirchenstaates! Aber auch jetzt verlor er die weise Mäßigung nicht. Vielleicht ist er darin zu weit gegangen. Denn nachdem der Papst endlich seinen Starrsinn aufgab und Verhandlungen „gestattete", sehen wir, wie Friedrich tatsächlich Schritt für Schritt zurückweicht, Gregor hingegen seine Forderungen fortwährend steigert. Es war ein Akt der Klugheit, daß er die schärfste Waffe, die Exkommunikation erst nach Abschluß der Verhandlungen aus der Hand gab — nach vollen zehn Monaten. Er selbst aber hatte alle seine Forderungen durchgesetzt. Bezeichnend für die Haltung des Papstes war die Sendung des Kardinals Thomas von Capua als Unterhändler zum Kaiser. Er hatte damit den friedliebendsten aller Kardinäle von den Beratungen des Kollegiums ausgeschlossen und somit für seine kriegerischen Pläne völlig freie Hand gewonnen. Ich übergehe den Lauf der langwierigen Verhandlungen, deren Endziel jener Friede von San Germano (August 1230) gewesen ist.

Digitized by Google

Der Sieger gab hier fast in allem dem Besiegten nach. Er bedeutete die Rückkehr des Kaisers zum vollen Gehorsam gegen die Kirche. Aber gesiegt hatte er doch. Seines Kreuzzugsversprechens war er ledig und auch die Versöhnung mit der Kurie hatte er erreicht. In Anagni trafen die beiden Gegner zusammen und feierten in des Papstes Vaterhaus mit dem treuen Hermann von Salza das Versöhnungsmahl. In feierlichen Rundschreiben ließ der Papst den Frieden verkünden, der „Schüler Mohammeds", der „Verbrecher Friedrich" war wieder der treue Sohn der Kirche. Der Kaiser aber wußte wohl, warum er dies getan. Er hatte sich mit der Kurie versöhnt, weil er sie gegen seine übrigen Feinde brauchte; in Verbindung mit ihr wollte er dieser Herr werden. Und er hat die Zeit des Friedens in geradezu glänzender Weise genutzt. In Deutschland lächelte ihm wie in Sicilien das Glück: der letzte Streich sollte den lombardischen Rebellen gelten. Er denkt und regiert im großen Stile. Denn das Reich ist, wie er sagte, dazu da, den Frieden der Völker zu erhalten und die Kirche vor dem Unglauben der Häretiker zu bewahren. Und er hat gerade in letzterer Beziehung der Kirche Dienste ohne Zahl geleistet. Welch' ein seltsames Verhältnis zwischen beiden Gewalten. Sie können sich nicht genug tun in der Betonung des Zusammengehens der „beiden Schwerter", des geistlichen und des weltlichen. So schreibt Friedrich einmal an Gregor: „Wir beide, die eines genannt werden und sicher dasselbe fühlen, wir wollen einmütig für das Heil des gemeinen Glaubens sorgen. Laß uns die unterdrückte Freiheit der Kirche retten und, indem wir die Rechte der Kirche wie des Kaisertums herstellen, die uns anvertrauten Schwerter gegen die Bekämpfer des Glaubens und die Rebellen des Reichs schärfen." Und doch gegenseitiges Mißtrauen: jeder bedurfte des anderen und keiner wollte dem anderen beispringen. Gregor fürchtete Friedrichs Erstarken, wenn er die Sorge um die Lombardei ledig war. So verzögerte er die Entscheidung. Und Friedrich ließ Gregor in der schweren Lage, in welche die rebellischen Römer ihn gebracht, weil er hoffte, er werde so den Schiedsspruch des Papstes beschleunigen. Aber Gregor hatte doch noch andere Waffen als der Kaiser. Eben setzte in Oberitalien um das Frühjahr 1233 jene eigenartige religiöse Bewegung ein, die den Namen des „großen Halleluja" erhalten hat. An allen Orten erstanden begeisterte Bußprediger und brachten das Volk in jene gehobene religiöse Stimmung, in der es zu allem fähig ist. Sofort nutzte Gregor dieselbe für seine politischen Interessen. Vor allem gewann er Fühlung mit dem Hauptprediger Thomas von Vicenza, der den größten Einfluß auf die niederen Volksmassen besaß, und durch diesen gab er der religiösen Bewegung die politische Wendung: in Apulien brach der Aufstand gegen Friedrich los; in der Lombardei, in Treviso nahmen die Dinge eine ähnliche Richtung. Und zu alldem erfolgte jetzt der Schiedsspruch Gregors in der lombardischen Frage: natürlich zu Ungunsten des Kaisers.

Digitized by Google

Friedrich schrieb damals mit Recht nach Rom: „wenn dergleichen bekannt werde, so würden sich in Zukunft Könige und Kaiser nicht so leicht dem Schiedsspruche der Kurie unterwerfen.“ Und doch die Waffe, die Gregor gegen Friedrich gebraucht, sie wandte sich gegen ihn selbst. Das „große Halleluja“ nahm durch den Uebermut seiner Urheber ein klägliches Ende. Und damit gewann die kaiserliche Partei wieder die Oberhand. Denn Gregor bedurfte Friedrichs aufs neue gegen seine „getreuen“ Römer. Aber freilich auch dieser konnte der Hülfe des Papstes nicht entraten. So führten die Interessen die beiden noch einmal zusammen. Ihre Begegnung war eine äußerst herzliche. In Deutschland selbst ist diese Freundschaft mit einem namenlos furchtbaren Ketzerbrand gefeiert worden. Religiöser Wahnsinn, gemeine Habgier verbanden sich zu einem Frevelwerke sondergleichen, zu dem die Kurie wie die weltliche Behörde nicht bloß ihre Sanktion gegeben, sondern auch in wahnwitziger Weise noch mehr angestachelt. Das Amt der Ketzerrichter lag in den Händen der ungeeignetsten Leute, die freilich in der Persönlichkeit jenes grausamen Konrad von Marburg einen hervorragenden Führer fanden. Eine Empörung erfaßte den deutschen Klerus, der zu solchem Henkerswerke hilfreich die Hände bieten sollte. Niemand war mehr sicher vor den düsteren Mächten. Nicht genug. Gegen die wackeren „Stedinger“, die braven ehrlichen Bauern in den Marschen, ließ Gregor das Kreuz predigen, und an die Spitze dieses „Kreuzheeres“ traten die Erzbischöfe von Hildesheim und Bremen. So wurde denn am 2. Juni 1234 bei Oldenesch mit einer Uebermacht von 40,000 Mann der „Ketzermord“ vollführt. Denn etwas anderes war diese Schlacht nicht. Der Kampfruf der Tapferen, ihr „Eala frea fresena“ verhallte, aber ihr tapferes Ringen wird unvergessen sein, wie ihr ruhmvolles Untergehen. Und doch hatten diese Ketzerverfolgungen auch einen Schatten in des Kaisers Leben selbst geworfen und zu der Verschärfung des Gegensatzes zu seinem Sohn König Heinrich VII. wesentlich beigetragen. Und vor allem mit Hilfe des Papstes hatte Friedrich den Aufstand niedergeschlagen. Um so weniger war Gregor gewillt, dem Kaiser die gleiche Hilfe den Lombarden gegenüber zu leisten, obwohl auch diese jenen gefährlichen Aufstand Heinrichs unterstützt hatten. Und Friedrich schien allein den gewaltigen Feind bestehen zu können. Sein Sieg von Cortenuova (27. November 1237) war ein vollständiger, in gewissem Sinne die Sühne für Legnano.

Aber er hat den Sieg wohl zu erfechten, aber nicht zu benutzen verstanden. Im Rausche des Sieges verlor er die kühle Besonnenheit und gab sich Blößen, die Gregor sofort ersah. Jener hatte den erbeuteten Fahnenwagen der Lombarden den Römern gesendet, die ihn auf dem Kapitol aufstellten. Gregor war bei diesem Anblick bis zum Tode erschrocken. Aber nun unterließ es der Kaiser, die weitgehenden Anerbietungen der Mailänder anzunehmen. Hätte er es getan, dann war die lombardische Frage ohne Zutun der

Digitized by Google

Kurie gelöst und zugleich das Uebergewicht über dieselbe, die, zum Aeußersten entschlossen, alle Momente gegen den Kaiser nützte, gewonnen. Im November 1238 trat Gregor mit Genua und Venedig in ein enges Bündnis gegen Friedrich. Und am Gründonnerstag 1239 erfolgte dessen feierliche Exkommunikation. Nun sollte in der Tat der Kampf zur vollen Schärfe sich entwickeln. Aber schon die Verhängung des Bannes machte den Eindruck des Ueberhasteten. Gregor hatte eine angekündigte kaiserliche Gesandtschaft nicht mehr abgewartet, weil er eine Versöhnung nicht mehr wollte, ja direkt fürchtete. Es ist nicht anders. Der Bann war ein Kampfmittel für die Lombarden nicht minder wie für alle Empörer, die sich unter dem Banner der Kirche gegen den Kaiser zusammenscharen konnten. Und diesem Bunde der Felonen gab Gregor noch eine besondere Weihe, indem er ausdrücklich auf die Ketzerei des Kaisers hinwies, der „über die katholische Kirche nicht rechtgläubig denke".

Aber Friedrich erwiderte sofort den Schlag. In einem feierlichen Manifeste von schärfster Tonart wandte er sich an die ganze christliche Welt und entrollte ein Bild von der päpstlichen Politik, wie es wahrer nicht gezeichnet werden konnte. Er riß den Schleier hinweg von den geheimsten Ideen des Papstes und zeigte als Mittelpunkt von dessen weltlichen und kirchlichen Schritten: die lombardische Frage. Er sprach es offen aus, daß der Bannstrahl nicht erfolgt sei aus kirchlich-religiösen Gründen, sondern nur, um die Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt unmöglich zu machen. Und so appellierte er an ein nicht von dem Papste, sondern von den Kardinälen zu berufendes Konzil. Vor diesem wollte er Gregor Antwort geben. Dieser erkannte die Bedeutung des kaiserlichen Erlasses und erhob nun in einem neuen Breve die schwersten Vorwürfe gegen Friedrichs Rechtgläubigkeit: Er sei das aus dem Meere aufgestiegene apokalyptische Tier mit den Bärenfüßen und dem Löwenmaule, wie ein Panther geartet, der den Rachen öffne zur Schmähung des göttlichen Namens; denn er habe Jesus Moses und Mohammed Betrüger genannt, die Geburt des Heilands von einer Jungfrau für eine Torheit erklärt; er habe zu sagen gewagt, „der Mensch dürfe nichts glauben, als was er durch die Kraft und Art der Natur beweisen könnte". Es war klar, worauf diese Anschuldigungen abzielten. Sie fielen wie ein zündender Funke in die erregte öffentliche Meinung: dem Kaiser konnte daraus Abfall und Ketzertod erblühen. Er erkannte das recht wohl. So gab er die feierliche Versicherung, daß Worte dieser Art nie über seine Lippen gekommen. Und in einer Art von Glaubensbekenntnis über den Sohn Gottes erklärte er: Moses sei der Vertreter und Freund Gottes; von Mohammed aber sagte er mit dem Danteschen Bilde: „sein Leib schwebe in der Luft, von Teufeln zerrissen". So trafen denn die beiden Gewalten mit äußerster Heftigkeit, mit wildestem Hasse aufeinander. Das Schwert fuhr aus der Scheide und des Kaisers Sache siegte in Oberitalien und Toscana, seine Truppen

Digitized by Google

drangen in den Kirchenstaat vor. Bis vor die Mauern Roms streiften sie. Friedrich war daran, alle Reichslehen vom Papste zurückzufordern und die Römer suchte er mit kühnen Verheißungen und mit der Mahnung an ihre „Roma aeterna“ auf seine Seite zu locken. Aber wie er die weltlichen, so weckte Gregor die religiösen Instinkte. Und die waren die stärkeren. Sein Ablaß lockte mehr als der Ruhm der ewigen Stadt. Anders in Deutschland. Wo eben noch die Scheiterhaufen gelodert auf des Kaisers Geheiß, da hielten Fürsten und Bischöfe Treue bis zum äußersten und nur bei dem Wittelsbacher Otto II. fand der Legat, Albert von Böheim, Schutz. Doch wäre der Unselige geblieben, so hätte er einen allgemeinen Abfall von Rom heraufbeschworen.

Der Papst aber rief gewissermaßen die ganze christliche Welt gegen den Kaiser zu Heer. Er schrieb ein allgemeines Konzil aus. Aber des Kaisers Arm hielt die Bischöfe fern zu Land und zu See. Die Straßen waren gesperrt, die genuesische Flotte, die die Väter des Konzils nach Rom führen sollte, fiel in seine Hände. Sie saßen als seine Gefangenen in Neapel. Er lachte der Beschwerden des französischen Königs. „Der Kaiser,“ so tat er ihm zu wissen, „sei unter den Fürsten das gleiche, was der Löwe im Tierreich.“ Er führte den Kampf in aller Namen und pochte auf sein Schwert und auf sein Glück, das ihm im Streite gegen die geistliche Gewalt bisher beigestanden. „Durch Gottes Vorsehung leben und regieren wir.“ Und schon lag seine Flotte vor Genua, während er selbst mit seinem Heere den Papst in den Mauern Roms umschlossen hielt. Die Ghibellinen hatten sein Banner erkoren: das Reich gegen das Papsttum. Schon konnte man wähnen, daß er den Fuß setze auf den Nacken des greisen Gegners. Da ist der Hunderjährige gestorben. In seinem Stolz und Starrsinn ist er dahingegangen. Denn Friedrich hatte ihm inmitten der kriegerischen Aktionen seinen Schwager, Richard von Cornwallis, der bei seiner Rückkehr vom heiligen Lande Sicilien berührt, als Vermittler mit unbeschränkter Vollmacht gesendet. Der Sterbende hat ihn abgewiesen. So war denn Friedrich des gewaltigen Gegners ledig. Es kam darauf an, ob dieser einen ebenso energischen Nachfolger finden würde. Erst nach zwei Monaten ward der Bischof Guifred von Sabina gewählt. Aber dieser — er nannte sich Cölestin IV. — starb schon nach 18 Tagen und nun blieb der päpstliche Stuhl mehr als $1\frac{1}{2}$ Jahre unbesetzt.

Indessen begann in Deutschland doch der von Gregor gesäte Same der Zwietracht aufzugehen. Kaum war die ungeheure Mongolengefahr glücklich beseitigt, da regte sich unter den deutschen Fürsten der Abfall. Erzbischof Konrad von Köln trat nach der Exkommunikation des Kaisers heimlich auf die Seite des Papstes und sein Beispiel fand Anklang. Gewann doch dieser Konrad von Hochstaden auch den Reichsverweser Siegfried von Mainz für seine Idee. Es mag wohl der Eindruck dabei mitgewirkt haben, den Friedrichs Vorgehen gegen die Väter des Konzils gemacht hatte.

Digitized by Google

Und vor allem — er hatte bei der Abwehr der Mongolen gefehlt. Das rechneten ihm seine Deutschen sehr schlimm an.

So begann sich allenthalben am Rhein der Abfall zu regen. Aber die Städte hielten sich diesen verräterischen Umtrieben fern, die zunächst auch im übrigen Deutschland wenig Anklang fanden. Auch Otto von Bayern hatte, nachdem er seinen bösen Geist, Albert von Passau, entfernt, den Weg zu seinem Kaiser zurückgefunden. Man hat nun wohl behauptet, Friedrich hätte die Papstwahl absichtlich verzögert. Wer hätte ihm das in seiner Lage verübeln können? Aber das hat er nicht getan, sondern er war sogar vor der Wahl Cölestins aus der Umgegend Roms zurückgewichen, um die Freiheit der Wahl nicht zu hemmen. Freilich hat das Kardinalskollegium nicht gewagt, zu einer Wahl zu schreiten, solange er noch die seit der Seeschlacht von Pisa gefangenen Prälaten in Haft hielt. Doch hat Friedrich den zögernden Kardinälen nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß sie deshalb nicht einig würden, weil jeder nach der Tiara lüstern sei. Daß ihm diese lange Sedisvakanz nicht unwillkommen, war begreiflich. Aber so gut er diese papstlose Zeit zu nützen wußte, so groß waren die Gefahren, die sich daraus ergaben. In den übrigen Reichen begann es zu gären. Vor allem in Frankreich fürchtete man, Friedrich wolle auf diese Weise die höchste kirchliche mit der höchsten weltlichen Macht in seiner Hand vereinigen. Der französische König sprach es offen aus: er wisse nicht, „mit welchem Namen er einen solchen benennen solle, der zugleich König und Priester zu sein fordere". Und die französischen Prälaten drohten, kraft eines alten Privilegs, sich ein eigenes Oberhaupt zu wählen. So wurde denn am 25. Juni 1243 zu Anagni Sinibald Fiesko, Graf von Lavagna, erwählt. Er nannte sich Innocenz IV. Er sollte nach der Absicht der Wähler der Träger einer versöhnlichen Politik sein und Friedrich hat, wie er selbst sagt, mit allen Kräften für seine Wahl gewirkt: „Ein wahrer Freund sei ihm jetzt zum neuen Vater gewählt worden." Es war eine arge Täuschung. Man muß sagen, Innocenz mußte, wenn er seiner Stellung als Papst gerecht werden wollte, die bestehenden Verhältnisse durchbrechen. Die kaiserlichen Annäherungsversuche wies er denn auch mit der Schärfe Gregors IX. zurück. Und doch lagen die eigentlichen Differenzpunkte nicht auf kirchlichem, sondern auf weltlichem Gebiete. Der Papst mußte auf die Herstellung des Kirchenstaates bedacht sein, Friedrich mußte vor allem das Hineinziehen der lombardischen Frage in den Konflikt zu verhindern suchen. Und darin ließ auch Innocenz nicht nach. Um ihretwillen brach er die aufs neue eingeleiteten Unterhandlungen mit dem Kaiser ab. Bezeichnend war der noch während der Friedensverhandlung von der päpstlichen Partei in Viterbo geübte Vertragsbruch, der diese Lieblingsstadt des Kaisers wieder in den Besitz der Kurie brachte. Und doch bot Friedrich immer wieder die Hand zur Versöhnung. Unter dem Eindruck der mongolischen Gefahr und unter Einwirkung

Digitized by Google

der Fürsten des Ostens war ein Frieden zustande gekommen, der am 31. März in Rom in Gegenwart des Kaisers von Byzanz verkündet wurde. Es war eine Basis gewonnen, auf der nun der Kaiser mit redlichem Bemühen einen vollen, dauernden Ausgleich erzielen wollte. Wir können seine weiteren Verhandlungen ziemlich genau nachprüfen und sie lassen durchwegs die redlichste Friedensabsicht erkennen. Ja er ist vielleicht weiter gegangen, als es sich mit seiner Würde vertrug und mit seinem Stolze. Anders der Papst. Er führte diese Verhandlungen nur noch zum Schein. Sein Plan war längst gefaßt — die Flucht. Da der Kaiser sich ihm nicht auf Gnade und Ungnade unterwarf, wollte er sich allen weiteren Verhandlungen entziehen, die Freiheit gewinnen, um den verhaßten Gegner mit vernichtendem Schlage treffen zu können. Nachdem er glücklich nach Civita Vecchia entronnen, schiffte er sich auf der genuesischen Flotte ein. So groß der Jubel der Genuesen war, der Papst fühlte sich auch hier nicht sicher und so zog er, auf beschwerlicher Fahrt, tief leidend, dem Tode nahe, über die Alpen nach Lyon. Und nun war er frei. Am dritten Weihnachtsfeiertage kündete er ein allgemeines Konzil an, zu dem die feierliche Ladung an alle Könige, Fürsten und Prälaten erging: vor ihnen sollte sich der „Fürst" Friedrich verantworten. Innocenz war blind für all die Not, die über den gesamten Reichen der Christenheit lastete: in einem Augenblick, da höchste Gefahr höchste Einheit bedingt hätte, trieb er den Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum zum äußersten. Er ging ins Maßlose. Auch die letzten Versuche Friedrichs scheiterten an der Absicht des Papstes, ihn zu vernichten. Da war auch Friedrichs Geduld erschöpft. Er kümmerte sich um das Konzil nicht weiter, zu dem er seinen Vertrauten Thaddeus von Suessa als Bevollmächtigten abordnete: dieser hatte Vollmacht zu Friedensverhandlungen, aber auch den Auftrag, gegen die bevorstehende Verurteilung an Gott, an den zukünftigen Papst nnd ein wirklich allgemeines Konzil, sowie an alle Fürsten Deutschlands und des Erdkreises zu appellieren. Er selbst aber hielt in voller kaiserlicher Herrlichkeit zu Verona einen Fürstentag ab, der als ein glänzender Protest gegen das Konzil von Lyon gelten konnte. Nie ist ein Konzil mit solcher Preisgebung aller geistlichen Würde berufen worden. In wilden Flugschriften ward sein Zweck enthüllt: „Der Fürst der Tyrannei, der Zerstörer des kirchlichen Dogmas und des Kultus, der Verkehrer des Glaubens, der Meister der Grausamkeit, der Umstürzer des Jahrhunderts, der Vernichter des Erdkreises und Hammer der ganzen Erde" — Friedrich II. sollte abgesetzt, vernichtet werden. Vor allem wurde er „urbi et orbi" als der große Ketzer verkündet. Waren doch schon längst Dominikaner und Franziskaner an der Arbeit, die öffentliche Meinung gegen den „ungläubigen" Kaiser zu erregen. Und dies alles, um zu verhüllen, was der Endzweck des ganzen Konzils war: das elende Stück Land, das man Kirchenstaat benannte.

Digitized by Google

Das Konzil ward eröffnet. Der deutsche Episkopat fehlte: er hatte mit geringen Ausnahmen nicht den Mut, offen für seinen Kaiser einzutreten; freilich, auch an der Verurteilung wollte er kein Teil haben. Auch sonst war es keineswegs so stark besucht wie das Laterankonzil. Es war die Papstpartei, die sich zusammengefunden, und doch fehlte es nicht an Widerspruch gegen die Anklagen des Papstes. So mahnte vor allem der Patriarch von Aquileja an Pflicht und Mäßigung. Unter der steten Sorge, es könnte Friedrich gelingen, das Konzil zu sprengen, erfolgte am 17. Juli die feierliche Verkündung des Urteils. Vergebens drängte Thaddeus um Aufschub, vergebens schlossen sich ihm die englischen und französischen Gesandten, sowie die übrigen Vertreter weltlicher Fürsten an, vergebens traten Kaiser Balduin und Graf Raimund von Toulouse für ihn ein. So blieb denn Thaddeus nichts übrig, als sich des kaiserlichen Auftrags zu entledigen. Er tat es mit hoher sittlicher Würde und protestierte gegen die Verurteilung des Kaisers durch seinen Feind, erklärte die Verurteilung für null und nichtig und appellierte an ein „wahrhaft allgemeines Konzil". Vergebens. Das Urteil wurde verlesen und gefällt: es war eine Anhäufung unerwiesener und lügenhafter Beschuldigungen, die in den vier Verbrechen gipfelten: „mehrfacher Meineid durch Bruch des mit der Kirche geschlossenen Friedens, Sakrileg durch die Gefangennahme der Prälaten, offenbare Ketzerei und Felonie in seinen sizilischen Lehenspflichten." So sei er aller Ehren und Würden verlustig; alle des Treueides entbunden; den Gehorsamen treffe der Bann! Die Fürsten des Reiches aber wurden aufgefordert, einen neuen Fürsten zu wählen. Feierlich wurden die Kerzen und Fackeln gelöscht: die kanonische Sentenz bestand zu Recht. Sie war eine Kriegserklärung auf Leben und Tod. Und Friedrich nahm sie an. In Turin erhielt er die Nachricht von der wahnwitzigen Sentenz von Lyon. Er ließ sich seine Krone bringen und setzte sie sich mit leidenschaftlicher Emphase aufs Haupt: „noch habe er sie und er wolle sehen, wer sie ihm nehmen werde." Er war in der Tat in diesem Augenblick schon der Vertreter des modernen Fürstentums und der von der Religion unabhängigen Staatsgewalt. Er blieb auch die Antwort nicht schuldig und widerlegte die Anklage Punkt für Punkt. Der Geist der neuen Zeit aber weht aus den Worten: „daß der über einen römischen Kaiser gefällte Urteilsspruch lächerlich, da der Kaiser als solcher in weltlichen Dingen doch über alle Gesetze und Strafen erhaben und nur Gott verantwortlich sei. Die Kirche aber überschreite mit diesem anmaßenden Eingreifen in die Angelegenheiten der weltlichen Staaten die Grenzen ihrer Gewalt und vernachlässige dadurch ihre geistlichen Aufgaben. Sie zu diesen durch eine durchgreifende kirchliche Reform wieder hinzulenken, die Kleriker auf das apostolische Leben der ursprünglichen Kirche zurückzuführen, das sei nicht bloß sein Recht, sondern seine kaiserliche Pflicht."

Digitized by Google

Aber zunächst kam es darauf an, ob es Friedrich gelang, seine Stellung im vollen Maße zu behaupten. Es war wiederum der Kampf um die Macht. Der Papst sah recht wohl, daß er den Hebel zunächst in Deutschland ansetzen mußte. Die Opposition mußte verstärkt werden, durch die Anwesenheit eines Legaten Rückhalt gewinnen. In Philipp von Ferrara entsandte Innocenz die richtige Persönlichkeit. Schon im September 1245 ist er in voller Tätigkeit. Ein ganzes System von Bestechungen wurde eingerichtet. Reiche Geldmittel standen zur Verfügung. Dazu kam die aufreizende Tätigkeit der Franziskaner und Dominikaner, die nun statt gegen die Mohammedaner das Kreuz gegen Kaiser Friedrich predigten. Es war Stil in der ganzen Bewegung. Selten hat der Haß in so weitgedehnter Organisation gewirkt. König Konrad hatte einen schweren Stand. Auch sein Thron sollte zertrümmert werden. Der Papst erteilte den wahlberechtigten Fürsten unter dem 21. April 1246 den Befehl, den Landgrafen Heinrich von Thüringen zu wählen. Und in der Tat brachte der Legat zu Veitshöchheim die Wahl zustande. Etwas anderes als eine Steigerung der Anarchie im Reiche ward dadurch nicht erreicht. Hier konnte selbst das päpstliche Geld keine bedeutenden Erfolge erzielen. Der „Rex clericorum" — der „Pfaffenkönig", wie schon die Zeitgenossen ihn nannten — errang wohl einen momentanen Erfolg über Konrad und hat ihn auf dem Reichstag von Frankfurt seines Herzogtums Schwaben für verlustig erklärt. Dafür trat Otto von Bayern trotz Bann und Interdikt auf die staufische Seite. Und Heinrichs Ausgang war ein kläglicher. Da er sich endlich angeschickt, nach Schwaben vorzudringen, hatte er vor Ulm einen schweren Mißerfolg, der ihn zu schleunigem Rückzug veranlaßte. Und schon am 16. Februar 1247 hat der Tod seinem Scheinkönigtum ein Ende bereitet. Der päpstliche Angriff auf die staufische Stellung in Deutschland war zunächst gescheitert.

Schwerer war das Ringen des Kaisers in Italien. Auch hier unterwühlten die Bettelorden den Boden. Sie drangen sozusagen in alle Adern der Gesellschaft und regten das religiöse Empfinden gegen den Kaiser auf. Ihr Weizen blühte. So organisierte sich in der nächsten Umgebung Friedrichs eine Verschwörung, die auf seine Ermordung abzielte. Der Anstifter des Attentats, das im März 1246 noch rechtzeitig entdeckt wurde, war Bernhard Rolandi Rubei, der Schwager des Papstes. Die Rollen waren bereits verteilt. Pandulf von Fasanella und Jakob von Morra sollten den Mordstreich führen, die übrigen waren im Königreich verteilt, um nach der Ermordung sofort die nötigen Maßregeln zu treffen. Es war der Graf von Caserta, der Schwiegersohn des Kaisers, dem es gelang, die beiden Mörder zu entlarven. Sie entwichen nach Rom. Die übrigen wurden in den Burgen Scala und Caponia eingeschlossen und entgingen furchtbarer Sühne nicht. Aber Pandulf und sein Genosse Jakob von Morra erfreuten sich der päpstlichen Gunst. Hatten sie doch mit dem Papste in engster Korrespondenz

Digitized by Google

gestanden, der ihr Mordwerk in seinen Briefen als eine Gott wohlgefällige Tat bezeichnete. Und die Geretteten beglückwünschte der Pontifex Maximus mit dem schönen Bibelworte: „Der Herr hat sein Angesicht über euch leuchten lassen" und „wir danken der göttlichen Milde, daß sie euch der Hand des Pharao entrissen hat." So konnte Friedrich mit Recht den Papst selbst als den Anstifter der Verschwörung brandmarken. Auch dieser Versuch war gescheitert, Sicilien blieb ruhig und Friedrich hatte eine Reihe von Fortschritten zu verzeichnen. Gegen Ausgang des Jahres 1246 war seine Stellung in Italien gefestigter denn je. Schon dachte er an die Rückkehr nach Deutschland.

Hier gelang dem Papste in der Tat ein neuer Schlag gegen das staufische Haus. Am 3. Oktober 1247 wurde zu Worringen bei Köln ganz ähnlich wie Heinrich Raspe Wilhelm von Holland „nach des Papstes Gebote", wie die Chronik sagt, zum deutschen König gewählt. Auch er ein „Pfaffenkönig", den indessen der deutsche Episkopat keineswegs in seiner Gesamtheit anerkannte. So wurde durch dieses neue Meisterstück päpstlicher Politik nur die Anarchie im Reiche gemehrt. In Italien hatte sich das Glück gewendet: dort war im Juni 1247 einer der kaiserlichen Hauptstützpunkte, Parma, in die Hände der Päpstlichen gefallen. Der Kaiser kam selbst, um von seiner neugegründeten Stadt Vittoria aus Parma zu bezwingen. Aber er wurde geschlagen und mußte sich nach Cremona retten. Zwar wurde wenige Tage später die Niederlage wieder wett gemacht, weitere Vorteile wie die Eroberung Vercellis erreicht. Auch eine neue, nach des Kaisers Ansicht gleichfalls durch den Papst angezettelte Verschwörung, in die sein Leibarzt und sein Kanzler Petrus de Vinca verwickelt waren, wurde entdeckt. Aufs Neue trat er dem Gedanken näher, nach Deutschland zu ziehen, da traf ihn die niederschmetternde Nachricht von dem Siege der Bolognesen und der Gefangennahme seines Sohnes, König Enzio. Vergeblich waren alle Bemühungen, den Liebling zu befreien. Enzio „mit den Ringelhaaren" ist im Kerker nach 23jähriger Haft gestorben.

Freilich auch jetzt gewannen die Päpstlichen kaum einen Fuß breit Erde. Im Norden blieb Savoyen treu und wirkte Ezzelin für den Kaiser. Und während Enzios Nachfolger Uberto Pallavicini auf der Stätte von Vittoria den Päpstlichen eine Niederlage beibrachte, bei der sie 2000 Mann verloren, besiegte die kaiserliche Flotte bei Savona die Genuesen. Allenthalben machte Friedrichs Sache Fortschritte. Und nicht bloß mit den Waffen. Auch die allgemeine Stimmung schlug um. In der Lombardei wie in Frankreich. Innocenz hatte den Bogen zu straff gespannt und so sah man in ihm den Friedensstörer. Der Mißerfolg Ludwigs IX. im Orient wurde dem Papste zur Last gelegt. Schon fühlte sich dieser in Lyon nicht mehr sicher und zog sich nach Bordeaux zurück.

Mit kühnen Plänen und froher Hoffnung voll sah der Kaiser in die Zukunft. Da ist er am 13. Dezember 1250 zu Fiorentino

Digitized by Google

an Dysenterie gestorben. Der Papst jauchzte auf bei der Kunde von dem Heimgang des „Antichrist“; er beglückwünschte die Großen Siziliens zu dem Tode des „Verfolgers“. Und der „furchtbare Ketzer“ blieb er für ihn und seine Genossen auch nach dem Tode. Aber der Größe seiner Persönlichkeit konnten sich auch die Feinde nicht verschließen. Und der im Leben dem deutschen Volke so fern bleiben mußte, er blieb ihnen doch der eigentliche Repräsentant der kaiserlichen Größe. In den schwersten Zeiten deutscher Entwicklung hat sich die Sage von seinem Wiederkommen ausgebildet; als der Retter des Reiches, der Heil und Ordnung bringen werde, erschien ihm der Kaiser, der den Kampf gegen das Papsttum bis zum letzten Atemzuge geführt hatte.

Nun litt es Innocenz nicht länger auf fremdem Boden. Von Rom aus sollten die letzten Schläge gegen das staufische Königtum geschehen. In Lyon empfing er die Huldigung „seines Pfänzleins“, Wilhelm von Holland, der ihm dort „nach alter Sitte der Könige“, den Steigbügel hielt. Von dort aus erfolgte die Bannung Konrads IV. Vergeblich. Sowohl in Deutschland wie in Sizilien, wo Manfred sie verfocht, hielt sich die staufische Sache. Hier wie dort wurde der Aufstand niedergehalten. Inzwischen war Innocenz nach Italien heimgekehrt. Der Empfang war ein enthusiastischer, seine Reise ein ununterbrochener Triumphzug. Konrad erkannte, daß auch jetzt die Entscheidung in Italien fallen mußte. Hier war der Angelpunkt seiner Herrschaft. Auf dem Seewege erreichte er sein Erbreich Sizilien, das ihm Manfred gehütet hatte, freilich nicht ohne selbstische Absichten. Sein Kommen schien vom Glück begünstigt und die Sache der Ghibellinen machte solche Fortschritte, daß auch die Kurie die angeknüpften Verhandlungen ernster nahm. War doch 1253 das ganze Königreich Sizilien in Konrads Händen. Aber wirklicher Ernst war es auch jetzt dem Papste nicht mit dem Frieden. Unter keinen Umständen wollte er die erneute Vereinigung des Kaiserreichs mit Sizilien dulden. Er sah aber, daß er dies nur durch Herbeiziehung fremder Fürsten zu verhindern vermochte. Aber das entsprach nicht etwa blos seiner Schwäche, sondern auch seiner herrschenden Stellung. Er war das Zentrum der abendländischen Christenheit, ihr Repräsentant, als ein Papst ohne Kaiser, dessen Rechte er sich jetzt mehr denn je anzueignen trachtete. So bot er die sizilische Krone dem Bruder des englischen Königs, Richard von Cornwallis an. Aber dieser Plantagenet lehnte sie mit unverkennbarem Spotte ab. So knüpfte er denn mit dem Hause Anjou an.

Es ist das Große in der Regierung Innocenz IV. Er fühlte sich als der Herr der Christenheit. Er hegte die extremsten Anschauungen von seiner Macht. Aber er hat sie auch mit den extremsten Mitteln zu behaupten gesucht. Hier in Italien war doch die verwundbarste Stelle seiner Macht. In diesem Sinn leitete er die Verhandlungen mit Anjou, die sich indessen gleichfalls zerschlugen. So

Digitized by Google

trat er aufs neue mit England in Unterhandlung. Und jetzt nahm König Heinrich III. für den Prinzen Edmund die Krone an.

Aber Konrad selbst vertrat auch jetzt noch mit stolzer Würde sein Recht. Dem Worte glich die Tat und er eilte von Erfolg zu Erfolg. So griff der Papst, der eben am 6. März den Vertrag mit England geschlossen, zu seinen alten Mitteln. Er brach die Verhandlungen ab und sprach am 9. April die Exkommunikation über Konrad aus. Aber schon griff eine stärkere Macht ein. Am 21. Mai 1254 ist der junge König gestorben. Es war das Verhängnis des Hauses: denn Konrad stand vor der unmittelbaren Wiederherstellung des staufischen Systems. Es schien nur noch des letzten Streiches gegen das Papsttum zu bedürfen. Da starb er und nun brach das staufische Haus zusammen.

Konrad hatte dem Todfeind seinen zweijährigen Sohn Konradin empfohlen. Ein verhängnisvolles Wort. Dagegen hatte er Sizilien nicht Manfred, sondern Berthold von Hohenburg übertragen und dadurch bei der Nationalpartei einen heftigen Sturm erweckt. Berthold bot nun die Vormundschaft über den Knaben Konradin dem Papste an, der sie rundweg ablehnte. Hätte er doch dadurch gewissermaßen dessen Rechte anerkannt. Die Guelfen nnd die Anhänger Manfreds vertraten den Hohenburger und verpflichteten sich zu San Germano: falls Konradin am Leben bleibe, Manfred als Reichsverweser, falls er aber starb, Manfred als König anzuerkennen. Dieser suchte nun mit der Kurie anzuknüpfen. Freilich traf auch ihn zunächst der Bann und der Krieg drohte aufs neue auszubrechen. Da tat Manfred noch einen Schritt weiter und erklärte sich bereit, ohne Vorbehalt der Kirche sich zu unterwerfen und die Regierung, wenn auch unter formeller Wahrung der Rechte Konradins und seiner eigenen, als Vikar des Papstes zu führen. Was wollte der Papst mehr! Seine Wünsche waren erfüllt; in Sizilien waltete ein päpstlicher Vikar. Am 27. September 1254 wurde in diesem Sinne der Vertrag geschlossen. Und Innozenz schickte sich an, einzuziehen in sein Reich. In Ceperano empfing ihn feierlich sein Vikar und geleitete sein Roß über die Garigliano-brücke. Am 27. Oktober hielt er dann seinen feierlichen Einzug in Neapel. Aber nun zeigte es sich, daß der Papst nicht gewillt war, den Vertrag zu halten. Er fühlte sich als Herr und wollte es sein. Manfred erkannte die Gefahr. Er bemächtigte sich sofort der Feste Lucera, die den Kronschatz barg, und fand an der sarazenischen Besatzung eine Kerntruppe von seltener Treue. Und nun griff er rasch um sich. Bei Foggia erfocht er den entscheidenden Sieg über die Truppen des Papstes. Innocenz hat diesen Schlag nicht verwunden. Fünf Tage später ist er zu Neapel gestorben.

Die Kardinäle zögerten nicht mit der Neuwahl: sie fiel auf Rainald, den Neffen Gregors IX. Er nannte sich Alexander IV. und, so versöhnlich er war, schien er entschlossen, die Politik seines großen Vorgängers zu Ende zu führen. So waren die neuen Versuche

Digitized by Google

Manfreds bei der Kurie aussichtslos. Im Gegenteil. Alexander bestätigte alsbald dem Prinzen Edmund von England die Verleihung des Königreichs Sizilien. Zu gleicher Zeit aber knüpfte der neue Papst mit dem bayrischen Hofe an, wo Konradin weilte, um diesen gegebenenfalls gegen Manfred ausspielen zu können.

Aber hier schlug Manfred die päpstliche Politik aus dem Felde. Er selber tat den letzten Schritt und ward am 10. August 1258 von den Großen zum König erwählt und in der Kathedrale von Palermo gekrönt. Und er war ein König, der über Sizilien eine neue fridericianische Aera heraufzubeschwören schien. Von dem englischen Kandidaten war keine Rede mehr und die Kurie schien sich in die Notwendigkeit fügen zu wollen. Aber da zeigte Manfred, daß er gesonnen, die Machtstellung seines Vaters in vollem Umfange zu erneuern. Er griff mächtig in die übrigen italischen Verhältnisse ein, in der Lombardei, in der Mark Ancona, in Tuscien und selbst im Kirchenstaat. Da erwachte auch in Rom die alte Kampflust. Am 10. April 1259 erklärte Alexander Manfreds Krönung für null und nichtig; sein Königtum sollte zerbrochen werden. Doch den streitbaren Papst rief der Tod ab, ehe er sein Werk vollenden konnte. (25. Mai 1261.) Als sein Nachfolger ward ein Franzose gewählt, Urban IV., der den Gedanken Alexanders an eine fremde Kandidatur sofort aufnahm. Freilich nicht im vollen Sinne desselben. Urban war und blieb Franzose, wie er denn die Politik der Kurie in jenes gefährliche französische Fahrwasser lenkte, in welchem sie fast scheitern sollte. Sofort ergänzte er das Kardinalskollegium durch acht Franzosen. Und in französischem Sinne ging er daran, Manfred Sizilien zu entreißen. Indes war es ihm kein Leichtes gewesen, die Zustimmung des französischen Hofes für die Belehnung des Herzogs von Anjou zu gewinnen. Seine Forderungen, besonders diejenigen finanzieller Natur, hatte er bedeutend mindern müssen. Konnte er doch nach dem Siege der mit Manfred verbündeten tuscischen Ghibellinen bei Montagerie am 4. September 1260 gar nicht mehr zurück. Seine Sache war verzweifelt. Die Staufenpartei in Rom rief Manfred im April 1261 zum Senator aus. Noch mehr. Peter von Arragonien vermählte sich gegen die strikten Mahnungen Urbans mit Manfreds Tochter Konstanze, dessen Beziehungen bis nach Byzanz reichten.

Und nun sollte Karl von Anjou dem Mächtigen sein Königreich entreißen. Das Beispiel eines Abenteurers, der ähnliches gewagt und von Manfred mit leichter Mühe überwältigt worden war, hätte ihn abschrecken können. Aber er wagte es und der Papst tat alles, in Sizilien den Boden zu unterwühlen und für seinen Kandidaten zu bereiten. So durchzogen wiederum die Mönche das Land, das Kreuz gegen den Staufen zu predigen. Dieser war aufs höchste ergrimmt, und nachdem er alle seine Friedensversuche gescheitert sah, dachte er daran, den Papst mitsamt seinen Kardinälen in Orvieto zu überfallen und in seine Gewalt zu bringen. Aber schon nahte

Digitized by Google

ihm das Verhängnis. Am 26. Februar ward bei Benevent die Entscheidungsschlacht geschlagen. Die apulischen Truppen lösten sich in feiger, verräterischer Flucht auf und Manfred hat den Unsieg nicht überlebt. Er suchte und fand den Tod. Die staufische Herrschaft war zertrümmert und Urban jubelte seinem Anjou entgegen: „Zu Boden geworfen sind die Rosse und Türme Pharaos.“ „Gebrochen sind die Hörner der Sünder, die sie so lange stolz durch ganz Italien erhoben.“ Aber bald erkannte er, daß er mit seiner Politik aus der Scylla in die Charybdis geraten war. Anjou war nicht gewillt, den ergebenen Vasallen zu spielen. Wie das Land seufzte unter dem Drucke unerhörter Despotie, so klagte der Papst über gebrochene Verträge. Aber als nun in Sizilien selbst die Sehnsucht nach staufischer Milde aufs neue erwachte und die Großen mit Konradin anknüpften, da fürchtete der Papst, das alte Spiel möchte sich erneuen und Sizilien wiederum mit dem Reiche vereinigt werden. Denn solange in Italien ein Staufe waltete, hielt er die Existenz des Kirchenstaates für bedroht. So ertrug er denn den Trotz seines Vasallen, der ihm einzig vor den Staufern Schutz bieten konnte. Er erließ ein geharnischtes Breve gegen dieses letzte Fünkchen des staufischen Geschlechts, „den Knaben von zartem Alter, aber von frühreifer Bosheit“. Schon drohte er ihm mit Entziehung seines Königreiches Jerusalem und seiner sonstigen Besitzungen und untersagte den italischen Großen bei Strafe des Bannes, ihm Hilfe zu leisten. Und als nun in Toskana die Stimmung für Konradin wuchs, schrieb er: „Aus dem Stamm des Drachen ist ein giftiger Basilisk entsprossen. Schon vergiftete er mit gemeinem Hauche Toskana.“ Und so erhob er mit voller Mißachtung der Rechte des Reichs Karl von Anjou zum Generalvikar von Toskana. Und doch der Jüngling wagte es, dem Rufe seiner Getreuen zu folgen und über die Alpen zu gehen. Am 21. Oktober 1267 zog Konradin in Verona ein, wo die ersten Enttäuschungen seiner harrten. Am 18. November erfolgte der Bannstrahl, wodurch die ganze päpstliche Partei gegen ihn aufgerufen wurde. Dennoch rückte Konradin weiter. Am 7. April landete er glücklich in Pisa, wo er sich wieder mit seinem Heere vereinigte. Am 24. Juli hielt er unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Rom, nachdem er den Papst in seinem Viterbo geschreckt hatte. Nun aber tat er den falschen Schritt: statt mit der pisanischen Flotte, die an der Küste Siziliens die französische besiegte, südwärts zu fahren, trat er den Vormarsch zu Lande an. An den Abhängen der Abruzzen zwischen Alba und Tagliacozzo ward er geschlagen und auf der Flucht von Johann Frangipani gefangen genommen. Am 29. Oktober 1268 fiel sein Haupt auf der Piazza del Mercato in Neapel. Das staufische Haus war zu Grunde gerichtet, der heiße Wunsch des Papstes erfüllt. Er hatte einen ungeheuren Sieg errungen. Die Frage war, ob er ihn nützen würde.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Man kann sagen, daß das eigentliche Kaisertum, wie es Karl der Große gegründet und wie es von den Staufen eine eigenartige Ausbildung erhalten, nunmehr zu Grunde gerichtet war. Wie man die Idee zuerst geweckt, dann bekämpft, so war nun tatsächlich auch das Reale an dem Kaisertum zerstört. Kaum konnte an eine Wiederaufrichtung desselben gedacht werden. Es war das Werk der Päpste. Aber es zeigte sich jetzt, daß sie zwar zerstören, aber in politischer Beziehung aufzubauen nicht vermochten. War schon vorher nicht von einer Politik des Papsttums, sondern der Päpste zu reden, so ist dies jetzt nach der staufischen Katastrophe noch mehr der Fall. Wir sehen, daß auch hier die Gesichtspunkte wechseln. Auch hier macht sich das Persönliche ungemein geltend. Nur in einer Beziehung tritt die Tradition auch politisch in einheitlichem Sinne zu Tage: in ihrer Meinung, daß das Christentum eine Einheit sei, in welcher sie nach Belieben das Auseinanderliegende verbinden konnten. Es lag in der Natur der Dinge, daß sie die Verbindung mit Deutschland nicht missen konnten. So ergab sich, daß dies Kaisertum doch nicht völlig verschwinden durfte: es war ein historischer Faktor, den sie zwar eben nur dulden wollten, wenn er sich ganz in ihrem Sinne leiten ließ.

Anders bei Urban IV. und seinem Nachfolger Clemens IV. Bei ihnen trat das Interesse am Reiche völlig zurück, ihnen war die innere Zerrissenheit, die aus der zwiespältigen Wahl hervorging, gleichgültig, denn die Dienste, die ihnen sonst von den befreundeten Kaisern geleistet wurden, fielen ja jetzt Karl von Anjou zu. Aber gerade hier trat die Schwäche, die der päpstlichen Politik anhaftete, alsbald zutage. Sofort nach Konradins Untergang zeigte es sich, daß der französische Einfluß dem Papsttum ebenso gefährlich war wie jener der Staufer. Denn Karl von Anjou, den man zum Senator gewählt, ward tatsächlich der Herr von Rom. Und seine Bürde war nicht süß, sein Joch nicht leicht. Und so blieb durch die Schuld Anjous der römische Stuhl tatsächlich nach dem Tode Clemens IV. unbesetzt. Denn er wollte keinen anderen Papst haben als einen Franzosen. Und doch gab es unter den Kardinälen eine Partei, die nur einen von Frankreich unabhängigen Papst erwählen wollte. So wurde endlich am 1. September Tedald aus dem Hause der Visconti erhoben. Ein weitgereister, viel erfahrener Mann, der den Blick vor allem auf den Orient gerichtet hatte. Schon seine Wahl bedeutete einen Bruch mit der Provence und mit Frankreich, also der bisherigen Politik. Gregor X. dachte sofort an eine universale Verbindung aller Parteien. Er sah die Gefahr, die von Osten drohte. Er wollte die Union der abendländischen und morgenländischen Kirche, und Frieden und Eintracht aller christlichen Fürsten. Und da mußte vor allem das Verhältnis zum Reiche ein anderes werden. Seine Vorgänger hatten die kaiser-

Digitized by Google

liche Macht zertrümmert: er bedurfte wieder eines starken Kaisers, der die führende Rolle in dem großen Kreuzzugswerke übernehmen sollte. Eben war, am 2. April 1272, König Richard von Cornwallis gestorben: im ganzen doch ein ritterlicher Mann. In seinem Testamente hatte er eine große Summe für den Kreuzzug ausgesetzt. Der Moment war bedeutsam und günstig für den Papst, seinen Einfluß auf die Wiederbesetzung des Thrones geltend zu machen. Noch lebte der Gegenkönig, Alfons von Castilien. Dieser wähnte, ähnlich wie einst Otto IV. nach der Ermordung Philipps von Schwaben, ohne Hindernis in den Besitz des Kaisertums zu gelangen. Den Papst forderte er auf, den Tag der Kaiserkrönung festzusetzen, zu der er in Rom erscheinen werde. Er ging noch weiter. Indem er sich als den Schutzherrn der Ghibellinen in Italien gebärdete, verlangte er von Gregor den Widerruf von Karls Vikariat in Toskana. Der Papst sagte nein und wies alle Ansprüche des Spaniers ab. Er betonte dabei scharf das Recht der deutschen Kurfürsten. Es lag in diesem Augenblicke in seinem eigenen Interesse, daß diese völlig unabhängig zur Wahl schritten. Denn auch König Philipp II. von Frankreich wollte das Reich an sich bringen und warb um des Papstes Beistand. Aber das Uebergewicht des capetingischen Hauses hätte seine ganze orientalische Politik vernichtet. So war es sein Wunsch, daß ein deutscher Fürst die Krone gewinne. Freilich Friedrich der Freidige von Meißen, der Enkel Friedrichs II., war nicht sein Mann, dagegen löste er Ludwig den Strengen vom Bann, so daß er als Wähler und Werber zugleich auftreten konnte. Nun aber wandte sich an ihn noch ein anderer, der wohl der Mächtigste war und der einzige, der das deutsche Königtum in seiner alten Macht wieder hätte herstellen können, König Ottokar von Böhmen. Durch den Bischof von Olmütz knüpfte er mit Gregor an. Er wies auf die Gefahren hin, die nicht bloß im fernen Osten, sondern auch an Deutschlands Grenzen der Christenheit drohten. Er allein vermöchte denen zu wehren. Aber die deutschen Fürsten scheuten seine Macht! Papst Gregor nicht minder. So berief er sich auch Ottokar gegenüber auf das freie Wahlrecht der deutschen Fürsten, die keinen Slaven zum König wollten. Er mahnte lediglich zur Eile: und so ward denn am 1. Oktober 1273 in Frankfurt die Wahl Rudolfs von Habsburg vollzogen. Ein Akt von welthistorischer Bedeutung. Wir sehen die Macht der Kurfürsten hier in voller Kraft hervortreten: ein bestimmter Anteil der Regierung ward ihnen eingeräumt. Und ehe noch das neue Königtum wirklich in Erscheinung getreten, waren sie durch den Papst als die Inhaber und Verwalter der Rechte des Reiches anerkannt worden. Ein übler Angang, wie es scheinen mochte. Denn so zeigt sich die Wahl Rudolfs gewissermaßen als neuer Eingriff in die Leitung der deutschen Dinge. Sie bekundet aber doch auch deutlich ein friedliches Wollen der Politik Roms, freilich aus rein persönlichen Gründen. Gewiß gab Gregor mehr universalen Erwägungen als dem nationalen Momente Raum; aber

Digitized by Google

„die päpstliche Weltherrschaft fand es in ihrem Interesse, um sich selbst von dem Druck der angiovinischen Macht zu befreien, dem Deutschen Reich ein gewisses Maß von Freiheit wieder zu erstatten." So ward denn zwischen Rom und dem neuen Königtum der Friede geschlossen. Es ist die alte staufische Partei, die diesen Pakt schließt. Man gab auf beiden Seiten nach. Die Anhänger Konradins wurden vom Banne befreit, Rudolf gewährte hingegen allen Feinden Friedrichs II. Verzeihung.

Freilich den Hauptvorteil hatte wieder der Papst. Denn Rudolf mußte die Rechte der Kirche in weitestem Umfange anerkennen. Waren doch die religiösen Motive bei seiner Wahl sehr bedeutsam hervorgetreten: er hatte, wie er sagte, die Krone angenommen „aus Erfurcht gegen die heilige Mutter Kirche und zur Stütze des katholischen Glaubens". Und er versprach, die Verheißungen seiner Vorgänger zu erfüllen, die erst jetzt durch diese Gewährleistung Bedeutung gewannen. So gewährte er die Freiheit der geistlichen Wahlen, die Freiheit der Appellation an den römischen Stuhl, die Steuerfreiheit aller Kleriker. Es ist nach Rankes Urteil hiermit die Grundlage geschaffen worden für die späteren Verhältnisse zwischen Reich und Kirche. Dann folgte im Jahre 1274 das Konzil von Lyon. Hier empfing Gregor X. die Abgesandten Rudolfs in allen Ehren. Freilich brachten sie dessen Anerkennung der italienischen Verhältnisse, des Kirchenstaates und des Angiovinischen Reichs dar. Aber es war doch wie eine Sühne für jenes Haßkonzil Innocenz' IV. Und Gregor war bestrebt, den Frieden zu halten. Seiner Mahnung gehorchend, stand König Philipp III. von einem Kriege gegen Deutschland ab. Dies geschah nicht etwa aus angeborener Friedensliebe, auch nicht aus Liebe zu Rudolf und zu seinem Reich. Sein Lebensgedanke war der Kreuzzug. Hierzu aber bedurfte er eines dauernden Friedens; der große Streit über das Kaisertum mußte zum vollen Stillstand gebracht werden. In diesem Sinne geschahen die Vereinbarungen zwischen Papst und Kaiser in Lausanne, wo dieser das Kreuz nahm und gelobte, über das Meer zu gehen und dem heiligen Lande Hilfe zu bringen. An Lichtmeß des folgenden Jahres sollte er die Kaiserkrone empfangen. Aber Gregor X. ist am 10. Januar 1276 gestorben und sein Nachfolger verfolgte eine andere Politik. Innocenz V. wandte sich wieder völlig Karl von Anjou zu. Seine Wahl war ein Erfolg von dessen Politik, den französischen Einfluß im Lateran wieder zum herrschenden zu machen. Doch der Tod ließ ihm keine Zeit, und sein Nachfolger Adrian V. wollte wiederum Rudolf gegen Anjou zu Heer rufen. Aber auch dieser starb schon nach wenigen Wochen. Johann XXI. war wieder völlig für Anjou. Sein Erstes war, den Schritt seines Vorgängers zu widerrufen. Indes auch sein Walten währte nicht lange: im November 1277 ist er gestorben. Mit Nikolaus III. setzte dann wiederum eine andere Richtung in der Politik der Kurie ein. Ein Mann mit großen Anlagen und mit großen Plänen. Die Geschicht-

Digitized by Google

schreiber berichten darüber die abenteuerlichsten Dinge. Er dachte nicht mehr an den großen Kreuzzug. Der Kirchenstaat und die Versorgung seiner Verwandten lagen ihm näher am Herzen. Er war kein eigentlicher Freund des Anjou. Hatte er doch dessen Brutalität während des Konklave gleichsam am eigenen Leibe erprobt. Denn Anjou hatte die in zwei Faktionen, eine französische und eine italienische, zerfallenen Kardinäle im Lateran in strengster Klausur gehalten, und als ihm die Wahl zu lange dauerte, auf Wasser und Brot gesetzt, wohlgemerkt nur die italienischen Kardinäle. Seiner Macht mußte Einhalt geschehen. Aber sollte der Papst die alten Parteien wieder gegeneinander hetzen? Schon riefen die Ghibellinen nach Rudolf, der bereit war, zu kommen. Das wollte Nikolaus unter allen Umständen verhindern. Der stolze Orsini ließ deshalb an den König die Aufforderung ergehen, nicht nach Italien zu ziehen, ehe er nicht Frieden mit Karl von Anjou geschlossen und die alten Schenkungen der Kaiser an die Kirche, vor allem die Romagna und die Pentapolis, bestätigt habe. Die Frage war in gewissem Sinne aktuell. Denn eben war dem Kanzler des Königs in Ravenna, Bologna, Imola der Eid geleistet worden. Dieser Schwur sollte vor allem widerrufen werden. Rudolf mußte noch immer Rücksicht auf Böhmen nehmen und war mit der Erwerbung der österreichischen Erblande zu sehr beschäftigt, als daß er sich jetzt in die italienischen Dinge hätte tiefer einlassen wollen. So ging er denn rückhaltlos auf des Papstes Wünsche ein. Noch mehr. Der Papst hatte außerdem den Verzicht der Kurfürsten auf Sizilien, Neapel, Sardinien und Korsika verlangt. Auch dieses Begehren wurde erfüllt, wiewohl es an Widerspruch nicht gefehlt hatte.

Indessen hatte Nikolaus auch Karl von Anjou gegenüber die alten Ansprüche zu erneuern verstanden. Er konnte ihm mit Rudolf drohen, den er hinwiederum mit jenem zu versöhnen gedachte. Und seine Bemühungen waren in der Tat mit Erfolg gekrönt. Es war schon der Wunsch Gregors X. gewesen, Rudolfs Tochter Clementia mit Karl Martell, dem Enkel Anjous, zu vermählen, der als Lehen Arelate erhalten sollte. Rudolf gab auch dazu sein Jawort, und so ward in der Tat das deutsche Königskind mit dem Enkel von Konradins Mörder vermählt. Tolomeo von Luna erzählt in allerdings nicht kontrollierbarer Weise, Nikolaus habe den Plan gehegt, das alte Reich in vier große Teile zu zerschlagen: in ein habsburgisches Erbreich und in ein Königreich Arelat unter jenem Karl Martell; daneben sollten in Ober- und Mittelitalien zwei unabhängige Gebiete geschaffen werden. Karl von Anjou hat in der Tat die Belehnung mit der Provence erhalten. Das hatte nun freilich auf die Beziehungen Rudolfs zu Frankreich günstigen Einfluß geübt, aber zum Schaden des Reichs. Es ist der Anfang der Uebergriffe Frankreichs, da Rudolf im Jahre 1281 ihm die Schutzherrschaft über Toul überließ.

Schon am 22. August 1280 war Nikolaus von seinem gewaltigen Werke abberufen worden. Er war aber doch Rudolfs böser Dämon

Digitized by Google

gewesen und hat ihn zu Schritten verleitet, die dem Reiche zum Schaden gediehen. Und dabei waren die Motive des Papstes durchaus persönlicher Natur. Gewiß wollte er für die Kurie eine selbständige politische Stellung in Italien gewinnen. Aber jene beiden italienischen Staaten, die aus den Trümmern des Reichs gefügt werden sollten, waren für seine Neffen bestimmt: ein Königreich der Lombardei und ein Königreich Toskana. Er hätte kein Orsini sein müssen. Sein Nachfolger war Martin IV. (1281—1285). Seine Wahl ward von Karl von Anjou mit Gewalt durchgesetzt. Er war ein Vollblutfranzose und dem sizilischen König mit Leib und Seele ergeben. Die Deutschen haßte er aufs tiefste. Er hat einmal gesagt, er wünschte, sie möchten Frösche oder Fische sein und er ein Storch oder ein Raubfisch, damit er sie verschlingen könnte. So gab er seinem Anjou alles zurück, was der Vorgänger ihm abgenommen hatte. Aber Rudolf hielt er von Italien fern in gleicher Weise wie jener. Und so hat denn der deutsche König in kühler Resignation auf jede weitere Einmischung in die italienischen Dinge verzichtet. Selbst die Kunde von der Sizilianischen Vesper konnte ihn nicht bewegen, seine Anschauungen zu ändern. Man kann ihn deswegen nicht tadeln. Ihm lagen andere Aufgaben ob, er hat gewissermaßen ein neues Königtum begründet. Es war im Grunde aus der vereinigten Aktion des Papsttums und des Fürstentums hervorgegangen. Es war ein Amt, „welches, von Fürsten und Papst zugleich übertragen, die alte Würde des Reichs und den öffentlichen Frieden bewahren sollte." Rudolf hat in diesem Geiste gehandelt. Er hat aber dabei die gezogenen Schranken durchbrochen und durch eigene Kraft dem Königtum eine neue, feste Grundlage gegeben.

Dann aber hat nach Martins Tode ein Colonna den Stuhl Petri bestiegen. Honorius III. lenkte wieder in die Politik Nikolaus' III. ein. So knüpfte auch Rudolf wieder an. Zunächst galt es, die Aufhebung einer Bulle Martins zu erwirken, die dem französischen König den Kirchenzehnten aus den Bistümern Metz, Toul und Basel zugewiesen hatte. Rudolf hatte bisher dagegen vergeblich protestiert. Dazu kam die Neubesetzung des Mainzer Stuhles, eine Frage, die für Rudolf von außerordentlicher Wichtigkeit war. Er fand Entgegenkommen. So ging er weiter und bat den Papst, den Termin für die Kaiserkrönung festzusetzen, aber auch für die Romfahrt Geld beizusteuern. Auch jetzt zeigte sich Honorius willfährig und setzte mit Bischof Heinrich von Basel den 2. Februar 1287 fest. Bischof Heinrich selbst aber erhielt in Rom den Mainzer Stuhl, auf den die beiden streitenden Kandidaten in des Papstes Hand verzichtet hatten. Er war ein staatskluger, tiefgelehrter Mann, auf den seine adeligen Amtsgenossen mit erbittertem Neide blickten. Dem König aber war er stets zur Seite gestanden als einer seiner treuesten Diener. So bedeutete denn seine Ernennung für Rudolf einen großen Erfolg. Indessen der Legat, den Honorius in Begleitung Heinrichs nach Deutschland sandte, stieß dort auf allge-

Digitized by Google

meinen Widerstand, und das Konzil, das er in Würzburg abhielt, erregte den heftigen Unwillen des deutschen Episkopats, wie es scheint, wegen der übertriebenen Geldforderungen des römischen Stuhls. Die Chronik Gottfrieds von Ensmingen sagt von dieser Mission: „Im Monat Oktober 1286 überstieg ein Drache die Gebirge Italiens. Unter seinem Schwanze führte er mit sich den dritten Teil der Gestirne, nämlich eine große Schar verdorbener Prälaten." Dieser Gottfried war der Notar des Bischofs von Straßburg. Rudolf selbst stand den Machenschaften des Legaten nicht fern: die von diesem eingetriebenen Gelder sollten jedenfalls als Beitrag zum Römerzuge dienen. Indessen kam es auch jetzt nicht dazu. Denn im April 1287 ist Honorius IV. gestorben, und die Neuwahl verzögerte sich fast ein Jahr lang. Als nun endlich Nikolaus IV. gewählt wurde, sandte Rudolf seinen Oberhofschreiber, den Meister Heinrich von Wingenberg mit der Ankündigung seines Kommens nach Rom. So freundlich die Aufnahme war, von dem Römerzuge wollte der Papst nichts wissen und verzögerte ihn so lang wie möglich. Denn auch er sah seine Aufgabe darin, das Imperium, sobald es aufs neue erstarkte, niederzuhalten. Und so hat Rudolf von Habsburg Rom nicht mehr gesehen. Am 15. Juli 1291 ist er gestorben. Seine Bemühungen, seinem Sohne Albrecht die Krone zu gewinnen, waren an dem Starrsinn der Fürsten gescheitert.

So kam König Adolf von Nassau auf den Thron und zwar ohne jede Mitwirkung der römischen Kurie. Sie war nach dem Tode Nikolaus IV. (gest. am 4. April 1292) zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Dieser hatte das Haus Colonna, das seine ghibellinische Gesinnung lange büßen mußte, zu neuem Glanze erhoben, damit aber zugleich den alten Hader mit den Orsini geweckt: die Folge war eine zweijährige Vakanz des römischen Stuhles. Und als die Kardinäle endlich zur Wahl eines neuen Papstes schritten, da einigten sie sich über einen weltfremden Mann, der in den Abruzzen als Eremit ein beschauliches Leben geführt hatte. Er nannte sich Cölestin V. Aber bald sah er selbst, daß ein Eremit unfähig war, des gewaltigen Amtes zu walten. Der Widerspruch zwischen der religiösen Idee und der irdischen Wirklichkeit des Papsttums trat mächtig zu Tage. Cölestin fühlte sich als den Unseligsten der Menschen, da er sah, wie er für ein vollkommenes Leben und für das Gebet unter der Tiara keine Zeit mehr hatte. So schuf er für sich selbst das Gesetz, daß auch ein Papst abdanken könne und zog sich in seine geliebte Einsamkeit zurück. Er räumte einem weltkundigen, mächtigen Manne den Platz. Dieser war es wohl gewesen, der Cölestin zu der „feigen Tat" bewogen, wie Dante seine Abdankung nennt. Die Welt erzählte sich, er habe den Mönch durch ein Sprachrohr wie durch eine göttliche Stimme zum Rücktritt gebracht. Genug, man hatte erkannt, daß für das Armutsideal auf dem Stuhle Gregors VII. kein Platz sei, daß man eines politischen Papstes bedurfte. Und das war Bonifaz VIII. Er kannte die Welt und „die irdischen Geheimnisse des Lebens". Als

Digitized by Google

Jurist und Diplomat hatte er die Höfe Europas kennen gelernt. Er war „hochstrebend, aber auch hochfahrend," von unbändiger Herrschsucht und grenzenloser Eitelkeit. Er war es, der der päpstlichen Tiara einen zweiten Kronreif angelegt, das Symbol der geistlich-weltlichen Doppelmacht. Aus seiner Vorliebe für das Aeußere ließ sich bald erkennen, daß ihm innere Größe mangelte. Er ist denn auch „ein welthistorischer Papst, aber kein großer." Mit ungeheurem Pomp zog er in Rom ein. Es galt, den Gegensatz zu den Neigungen Cölestins zu zeigen, den er bis zum Tode gefangen hielt. Und in der Tat war seine Stellung in Rom selbst keineswegs gefestigt. Er, der für das Papsttum gewissermaßen die Welt zu erobern gedachte, wollte seinem Hause eine Machtstellung im Kirchenstaate gewinnen. Bald erhob sich das einfache Rittergeschlecht von Anagni zu einem der mächtigsten Häuser, das den Neid der alten, vor allem der Colonna weckte. Die alten Kämpfe erneuten sich.

Es handelte sich nicht mehr allein um die Macht, sondern um die Schicksale des Papsttums selbst. Die Colonnas erhoben die Klage, daß er mit Unrecht erwählt, daß er nicht wahrer Papst sei. Bonifaz freilich siegte, aber nicht mit edlen Mitteln. Indes der Achtzigjährige hatte nicht Zeit, sich mit diesen kleinen Kämpfen abzugeben, sollte er sein großes Werk vollenden. Er wollte das theokratische System zum vollen Abschlusse bringen, das kirchlich-päpstliche Prinzip zur Vollendung zu führen. Wie Christus König und Priester, so sollten es auch seine Nachfolger sein. „Wie der Leib von der Seele sein Wesen empfängt, so hängt alles Zeitliche von dem Geistlichen ab, die weltliche Jurisdiktion der Fürsten von der geistlichen des Petrus." Das waren die Grundsätze der Theorien vom Fürstenregiment, wie Thomas von Aquin sie formuliert, Bonifazius sie sich völlig zu eigen gemacht hat. Und er ging daran, sie den Fürsten und Völkern aufzuzwingen. So lud er die Christenheit zum großen Jubelfeste nach Rom. Das Jahr 1300 sollte dort mit nie geahnter Pracht begangen werden, die Gnadenquelle der Kirche in reichster Fülle fließen. Denn jedem, der im Gnadenjahr nach Rom wallte zum heiligen Feste und dort zu vierzehntägigem Gebet die Schwellen der Apostel besuchte, verhieß Bonifazius volle Lösung „von jeder Pön und Schuld, was er auch von Kindesbein an gefrevelt". Und so hub denn jene ungeheure Wallfahrt an. Millionen pilgerten zur heiligen Stätte. Schaulust und Inbrunst und die alte Wanderlust wirkten zusammen. Sie legten alle ihr Scherflein nieder zu den Füßen der Apostel. Mit Rechen scharrten Kleriker das gehäufte Geld zusammen. Die Völker drängten sich, ihre grenzenlose Verehrung für das Papsttum zu bekunden, ihm als dem Träger der Weltherrschaft zu huldigen.

Es war die größte Heerschau der Gläubigen. Wer hätte ahnen können, daß die Macht, die solche Wunder übte, unmittelbar vor einem ungeheuren Zusammenbruche stand? Und doch kein weltlicher Fürst hatte sich der Wallfahrt seiner Untertanen angeschlossen. Denn sie alle sahen, daß es das Heil Europas galt, die Pläne

Digitized by Google

des Bonifazius zu vereiteln. Sie alle wußten, daß der Kampf für die Unabhängigkeit der weltlichen Macht, den einst die Kaiser allein geführt, von den weltlichen Fürsten gemeinsam aufgenommen werden mußte. Schon hatte er begonnen. Schon war König Philipp von Frankreich in heftigen Widerspruch mit dem Papsttum getreten. An ihm hingen die Augen Europas. Und es erlebte ein gewaltiges Schauspiel. Nach leichtem Geplänkel kam es zu ernsten Schritten auf beiden Seiten. Philipp traf den Papst mit voller Wucht, da er den französischen Prälaten die Reise zum Konzil verbot und seine drei Stände auf seinen Antrag fraglos die Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt dekretierten. Da erließ Bonifazius die Bulle „Unam sanctam", in der er die Ansprüche des Papsttums in klassischer Weise zusammenfaßte. Sie ist das „Hohelied der päpstlichen Allgewalt": „Es gibt nur eine Kirche mit einem Haupt, das ist Christus und sein Stellvertreter Petrus und dessen Nachfolger. In seiner Gewalt sind die beiden Schwerter." Die Bulle schloß mit den Worten: „alle menschliche Kreatur ist dem römischen Papste unterworfen und zwar aus dem Bedürfnis des Heils". Wohl sprach der Papst noch immer von Frieden. Aber Philipp, den er in der Bulle aufs tiefste geschmäht, war jedem weiteren Versuche unzugänglich. Und sein Kronjurist Wilhelm von Nogaret formulierte nun die Anklage gegen den Papst, der auf verbotenen Wegen zur Tiara gekommen, ein Ketzer sei und Simonist. „Seine Lippen fließen über von Verwünschungen und seine Füße seien schnell zum Blutvergießen". Er müsse von einem öffentlichen Konzil verurteilt und abgesetzt und bis dahin unschädlich gemacht werden. Der Papst antwortete mit der Exkommunikation. Aber schon war Nogaret selbst auf dem Wege nach Italien. Er war entschlossen, den Papst mit Hilfe der italienischen Faktionen in seine Gewalt zu bringen.

Und so geschahs. Am 7. September hat er Bonifazius in Anagni überfallen und gefangen genommen. Es war ein Akt brutaler Gewalt. Der ganze Vorgang erinnert an die düstersten Szenen der französischen Revolution. Indessen haben ihn die Bürger Anagnis sofort befreit: er ging von den Orsinis geleitet nach Rom, wo er Rache zu finden hoffte für die erlittene Schmach. Aber mit seinen Plänen erregte er das Mißtrauen der Orsini. Er ward in den Vatikan geführt und dort wie ein Gefangener gehalten. Der Gram und die Verzweiflung griffen ihm ans Leben. Am 12. Oktober 1303 ist er den unerhörten seelischen Erschütterungen erlegen.

Kein Zweifel, er hatte den Bogen zu straff gespannt; er war krachend zersprungen. Die ungeheure Macht, die von dieser einen Menschenfaust ausgegangen, sie war für alle Zeiten zertrümmert. Er hatte die Lehre verkündigt von den zwei Schwertern. Die Welt hat sie vernommen und die Antwort darauf gegeben. Und es muß gesagt werden: was Deutschland nicht vermocht, weil es bisher den Kampf gegen die Suprematie der Kurie geführt, das ist dem fran-

Digitized by Google

zösischen König gelungen, dessen Ahnen im Einklange und durch die Hilfe des heiligen Stuhles groß geworden waren. Aber in seiner Not hatte doch Bonifazius sich des Schutzes erinnert, den das Kaisertum dem römischen Primate leisten sollte. Da trat zutage, daß ihm die Päpste zu ihrem eigenen Schaden den Lebensnerv abgeschnitten, daß es durch ihre Schuld nur noch ein leerer Name war. Bonifazius hatte es sich nicht nehmen lassen, auch dem König Adolf seine Ueberlegenheit zu zeigen. Er nannte ihn zwar den „König der Römer" und den „Schirmvogt der Kirche", aber er gab zugleich seiner Entrüstung Ausdruck, daß er ihm seine Wahl nicht angezeigt. Dann aber band er dem König die Klinge, die schon gegen Frankreich gezückt war und verbot ihm, „katholische Könige anzugreifen". Und da der Kampf doch begann, übernahm Bonifazius die Rolle des Vermittlers. Die Verhandlungen wurden in Rom geführt, aber Bonifazius fällte seinen Spruch nicht als Papst, sondern als der Privatmann Benedikt Gaetani. Er lautete dahin, daß jeder dem anderen zurückgeben solle, was er ihm genommen. Und doch war er es gewesen, der durch sein Verbot der Sache Adolfs aufs schwerste geschadet hatte. Auch Albrecht hatte den Papst längst durchschauen können. Bonifazius hatte ihm die Anerkennung nicht verweigert, für den Fall, daß er Toskana an ihn abträte. In einem Schreiben an den Herzog von Sachsen hat er dies Verlangen freilich folgendermaßen formuliert: er habe beschlossen, die Provinz Tuscien in das Recht und das Eigentum der Kirche, durch welche sie an das Kaisertum übertragen war, zurückzuholen. Indessen begann jener gewaltige Kampf Albrechts gegen die Kurfürsten, den er mit vollem Erfolge durchgefochten hat. Sie hatten sich an Bonifazius gewendet, und dieser zögerte nicht, die Lage zu seinem Vorteil auszunützen. So ergoß er denn die volle Schale seines Zorns über Albrecht.

Er wurde aufgefordert, sich binnen 6 Wochen vor dem Papste zu rechtfertigen. Im Falle der Weigerung sollte ihm alle Anerkennung und aller Gehorsam versagt werden. Er behandelte ihn wie einen gewöhnlichen Verbrecher. Aber auch staatsrechtlich leistete er sich etwas Unerhörtes. Er verlangte, daß der König die Regierung nicht antreten solle, ehe er nicht vom Papste anerkannt sei. Man sieht, auch Deutschland bekam in reichem Maße den Hochmut des Papstes zu fühlen. Und es schien, daß Albrecht ruhig diesen Strom von Schmähungen über sich ergehen lassen wollte. So hat denn Bonifazius auch in den Tagen der höchsten Not sich dem deutschen König gegenüber nichts vergeben. So notwendig er ihn brauchte, so wenig beeilte er sich, ihm die Anerkennung zu gewähren. Er sollte sich erst vollständig rechtfertigen, ehe ihm der Papst Verzeihung gönnte. Und während der französische König zum vernichtenden Streiche gegen Bonifazius ausholt, schwört Albrecht ihm den Eid der Treue. Er suchte die Gnade des Papstes, den jener vernichten wollte. Er war bereit für ihn zu kämpfen, auch in eigener Person. Und in der Tat sollte es einen Krieg im großen Stil gelten, in

Digitized by Google

welchem Albrecht das Urteil an dem französischen Nachbarn vollstrecken sollte. Das Schicksal wollte es anders, besser. Denn ein Sieg Albrechts im Sinne des Papstes hätte für Europa das schwerste Unglück bedeutet. Der Tag von Anagni war ein düsteres Schauspiel, aber er war der Welt zum Heil.

Denn nach der Katastrophe mußte die Kurie wissen, welcher Gegner ihr der gefährlichste war, gegen welche Seite sie sich vor allem zu schützen hatte. Indessen, der Nachfolger des Bonifazius, der Ordensgeneral der Dominikaner, Nikolaus Boccasini — Benedikt XI. (1303—1304) — war keine aggressive Natur. Er wollte all die bestehenden Gegensätze ausgleichen. Freilich, an dem alten Zwiespalt von Welfen und Ghibellinen scheiterte seine Macht, und Frankreich gegenüber gebot ihm die Ehre des römischen Stuhles äußerste Zurückhaltung. Kaum aber hatte Philipp den ersten Schritt getan, so sprach er ihn vom Banne los und zeigte in allem große Nachgiebigkeit. Nur jenem Wilhelm von Nogaret hat er den Tag von Anagni nicht verziehen. Diesen hat erst Clemens V. vom Banne gelöst. Indessen ist es ihm nicht gelungen, all die ungeheuren Schwierigkeiten, die Bonifazius hinterlassen, zur Lösung zu bringen. Ist er doch schon am 7. Juli gestorben. Und nun dauerte es wiederum fast ein Jahr, bis die Kardinäle sich über den Nachfolger zu einigen vermochten. Erst als die Bewohner von Anagni Sturm liefen und das Dach des Palastes abdeckten, kam das Konklave zum Abschluß. Am 5. Juni 1305 ward Bertrand de Got, Erzbischof von Bordeaux, gewählt. Aus altem Geschlecht der Gascogne, hatte er in den schweren Konflikten zwischen Frankreich und Rom eine klugschwankende Haltung bewahrt und so besaß er das Vertrauen beider Parteien. Er war ein gewiegter Jurist, aber keine in sich abgeschlossene Persönlichkeit. Und so war schon sein erster Schritt für das Papsttum und für die Welt verhängnisvoll. Er kam nicht nach Rom, sondern entbot die Kardinäle zu seiner Krönung nach Lyon. Und so hat er die heilige Stadt nie betreten. Er wähnte, in der Nähe Philipps besser auf diesen wirken und ihn von feindlichen Schritten gegen das Papsttum abhalten zu können. Er erreichte aber nur das Gegenteil. Aus Bequemlichkeit und Vorliebe für das Land ist er geblieben, und so ist es gekommen, daß die Päpste siebzig Jahre in Avignon residiert haben, als die Vasallen der französischen Könige. Es war eine verhängnisvolle Wendung für die europäischen Staaten. Denn Frankreich wußte den Vorteil, den dieser „Domizilwechsel" seinem Einflusse bot, recht wohl zu verwerten. Da war vor allem Deutschland in Gefahr. Nicht bloß seine Grenzen, nicht bloß seine Rechte in Italien: was mochte geschehen, wenn die französischen Könige das Kaisertum Karls des Großen in ihrem Sinne erneuern wollten! In der Tat hat Philipp nach der Ermordung Albrechts I. daran gedacht, die erledigte deutsche Krone seinem Bruder Karl von Valois zu gewinnen. Aber für dieses Mal war ihm der Papst doch nicht gehorsam. Noch konnte er, solange das Urteil über

Digitized by Google

Bonifazius nicht gesprochen war, die deutsche Krone nicht an einen Franzosen, die deutsche Kirche nicht dem französischen Einfluß preisgeben. So ließ er denn die Dinge ruhig treiben. Er sah mehr und mehr, daß die Kurfürsten, von Köln abgesehen, nicht gesonnen waren, einen Fremden zu wählen. Sein Verdienst freilich war es nicht, wenn nun die Wahl leidlich verlief. Sie hatte Heinrich von Luxemburg auf den Thron erhoben. Aber er war doch mit dem Ausgang wohl zufrieden. Und Heinrich hat den geforderten Ergebenheitsschwur — sacramentum fidelitatis — auch unweigerlich geleistet. Doch war er nicht gesonnen, darunter etwas anderes als den Ausdruck kirchlicher Ergebenheit zu verstehen. Die Anerkennung hat denn auch Clemens trotz der Verstimmung des französischen Königs nicht verweigert. Freilich sollte er erst durch neue Zusagen gebunden den Boden Italiens betreten. Auch diese hat Heinrich gegeben. Und so konnte er denn die Romfahrt antreten. Clemens hatte an die Italiener eine Bulle gerichtet. Sie floß über von hochklingenden Worten: „Jubeln möge die Bevölkerung des römischen Reiches, denn ihr König wird kommen, der Friedenbringer!“ Und damals erhob auch Dante seine Stimme: „Freue dich nun, Italien, du, bisher selbst den Sarazenen bemitleidenswert, wirst bald ebenso beneidenswert vor den Augen des Erdkreises stehen, weil dein Bräutigam, der Trost der Welt und der Ruhm deines Volkes, der mildvolle Heinrich, der Göttliche und Augustus und Cäsar, zur Hochzeit herbeieilt.“

Wie weit aber war Heinrich davon entfernt. Er sank immer mehr zum ghibellinischen Parteihauptmann herab, dem die Welfen den Weg nach Rom mit dem Schwerte wehrten.

Inzwischen aber hatte sich Clemens mit König Philipp geeinigt und er bedurfte des deutschen Königs nicht mehr in dem Maße wie früher. Wenn er nun doch seine Zusagen hielt, so forderte er Versöhnung der beiden Könige. Und erst nach langen, mühevollen Verhandlungen gelangte Heinrich endlich zum Zuge gegen Rom. Aber bei seinem Nahen fand er die Tore verschlossen und in heißen Kämpfen Schritt für Schritt mußte er sich den Weg in die Stadt ertrotzen. Dieser Krönungszug war hoher Ehren voll, der Erfolg eines starken, unbeugsamen Heldentums. Aber in Rom war kein Papst, der ihm die Krone aufs Haupt setzte. Drei Kardinäle Arnold, Nikolaus und Lukas walteten des Amtes. In prahlerischem Manifest tat er nun der Welt dieses Ereignis kund. Dann aber wandte er sich gegen König Robert von Neapel.

Mit Schrecken vernahm Clemens diese Nachricht. Er hatte all die Monate eine Enttäuschung nach der anderen erlebt und nun sollte Heinrich die Grundlinien seiner Politik durchschneiden und in Feindschaft mit Robert geraten. Wenn nun Heinrich siegte, wenn er die Krone von Neapel sich gewann, dann war die ganze Politik der Päpste vergeblich gewesen, die beiden Kronen getrennt zu halten, und die Nöte der Stauferzeit kehrten wieder. Das mußte unter

Digitized by Google

allen Umständen vermieden werden; es durfte gar nicht zum Kriege kommen. In der Tat standen für ihn die höchsten Interessen auf dem Spiel. So waren seine Bedingungen, Friede auf jeden Fall und die Räumung Roms. Aber Heinrich fühlte sich im Recht und er vertrat in seinem Schreiben an den Papst seinen Standpunkt mit allem Nachdruck. Des Papstes Antwort erfolgte erst nach des Kaisers Tod. Sie hielt an der Behauptung fest, Heinrich habe ihm den Untertaneneid geleistet. Sie sagt ausdrücklich: „Er nannte uns seinen Herrn." Es war ein böses Spiel mit den Worten eines Toten, der auf Treu und Glauben jene Formel beschworen. Freilich war diese Bulle schon für die Zukunft berechnet, für den nächsten deutschen König. Aber die Hoffnung des Papstes wurde nicht erfüllt. Weder die deutschen Könige, noch die Fürsten haben fortan unter „fidelitas" etwas anderes verstanden als „christliche Demut".

Heinrichs Schicksale hatten sich indes rasch vollendet. Während der Rüstungen zum Rachezug gegen Konradins Mörder ereilte ihn in Buonconvento bei Siena am 24. August 1313 der Tod. Seine Feinde jubelten, vor allem der Papst. Kein Wunder, denn Heinrichs Gedanken waren groß gewesen. Hätte ihm das Glück mehr gelächelt, er hätte das alte Reich erneut. Von ihm sang Dante:

„Auf jenem großen Stuhl, wo du dem Strahle
Der Krone, die dort glänzt, dein Auge leihst,
Dort, eh du kommst zu diesem Hochzeitsmahle,
Wird sitzen des erhabenen Heinrich Geist,
Des Cäsars, der Italien zu gestalten
Kommt, eh es sich dazu geneigt beweist."

Man hat Clemens die volle Schuld zugemessen an Heinrichs Schicksal. Ja man hat ihn selbst beschuldigt, daß er ihm beim Abendmahl habe Gift reichen lassen. Das ist natürlich müßige Erfindung, an die freilich auch Dante glaubte. Clemens war nicht Herr seiner selbst. Er war der geistliche Agent Frankreichs. Aber er hat der Welt das seltsame Schauspiel geboten, „gegen das Kaisertum wie ein Löwe zu brüllen und vor Philipp und Robert sich aufs tiefste zu demütigen". Der Bannstrahl des Papstes stand fortan im Dienste des französischen Königs, dem er in grenzenloser Schwäche den Templerorden ausgeliefert. So ist er zum Mitschuldigen geworden an einem der grauenvollsten Frevel, welche die Geschichte kennt: der Vernichtung des Templerordens. Ein Scheiterhaufe loderte. Viele Tausende sollten dem folgen.

Und doch mit ängstlicher Sorge blickte der Papst auf den kommenden König der Deutschen. Er hatte ihm freilich in jenem Antwortschreiben an Heinrich eine gefährliche Falle gestellt. Er hatte sich ein neues Recht geschaffen: versagte er dem neuen König die Anerkennung oder setzte er den gewählten ab, so war er selber der Regent des Reiches. Es kam darauf an, ob das Papsttum die Macht hatte, dieses neue Gebot zur Geltung zu bringen. Er selbst mußte das seinen Nachfolgern überlassen. Denn ihn rief am 20. April 1314 der Tod ab.

Digitized by Google

Der Moment war freilich günstig, denn die Wahl war zwiespältig. Gegen den Bayern Ludwig stand Friedrich der Schöne von Oesterreich. Es lag in der Natur der Dinge und der Menschen, daß nur die Waffen entscheiden konnten. Die eisernen Würfel rollten. Und der glückliche Gewinner war Ludwig. Sein Gegner lag in der Trausnitz als sein Gefangener. Aber ihm selbst sollte die Krone des Reichs zur Dornenkrone werden.

Doch auch das nach Carpentras einberufene Konklave vollzog sich unter Blut und Brand. Wir sehen das Kollegium vor feindseligem Ueberfall auseinanderstieben. Und auch in Lyon kam die Wahl nur durch gewaltsamen Druck von Seiten des Grafen Philipp von Poitiers zustande. Am 7. August 1316 wurde Jakob Duèse von Cahors gewählt — Johann XXII. Ein echter Sohn der Gascogne, hatte er früh als Prinzenerzieher Hofluft geatmet und sich allmählich zum Kanzler und Siegelbewahrer des Königs Robert aufgeschwungen. Seine juristische und diplomatische Gewandtheit verschaffte ihm den Kardinalshut und die Tiara. Er war ein Papst von Frankreichs Gnaden und dieser Krone hat er bis an sein Ende Treue gehalten. Er hatte feierlich gelobt, den Hof nach Rom zurückzuverlegen, aber er schlug seine Residenz sofort in Avignon auf. Dort häufte er seine Schätze. Denn wie keiner vor ihm, hat er es verstanden, die Quellen neuer Einnahmen zu eröffnen. Die ganze Christenheit ward durch die neue Finanzpolitik der Kurie beunruhigt. Freilich die alten Einnahmen aus den „Zinspflichtigen Reichen" begannen zu schwinden, die übrigen Einkünfte fielen zum Teil den Kardinälen zu. So galt es eben neue Mittel und Wege zu finden, denn die Kurie brauchte Geld. Vor allem wurde die Besetzung einer Anzahl von Stellen der Kurie reserviert, aus denen sie etwa die Hälfte des Jahreseinkommens bezog — die Annaten. Das ganze Gebühren- und Abgabenwesen wurde in feste Norm gebracht. Und in alle Länder kamen die päpstlichen Steuerboten — die Kollektoren — die mit Bann und Interdikt den Säumigen drohten. Johann nun häufte die Millionen vor allem mit dem Gedanken an einen Kreuzzug, den er während seines Pontifikats nicht aus dem Auge gelassen. Er wollte die Ausbreitung des Christentums, aber auch die volle Reinerhaltung und Besserung der Kirche.

Aber eines stand für ihn fest: Das Kaisertum mußte sich seiner Macht beugen. Ja er ging in seiner Theorie noch weit über Clemens hinaus und stellte den Satz auf: daß während der Vakanz des Kaisertums die Reichsgewalt vom Papste zu führen sei. Zunächst freilich hielt er mit diesen Ansprüchen noch zurück und nahm den beiden Gegenkönigen gegenüber eine abwartende Stellung ein. Sechs Jahre dauerte dieses Spiel. Mußte doch jeder der beiden suchen, den Papst auf seine Seite zu ziehen. Und wenn Johann eine neutrale Stellung beibehielt, so war dies für diese auch das kleinere Uebel. Aber wenn der Papst auf diese Weise Deutschland sich selbst überließ, so geschah dies aus einem ganz bestimmten Plan. Er wollte zu-

Digitized by Google

nächst in Italien alles in seinem Sinne ordnen. Denn so wenig er gesonnen war, nach Rom heimzukehren, ebensowenig wollte er dort die päpstliche Macht verfallen lassen. So lange sich jene im Norden bekämpften, hatte er im Süden freies Spiel. Wenn keiner den anderen überwand, fand auch keiner Raum, in die italischen Dinge einzugreifen und die Kaiserkrone sich zu holen.

Ein pfiffiges, aber auch kleinliches Verfahren in einem Augenblicke, wo er durch rasches und energisches Eingreifen in Deutschland dem Königtum den Fuß hätte in den Nacken setzen können. Dann hätte er freilich für einen der beiden Könige sich erklären und so zur Befriedigung Deutschlands beitragen müssen. Aber dann wäre es zusehends erstarkt und es sollte schwach und machtlos bleiben.

Dann kam die Schlacht bei Mühldorf. Ludwig meldete dem Papst den Sieg, der nach seiner Meinung den Thronstreit entschieden hatte. Aber Johann war anderer Meinung. Wohl schien er zur Vermittlung bereit, aber unter Bedingungen, die Ludwig im Siegesstolze am wenigsten gewillt war zu erfüllen. Der Preis seiner Anerkennung sollte der volle Verzicht auf die deutsche Herrschaft in Italien sein. Es war eine Zumutung, die allen Gesetzen der Ehre widersprach. Er antwortete denn auch mit der Sendung eines Reichsvikars, des Berthold von Neifen. Dieser sollte der Schützer der Ghibellinen sein vor dem Papste und dem König von Neapel. Berthold handelte mit Festigkeit und Glück und brachte dem bedrohten Mailand die Rettung.

Johann sah seine so klug ausgehegten Pläne vernichtet. Allzu mächtig erhob der deusche König sein Haupt. Es galt, ihn wieder zu beugen. Und er ging daran, ihn mit aller Rücksichtslosigkeit zu bekämpfen, seine Krone in Stücke zu schlagen.

Am 8. Oktober 1323 erließ er seinen ersten „Prozeß". Mit Berufung auf das Recht des apostolischen Stuhles, „die Wahl und Person eines römischen Königs zu billigen, zuzulassen, zurückzuweisen und zu verwerfen", forderte er den in Zwietracht gewählten Ludwig auf, bei Strafe des Bannes binnen drei Monaten die Regierung niederzulegen und alle seine Regierungsmaßregeln als rechtswidrig zu widerrufen. Die Untertanen aber wurden veranlaßt bei Strafe des Banns und dem Verluste aller ihrer Lehen binnen dreier Monate ihm den Gehorsam zu entziehen. Aller ihrer Eide gegen Ludwig wurden sie ledig gesprochen.

Inhalt und Form der an der Kirchentüre von Avignon angehefteten Bulle waren unerhört. Das war keine Vorladung, keine Eröffnung eines gleichviel ob berechtigten oder unberechtigten Verfahrens, das war ein Urteil. Der Papst übte direkte kaiserliche Rechte aus. Und das alles, um sich aus selbst geschaffener Verlegenheit zu helfen. Ludwig war überrascht und suchte Zeit zu gewinnen. So ließ er denn durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Johanniterogroßmeister Albert von Schwarzenau stand, anfragen, ob denn jener „Prozeß" wirklich erlassen sei. Er ging sogar so weit, bejahenden

Digitized by Google

Falles um Verlängerung des Termins zu bitten. Johanns Antwort war seltsam. Er zeigte bei aller Entrüstung ein gewisses Schwanken. Er sprach nur von angemaßtem Imperium und nicht vom Regnum.

Auch wendete er sich nur gegen jene Regierungshandlungen Ludwigs, die Italien betrafen. Schließlich gab er eine weitere Frist von zwei Monaten, die freilich viel zu kurz war. Indes hätte Ludwig, wenn er den gewählten Weg der Mäßigung und Ruhe nicht verlassen, den Papst mit seinen Scheingründen völlig in die Enge treiben können. Aber wer konnte es ihm verdenken, wenn ihn die Erregung fortriß. Am 18. Dezember erfolgte in Nürnberg seine feierliche Erklärung, in der er gegen das gehässige Vorgehen des Papstes Protest erhob. „Er sei und bleibe der rechte römische König, an rechtem Ort durch die Mehrheit der Kurfürsten gekoren und gekrönt. Der Papst habe kein Recht, den also Erhobenen zurückzuweisen, ja auch nur die Wahl zu prüfen. Lediglich die Kaiserkrönung sei ihm vorbehalten. Diese aber gebühre ihm in aller Form Rechtens." Ludwig appellierte an ein allgemeines Konzil, dem er selber beiwohnen würde. Dann aber wandte er sich mit erhöhter Schärfe gegen den Vorwurf der Ketzerei, der ihn auf das tiefste erregt hatte. Er war gläubig und fühlte somit die Klage doppelt schmerzlich. Er wußte aber auch, wie gefährlich sie ihm werden konnte. Man hatte ja erlebt, was dies Wort bedeutete.

Aber er erhob nun selbst gegen Johann den Vorwurf der Ketzerei und damit spielte er leider den Kampf auf das rein kirchliche Gebiet hinüber, auf dem die Päpste bisher immer gesiegt. Er selbst gab damit seine beste Waffe aus der Hand. Und Johann griff sofort zu seinen geistlichen. Am 23. März verhängte er über ihn und seine Bevollmächtigten in Italien die Exkommunikation. Ludwig selbst aber ward aufgefordert, abzustehen von allen angemaßten Titeln und von der Verwaltung des König- und Kaiserreichs. Geschehe dies nicht binnen dreier Monate, dann solle er allen Folgen des Bannes verfallen sein. Aber auch Ludwig blieb die Antwort nicht schuldig. In einem umfangreichen Schreiben wies er die Injurien des Papstes mit Würde zurück und riß diesem selbst die Larve vom Antlitz: „Er sei der Gegner des Friedens, der Feind des Reiches, um dessen Befriedung er sich nie gemüht". „Denn er liebe die Kriege und dürste nach Blut, um sich zu berauschen an unschuldigem Blut und durch die Ergreifung oder Zerstörung des Kaisertums seine Begierden und seine boshaften Gedanken zu sättigen." Soweit war alles gut. Nun aber ließ er sich verleiten, in dieser Erklärung auch die Sache der Minoriten zu führen, die ja in gewissem Sinne seine Bundesgenossen waren. Dieser Orden, die Stiftung des heiligen Franz von Assisi, hatte gleichwie derjenige der Dominikaner den Grundsatz der Armut, Verachtung des Eigentums, zur Grundlage. Nun aber hatte eine Strömung in dem Orden dieses Armutsideal noch verschärft. War man einmal so

Digitized by Google

weit, so mußte der Gegensatz gegen die Fülle und den Reichtum der Papstkirche und die Finanzkünste der Kurie alsbald hervortreten. Ja, sie hatten in Papst Cölestin gewissermaßen einen Vertreter ihrer Ideen. Diese Strömung der „Spiritualen" hoffte nun in der Tat auf eine geistige Kirche. Andere, die man Fraticellen nannte, gingen noch weiter. Ihr Grundsatz war, daß weder Christus noch die Apostel Eigentum besessen. Das brachte sie freilich mit der Inquisition in Konflikt. Und zahlreiche Opfer hatten schon für ihre Ueberzeugung den Scheiterhaufen bestiegen. Aber auch den Spiritualen drohte ein gleiches Geschick. Da fanden sie den Weg zu Ludwig. Und so ist in der „Sachsenhauser Appellation" ein Stück aus der Schrift des Hauptes der Spiritualen, des Petrus Johannes Oliva, eingefügt. Es heißt, das sei gegen den Willen des Königs geschehen. Mag sein. Jedenfalls ward dadurch der Schrift eine Spitze und eine Blöße gegeben, die Johann sofort erkannte. Der König wagte sich auf ein Gebiet, auf dem er nicht heimisch war. Er hat es später auch sehr bedauert, sich in diesen „Barfüßerkrieg" eingelassen zu haben.

Indes blieb die Appellation nicht ohne Eindruck. Johannes mußte erkennen, daß sein Manifest, das Fürsten und Volk der Deutschen zum Hochverrat aufrief, spurlos verhallte. Wollte er Ludwig stürzen, so mußte er die Fürsten gewinnen. Er wich daher in seiner Bulle vom 11. Juli einen Schritt zurück und erklärte ausdrücklich, daß er die Rechte der Kurfürsten nicht schmälern wolle. Ludwig freilich ward das Reich abgesprochen und er selbst vor die Kurie geladen. Zugleich aber setzte er an einer anderen Stelle den Hebel an. Indem er die Absetzung über Ludwig aussprach, nahm er nicht Partei für den Oesterreicher, sondern trat für eine Neuwahl ein. Und sein Kandidat war der französische König Karl IV. Ein neuer Beweis, daß ihm Deutschlands Schicksal nur ein Spielzeug war, das er fraglos den französischen Interessen preisgab. Aber nur Leopold von Oesterreich trat dem Gedanken näher, durch Gold und Macht gekirrt, durch Haß und Ehrgeiz gereizt. Und diesen selbst hat Ludwig durch seinen Vertrag mit Friedrich von seinem eigenen Hause getrennt. Freilich konnte letzterer die Zustimmung der Seinen nicht gewinnen, er kehrte in Treuen in die Gefangenschaft zurück: aber Ludwig nahm ihn mit offenen Armen als Freund und selbst als Mitregenten an. Noch mehr. Er erklärte sich in Ulm (7. Januar 1326) bereit, zurückzutreten, wenn Friedrich bis zu einem bestimmten Zeitpunkt die Bestätigung des Papstes gewänne. Der Plan war klug: denn die Bestätigung blieb aus und Johann war in seinen bösen Absichten vor den deutschen Fürsten völlig entlarvt. Und er hatte sich zum zweitenmal die Gelegenheit entgehen lassen, ein völlig von ihm abhängiges Königtum zu schaffen. Statt dessen stand Ludwig fester denn je, der Thronstreit war zu seinen Gunsten entschieden. Und er ging daran, sich in Rom die Kaiserkrone zu holen. Freilich den

Digitized by Google

Reichstag hatte er zur allgemeinen Teilnahme am Römerzug nicht gewinnen können, die geistlichen Fürsten forderten vor allem die Aussöhnung mit dem Papst. Das war schlimm von Anfang an. Aber die Nachrichten aus Italien lauteten über die Maßen günstig. Hatte doch der endlose Krieg, den Johann in Oberitalien erregt, die Gemüter von ihm abgewandt. Sie sahen in Ludwig mit frohem Hoffen den Friedensfürsten. Er freilich glaubte, der Papst werde mit Rücksicht auf den Kirchenstaat den Widerstand aufgeben. Es waren seine geistlichen Freunde, die ihm diese Hoffnungen weckten und ihn zu dem Abenteuer verlockten, um dadurch ihren eigenen Haß kühlen zu können. Hier tobte Priesterhaß gegen Priesterhaß, wie hätte da Gutes entstehen können. Sie hatten nur eines im Auge, die Absetzung des „Priesters Johannes" in Rom mit allem Pompe durchzuführen. Einstweilen begleitete dieser jeden Schritt Ludwigs mit seinen in der erbaulichsten Tonart gehaltenen Bullen. Welche Fülle von Haß und Roheit spricht aus den Manifesten des Pontifex Maximus. Dem Kaiser sprach er alle Reichslehen, dem „Bayern" sein Bayern ab; der „Ketzer" war der Kirchenstrafe verfallen, dessen „kirchliche Verbrechen" aller Welt kundgetan wurden. Da er den Boden Italiens betrat, wies ihn eine Bulle aus dem Lande, die zugleich den Deutschen offene Rebellion befahl. Ludwig aber zog unbeirrt weiter. In Mailand empfing er die eiserne Krone und lud von hier aus den Papst ein nach Rom zur Kaiserkrönung zu kommen. Dort hatte das Volk von Rom, nachdem sein Ruf an den Papst, heimzukehren, verhallt, die Angioviner vertrieben und ein demokratisches Regiment errichtet. An der Spitze desselben stand Sciarra Colonna. Dieses lud nun Ludwig feierlich nach Rom. Und Ludwig zögerte nicht länger. Der Papst hatte seine letzte Karte ausgespielt und dem Ketzer all seine Habe, alle „bewegliche" und „unbewegliche", abgesprochen und zum Kreuzzug gegen den „Bayer" in Deutschland selbst Geld sammeln lassen. Aber der Verfehmte zog am 7. Januar, jubelnd begrüßt, in Rom ein: der päpstliche Legat floh und belegte die Stadt mit dem Interdikt. Ein frommer Domherr rettete noch in letzter Stunde das Schweißtuch der heiligen Veronika ins Pantheon, „auf daß es nicht durch den Blick des Ketzers entweiht werde".

Dieser aber empfing am 17. Januar in St. Peter die Kaiserkrone. Marsiglio hatte alle formellen Bedenken Ludwigs beseitigt: der Papst besitze, so hatte er ihm vorgestellt, nur ein Ehrenrecht auf die Krönung und dies habe er durch seine Abwesenheit verwirkt. Denn in Rom sei sein Bischofssitz, es sei seine Pflicht, hier seines Amtes zu walten. Und dann sei ja auch Heinrich VII. nicht vom Papste selbst gekrönt worden. Was Kardinäle vollzogen, das vermochte auch jeder andere Bischof. So hielt man peinlich das Zeremoniell ein. Bischof Jakob von Castello erteilte die Salbung, die vier Kronsyndici bekleideten Ludwig mit den Abzeichen seiner Würde. Sciarra Colonna setzte ihm die Krone auf. Die ganze

Digitized by Google

Feier machte einen tiefen, weihevollen Eindruck. Es war ein unerhörtes Wagnis, man darf sagen, eine moderne und eine stolze Tat. Aber Ludwig hätte nicht einen Tag länger in Rom rasten dürfen, sondern sofort sein Heer gegen den König von Neapel führen müssen. Dies wäre die beste Antwort gewesen auf des Papstes neuen Schritt, der nun in aller Form gegen Ludwig das Kreuz predigen ließ. Jeder, der gegen ihn zu Heer zöge oder Truppen rüstete, erhielt den gleichen Ablaß wie die Kreuzfahrer im heiligen Lande. Ludwig war erschüttert, aber, wo einzig eine gewonnene Schlacht vonnöten gewesen wäre, tat er Schritte, wie sie ihm nur seine geistlichen Berater eingegeben haben konnten. Er suchte Komödie mit Komödie zu schlagen. Am 14. April verkündete er auf dem St. Petersplatze in feierlichem Ornate, umgeben von Geistlichen, Mönchen und Rechtsgelehrten, drei Gesetze: „Wer der Ketzerei oder des Majestätsverbrechens überführt sei, könne vom zuständigen Richter ohne Ladung gerichtet werden." „Die Empörer gegen den Kaiser und das römische Volk werden mit Gütereinziehung bestraft." Das dritte Gesetz bestimmte, „daß die Regierungsjahre des Kaisers in die Urkunden aufzunehmen seien".

Dies war das Vorspiel. Am 18. tagte die gleiche Versammlung auf dem gleichen Platze. Johann XXII. und sein Stellvertreter wurden feierlich vor Gericht gerufen. Nachdem alsdann ein deutscher Abt eine Predigt über die Worte: „Dies ist der Tag der guten Botschaft" gehalten, ward die Urkunde verlesen, welche die Absetzung über Johann aussprach wegen Ketzerei und wegen des „crimen laesae majestatis". So war Marsiglios sehnlichster Wunsch erfüllt. Ihm selbst war es vergönnt, diese Urkunde abzufassen.

Dann folgte am 12. Mai wiederum auf dem gleichen Schauplatze die Wahl eines neuen Papstes, des Bruders Pietro, der den Namen Nikolaus V. annahm. Man kann den drei Ereignissen nicht die Größe absprechen. Aber die Zeit war zu kostbar. Hätte Ludwig das gleiche nach dem Kampfe getan, dann wäre es ein Siegesfest sondergleichen gewesen. So aber ließ er die kostbaren Wochen verstreichen: und darum war und blieb die Absetzung Johanns und die Wahl des Gegenpapstes Komödie. Denn schon hatte Robert den Kreuzzug gegen Ludwig in des Papstes Namen eröffnet und den Kaiser sofort in die Defensive gedrängt. Die Römer aber waren nicht gewillt, neben den gewonnenen Rechten nun auch Pflichten zu üben. Sie murrten. Und als Ludwig am 4. August die Stadt verließ, da flogen dem Abziehenden Schmähungen und Steine nach als Abschiedsgruß des süßen Pöbels. Sofort besetzten die Anhänger Johanns Rom. Alle Maßregeln des Kaisers wurden widerrufen, die Leichen der Deutschen aus den Gräbern gerissen, geschändet und in die Tiber geworfen.

Ludwig aber wandte sich nach Pisa, das auch nach dem Tode des getreuen Castruccio seine Stütze blieb. Hier sammelten sich die Gegner Johanns um ihn, vor allem die Häupter des

Digitized by Google

Minoritenordens, die bereit waren, den geistigen Kampf weiterzuführen. Es ist eigenartig, wie die Vorkämpfer gegen das Papsttum den Weg zu Ludwig gefunden haben. So weilten Marsiglio von Padua und Johann von Jandun in Ludwigs Umgebung. Marsiglio hatte in Paris die Schule jener Männer genossen, die einst den Kampf gegen Bonifaz VIII. geführt hatten. Es sind zum guten Teil ihre Ideen, die er in seinem Werke „Defensor pacis" niedergelegt hat. Mit Johann von Jandun, der ihn bei diesem Werke unterstützte, ist er zu Ludwig gekommen, dessen Leibarzt er ward. Aber auch sein geistiger Einfluß macht sich, freilich nicht immer in glücklicher Weise, geltend. Das kann indessen Werk und Tat des berühmten Gelehrten keinen Abbruch tun. Denn der „Defensor pacis" hat bahnbrechend gewirkt mit seinen die Grundvesten des Papsttumes erschütternden Theorien. Dringt er doch des allgemeinen Friedens wegen auf eine Beschränkung der päpstlichen Gewalt. Habe doch, wie er sagte, auch unter den Aposteln kein Unterschied bestanden, keiner sei der erste gewesen. Von einem Vikariat Petri könne keine Rede sein, da ja Petrus Anwesenheit in Rom keineswegs nachgewiesen sei. In gleicher Weise leugnete er die Verbindlichkeit des Dekretaten, wie er überhaupt die legislative Gewalt der Mehrheit der Staatsbürger zuweist oder den an ihre Stelle getretenen Fürsten. „Sein ganzes Räsonnement beruht auf dem Begriffe der zwingenden Rechtshoheit, die er dem Papsttum abspricht und der weltlichen Gewalt gegenüber der Kirche zuweist." Auf diesen „Defensor pacis" hat im Grunde Ludwig seine ganze Kirchenpolitik aufgebaut. So fühlte er sich denn auch nach seinem Abzug von Rom keineswegs von Johann geschlagen. Im Gegenteil, das gegen diesen eingeleitete Prozeßverfahren wurde in Pisa mit aller Energie weitergeführt, Johann feierlich als Ketzer und seiner Würden verlustig erklärt. Es war Michael von Cäsena, der diesen Spruch fällte. Ueberhaupt war es ein kirchliches Verfahren. Im Anschluß daran traf auch Nikolaus V. seine Maßregeln und berief nach Mailand ein allgemeines Konzil. Die Gemüter erhitzten sich immer mehr, der Pöbel nahm leidenschaftlichen Anteil an der Streitfrage: und wenn er in Italien Puppen ins Feuer warf, die den Johann vorstellten, so tat er in Avignon ein gleiches, nur trat dort das Bild Ludwigs an die Stelle des Papstes. Ein leeres Spiel. Kaum anders verhielt es sich mit den weiteren Schritten Johanns, so bitter ernst es ihm damit war. Am 5. April forderte er die Kurfürsten zur Wahl eines neuen Königs auf, denn Ludwig habe alle Rechte auf das Reich wie auf sein Herzogtum verloren. Auch hier kein weitsichtiger Grund. Es galt lediglich dadurch Ludwig zum Verlassen Italiens zu zwingen. In der Tat haben die Kurfürsten am 12. April 1328 eine Versammlung gehalten, auf der sie eine Neuwahl für den 1. Mai anberaumten. Aber es blieb bei dem Vorsatze: der Kurfürst Balduin von Trier und König Johann von Böhmen machten diesen Umtrieben ein Ende. Geriet doch Balduin bei seiner Wahl für Mainz gleichfalls in Konflikt mit der Kurie,

Digitized by Google

ein Umstand, der Ludwig nur von Nutzen sein konnte. Und so fand er bei seiner Rückkehr aus Italien die Lage in Deutschland günstiger denn je. Mit Nikolaus V. Abgang war der schlimmste Stein des Anstoßes beseitigt: Die Bannbullen verfehlten ihre Wirkung völlig, denn auch unter Ludwigs Gegnern fand sich keiner, der sich zum Lenker einer leidenschaftlichen Bewegung gegen den Kaiser hergegeben hätte. Trotz allen Protestes und trotz des Interdikts wurde allenthalben Messe gelesen. Und Ludwigs stete Versöhnungsversuche bekundeten nur die Unversöhnlichkeit des Papstes, der alles gegen Ludwig in Bewegung zu setzen suchte. Es war eine Zeit krauser Planmacherei. Da erregte Johann selbst einen neuen dogmatischen Streit und lief Gefahr, zum Ketzer erklärt zu werden. Er hatte einmal über die Anschauung Gottes durch die Seligen gepredigt und dabei den Gedanken ausgesprochen, daß die Seelen der Abgeschiedenen erst nach der Auferstehung die vollkommene Seligkeit in dem Anblick Gottes genießen würden. Darüber brach ein wahrer Entrüstungssturm los. Die Sorbonne in Paris verwarf den Satz als ketzerisch, die Minoriten Occam, Bonagratia, Michael von Cäsena, die noch immer am Hofe Ludwigs weilten, griffen die Frage kampflustig auf. Und im Kardinalskollegium erhob sich Kardinal Napoleon Orsini, der Johann wegen seines Fernbleibens von Rom zürnte, als Gegner und suchte ihn nun mit Hilfe Ludwigs zu stürzen. Er erbot sich, ein Konzil zu stande zu bringen, wenn der Kaiser bereit sei, mit König Robert Friede zu machen. Ludwig ging bereitwilligst darauf ein, man muß sagen, mit freudiger Energie. Die ganze Bewegung schien eine ungeheure Bedeutung zu gewinnen. Denn Ludwig war bereit, nach Orsinis Rat, die ganze Christenheit aufzurufen. Aber da vereitelte Johanns Tod den weitsichtigen Plan. Am 4. Dezember 1334 ist er gestorben, nachdem er seine „Ketzerei" widerrufen. Kein großer, aber ein gefährlicher Mann: für das Reich wie für die Kirche. Er war Epigone als Verteidiger der Kirche. Aber er hat ihr mehr geschadet als genutzt. Die Anschauungen vom Papsttum haben gerade dnrch ihn eine ungeheure Umwandlung erfahren. Indem er den Flug der Geister hemmen wollte, hat er ihrem Umschwung ungemein vorgearbeitet. Aber es war kein Kirchenfürst im christlichen Sinne. Die Politik war ihm alles. Ihr hat er auch alles geopfert. Ein Mann ohne Seele, ohne Empfindung für echtes Menschentum und echtes Volkstum.

Sein Nachfolger glich ihm in nichts. Es war Jakob Fournier — ein Mann der Kirche, aber kein Mann der Staatskunst, auf deren schlüpfrigem Boden er sich zeitlebens nur mit Unsicherheit bewegt hat.

Ludwig hatte sofort nach Benedikts Erhebung seine Versöhnungsversuche erneuert. Aber zwischen ihm und dem neuen Papst stand nicht bloß der Geist Johanns, sondern vor allem der König von Frankreich. Der Pariser Einfluß waltete nach wie vor in Avignon. Und die französische Politik rechnete mit dem Zerwürfnis zwischen

Digitized by Google

Kaiser und Papst. Was lag ihr daran, wenn man in London murrte, daß der Papst Englands Gegner mit englischem Gelde besoldete, wenn nur die Aussöhnung der beiden hintan gehalten wurde. Nur so begreift sich, daß der Papst die Vorschläge Ludwigs nicht annahm, die alles Maß überschritten. Hatte er sich doch bereit erklärt, alle von den früheren Kaisern übernommenen Verpflichtungen zu bestätigen, dagegen alle von ihm selbst und seinem Vorgänger getroffenen Maßregeln gegen Kirche, Papsttum und dessen Lehensträger und Untertanen, sowie alle seine unter kaiserlichem Titel erlassenen Verfügungen zu widerrufen. Ferner gelobte er Unverletzlichkeit des Kirchenbesitzes in und außerhalb Italiens. Auch wollte er Italien weder betreten noch in Verwaltung nehmen, ehe er nicht vom Papste als König anerkannt sei. Aber auch dann, so erklärte er, würde er Rom nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Papstes zur Kaiserkrönung betreten und am gleichen Tage wieder verlassen. Und noch mehr. Die Reichsfürsten sollten schwören, der Kurie gegen ihn beizustehen, wenn er nur einen dieser Punkte breche.

Und dennoch wurde er abgewiesen. Denn Benedikt wollte nur Unterwerfung um jeden Preis. Denn er war der gleichen Meinung wie sein königlicher Herr und so trieb er in dessen Sinne sein grausames Spiel mit dem deutschen König weiter. In einem Konsistorium verglich er ihn in Gegenwart seiner Gesandten mit dem Drachen der Apokalypse. Er sei, so erklärte er, nicht wahrhaft bußfertig, sonst hätte er längst die beiden Kronen niedergelegt und sich der Gnade des römischen Stuhles unterworfen. Da reisten denn die Gesandten ab und sie fanden bei ihrer Rückkehr die Lage wesentlich gebessert. Denn inzwischen hatte Ludwig die längst vorbereitete Annäherung an England vollzogen und damit die deutschen Dinge selbst zu seinen Gunsten gewandelt. Denn durch Eduard III., der bei seinen Verwickelungen mit Frankreich Deutschland brauchte, war eine Reihe von Streitpunkten zwischen Ludwig und den Reichsfürsten beseitigt worden. Jener glänzende Hoftag von Koblenz im September 1338, wo Eduard feierlich zum Reichsvikar für Niederdeutschland ernannt wurde, verfehlte in Paris und Avignon seine Wirkung nicht. Und Ludwig konnte so der Kurie gegenüber seinen Standpunkt in ganz anderer Weise vertreten. Endlich war in Deutschland das Eis gebrochen. Der Papst hatte dem deutschen Volke zu viel der Demütigungen, zu viel der Schmach zu bieten gewagt, aber dadurch nur das Gegenteil erreicht. Nun ging ein neuer Zug durch das Reich und alle Deutschen vereinigten sich gegen die unerhörten Angriffe der Kurie.

Die Kurfürsten gaben dem Empfinden des deutschen Volkes einen würdigen Ausdruck. Indem sie daran gingen, ihr Wahlrecht von dem Papsttum unabhängig zu machen, stellten sie das Königtum auf unantastbaren nationalen Boden. So kamen sie im Juli 1338 auf dem Königsstuhl zu Rhense zusammen, um, wie sie sagten, das

Digitized by Google

Reich und ihre fürstliche Ehre, die sie vom Reich haben, zu handhaben und zu schirmen. Und so beschlossen sie, daß der von ihnen gewählte König unmittelbar nach der Wahl die kaiserlichen Rechte ausüben sollte, ohne die Bestätigung des Papstes abzuwarten. Und jeder Lehensmann des Reichs sollte verpflichtet sein, dem Kaiser zuzuziehen, wenn er einen Kriegszug zum Schutze des Reichsrechts unternahm. Wer sich dem widersetze, der solle des Todes schuldig sein.

Der Beschluß war das freilich ungewollte Werk des Papstes. Durch seine enge Verbindung mit dem König von Frankreich hat er bewirkt, woran bisher alle deutschen Könige gescheitert waren. Der Papst hatte eine nationale Reaktion hervorgerufen, die nun die kirchlichen Eingriffe des Papsttums abwehrten. „Der Angriff, der auf den Kaiser geschah, führte zu einem Erwachen der Idee der Selbständigkeit und engeren Verbindung des Reichs."

So stand denn Ludwigs Herrschaft fester denn je. Allen Umtrieben der Feinde schien ein Ende gesetzt. Denn nun erging das Gebot, daß Briefe des Papstes fortan nur mit Erlaubnis der Diözesanbischöfe angenommen und verbreitet werden dürften. Bei Strafe an Leben und Gut aber sollte an allen Orten der Gottesdienst wieder ordnungsgemäß gehalten werden.

Ludwig beeilte sich, die Beschlüsse der Kurfürsten dem Papste mitteilen zu lassen. Der Eindruck war ein gewaltiger. Doch war ein Ausgleich jetzt in noch weitere Ferne gerückt. Denn auch Benedikt war nicht gesonnen, auch nur ein Jota von seinen früheren Forderungen aufzugeben, wenn er nicht durch die äußerste Not dazu gezwungen würde.

Die konnte ihm Ludwig bringen, schritt er jetzt zur entscheidenden Tat. Wie er seine Kaiserkrönung durch den Zug gegen Neapel hätte besiegeln sollen, so hätte es jetzt gegolten, den Rhenser Beschlüssen eine kühne Waffentat folgen zu lassen: den Zug gegen Frankreich. Mit den französischen Fahnen wäre auch der Trotz des Pontifex gesunken. Aber dahin zog es Ludwig nicht. Er wollte nach Italien. Und dieser Wunsch machte ihn blind. So sah er nicht, daß es die plumpste Falle war, in die ihn König Philipp lockte, da er nach seiner Niederlage bei Sluys Ludwigs Vermittlung erbat. Sofort gab dieser den starken englischen Rückhalt auf, löste das Bündnis mit Eduard und trat mit fliegenden Fahnen auf die Seite seines Todfeindes über. Aber sofort mußte er erkennen, daß er durch diesen Schritt alle Erfolge preisgab, die er gewonnen hatte. Denn jetzt zürnte die Kurie wegen des ohne ihr Zutun abgeschlossenen deutsch-französischen Bündnisses und der Preis der Versöhnung blieb — völlige Unterwerfung. Das Schlimmste aber war, daß Ludwig selbst nach Deutschland wieder den Geist der Zersplitterung trug. Indem die Fürsten erkannten, daß sich der Kaiser nicht von der Rücksicht auf des Reiches Ehre, sondern lediglich von seinen Hausinteressen leiten ließ, gingen sie wieder ihre eigenen Wege und Mainz und Trier suchten aufs neue die Aussöhnung mit dem Papst.

Digitized by Google

Um so weniger hatte dieser Grund, von seinen Bedingungen abzustehen. So blieb er denn bis zu seinem Tode hartnäckig.

Doch er stand diesem näher als er ahnte. Am 25. April 1342 ist er gestorben. Sein Unglück war, daß er das französische Bündnis immer höher gestellt als das Wohl der gesamten Christenheit, daß er sich dem stets als Last empfundenen Joch nicht zu entziehen vermochte. So weinte ihm niemand eine Träne nach. Er hatte es keinem recht gemacht, und es gab Gegner, welche jubelten, daß „Nero, das Weinfaß" tot sei. Sie taten ihm bitter unrecht. Denn die Schuld lag nicht in seinem Wollen, sondern in seinem Können. Ihm fehlte die Fähigkeit, in so schwerer Zeit des hohen Amtes zu walten. Nach außen und innen versagte ihm die Kraft. So hatte er dem Ansehen der Kurie schweren Schaden zugefügt. Es kam darauf an, ob sein Nachfolger fähig war, es wieder zu heben. Die Wahl traf eine der glänzendsten Erscheinungen Frankreichs, Clemens VI., aus dem alten Geschlechte der Rosières in Limousin. Ein bedeutender Theologe und Jurist, der beste Kanzelredner seiner Zeit, ein vollendeter Weltmann, hatte der gewandte Benediktiner die Leiter der geistlichen Ehren rasch erklommen. Mit 51 Jahren Papst, lag noch ein reiches Leben vor ihm. Vollblutfranzose, war er mit König Philipp „ein Herz und eine Seele" und naturgemäß ein leidenschaftlicher Gegner des deutschen Kaisers. Aber er war auch von dem Gedanken an die Weltstellung des Papsttums durchdrungen und so war er gewillt, den Kampf gegen den Wittelsbacher im doppelten Sinne zu führen. Augenblicklich trat er in die Fußstapfen Johanns XXII. Königtum und Kaisertum galten ihm als erledigt. Jede Mitteilung von seiner Wahl an den Kaiser unterließ er. Dagegen suchte er alsbald mit den Luxemburgern engste Fühlung. Mit ihrer Hilfe wollte er Ludwig stürzen. Gleichwohl begann dieser seine Verhandlungen aufs neue. Freilich seine Stellung war eine andere geworden. Jener Schwung, wie er auf dem Königstuhl in Rhense zutage getreten, war verflogen. Ja, die deutschen Fürsten waren nicht übel geneigt, eine Neuwahl vorzunehmen. Die Luxemburger gewannen bedenklich an Anhang. Kurfürst Balduin hatte seine Unterwerfung angeboten und Clemens ihn mit offenen Armen aufgenommen. Damit war eine der festesten Stützen Ludwigs gewichen. Und Clemens erkannte, daß es nur geringer Nachhilfe bedurfte, um diesen selbst zu stürzen. So erneuerte er denn am 10. April 1343 den Prozeß gegen den Bayern, ließ aber wohlweislich die von Johann XXII. unrechtmäßig erhobenen Forderungen beiseite. Und als die gesetzte Frist von drei Monaten verstrichen, ohne daß Ludwig sich zur Verantwortung stellte, traten der Bann und die Prozesse Johanns XXII. gegen ihn in Kraft. An Balduin aber erging die Weisung, den Kandidaten für eine Neuwahl zu suchen. Freilich damit hatte es vorläufig noch gute Wege. Ludwigs Lage war ernst, aber noch nicht gefährlich. Jedenfalls drängten ihn nicht die Verhältnisse, sich dermaßen vor

Digitized by Google

dem Papste zu demütigen, wie er es nunmehr tat. Clemens hatte ihm durch den Bamberger Dompropst Marckward von Randeck die Bedingungen der Versöhnung übermittelt, selbst aber nie an die Annahme derselben gedacht. Ludwig indessen ging sofort darauf ein. Man kann nicht sagen, daß er die Rechte des Reiches völlig preisgegeben, gewiß aber seine Person. Seine Gesandten hatten Vollmacht, für ihn das Sündenbekenntnis abzulegen und Lossprechung zu erbitten. Er war bereit, den kaiserlichen Titel bedingungslos abzulegen und alle unter diesem vollzogenen Handlungen zu widerrufen. Genug, er gab sich völlig in die Hände des Papstes. Dieser war erstaunt von der Wirkung seiner Vorschläge. „Der ist vor Angst verrückt geworden," sagte man sich in Avignon. Aber die Verhandlungen scheiterten, und zwar, wie es scheint, an den politischen Bedingungen, die Ludwig vor seiner Lossprechung erfüllen sollte. Zu den alten Forderungen waren neue getreten. Aber da gedachte Ludwig der Hilfe, die ihm einst in seiner Not von den Kurfürsten geworden, und so wandte er sich wiederum an das Reich, das mit Spannung dem bisherigen Verlauf der Verhandlungen gefolgt war. Die Frage aber war, ob es auch jetzt den Kaiser in seiner Stellung schützen wollte und könnte, ob es möglich war, die kirchliche Einheit mit der Würde des Reiches aufrecht zu halten. So lag Ludwigs Schicksal in der Hand der Kurfürsten, die ihm ihre Mißbilligung wegen seiner übertriebenen Demütigung bereits ausgesprochen hatten. Ihre Losung war aber: „Wahrung der eigenen und des Reiches Rechte, aber Preisgebung der Person Ludwigs." Denn zwischen ihm und den Kurfürsten stand seine Hauspolitik, die ihn vor allem mit den Luxemburgern entzweit hatte. Es handelte sich um Tirol. Hätte Ludwig es fahren lassen, er würde einen gleichen Erfolg erzielt haben wie im Jahre 1338.

Mag dem sein, wie ihm wolle, Ludwig war das Opfer der Kurie, die mit ihm ein frevles Spiel getrieben. Ihre Absichten scheiterten an dem Unwillen des deutschen Volkes. So mußte man einen anderen Weg einschlagen und an Stelle des Verhaßten einen Mann setzen, der schon deshalb ein gefügiges Werkzeug der Kurie war, weil er ihr seine Erhebung dankte. Da war niemand geeigneter als Karl, der Sohn König Johanns von Böhmen. Und Clemens ging daran, ihm den Weg zu bahnen. Zunächst ward das Bistum Mainz mit einem Anhänger der Papstpartei besetzt. Dann erging aufs neue der Bannstrahl gegen Ludwig. Es war ein recht freundlicher Gruß, den Clemens ihm entbot: „Verflucht sein Eingang, verflucht sein Ausgang! Es schlage ihn der Herr mit Blödsinn, Blindheit und Geistesstörung!" „Der Erdboden öffne sich und verschlinge ihn lebendig! In einer einzigen Geschlechtsfolge werde sein Namen vertilgt und verschwinde sein Gedächtnis von der Erde!" Ueberall wurde die Bannbulle verbreitet. Dann aber regnete es Briefe an die deutschen Fürsten mit der Mahnung zur Wahl Karls. Am 11. Juli 1346

Digitized by Google

wurde sie vollzogen. Aber es fehlte noch viel, daß er anerkannt war. Allenthalben hieß er im Reich der „Pfaffenkönig". Des Papstes Ruf gegen Ludwig war kläglich verhallt. Und dessen altes Glück schien sich zu erneuern. Seine Krone saß fest auf seinem Haupte. Und nicht der Papst, noch der Papstkönig hat sie ihm vom Haupte gerissen, wohl aber ein Stärkerer — der Tod. Am 11. Oktober 1347 ist Ludwig auf der Jagd in der Nähe des Klosters Fürstenfeld gestorben. Trotz Bann und Interdikt holte ihn die getreue Bürgerschaft Münchens ein und bereitete ihm ein christlich Grab.

Neuntes Kapitel.

Und der Tod des Gegners allein hat Karl den Weg zum Thron gebahnt trotz all der Dienste der Kurie, trotz all der Bemühungen Clemens' VI., dessen Schüler er war. Dieser hatte ihn förmlich zum Theologen gemacht, ihm aber auch den Haß gegen Ludwig eingeflößt, den Todfeind seines Hauses. Er sah es gern, daß sich Karl mehr und mehr dem Mystizismus ergab und zum eifrigsten Reliquiensammler ward. Und Karl war ihm ein gehorsamer Sohn, der sich auch als König seine Geneigtheit mit allen Mitteln zu gewinnen suchte. Bis zur Approbation enthielt er sich aller Regierungshandlungen. Und erst als ihm Clemens die gnädigen Worte geschrieben: „Wir haben dich zum König der Römer ernannt," ließ er sich krönen und leistete fraglos den Treueid. Trotz der Rhenser Beschlüsse erklärte er, daß er seinen Titel „König der Römer" abhängig von Rom betrachte. Und doch erntete er keinen Dank. Nach Italien durfte er vorläufig nicht, den man in Avignon selbst spottend den Söldling und Eilboten der Kurie nannte. Und in Deutschland erschwerte ihm die päpstliche Freundschaft jeden Schritt. In ihrem Dienste sollte er die Anhänger Ludwigs von ihren Bischofssitzen entsetzen. Sie hinderte jeden Ausgleich mit dessen Söhnen. Ein Glück für Karl, daß Clemens rechtzeitig starb. Schon jetzt sah das deutsche Volk mißmutig auf den „Pfaffenkönig". Bei dem Nachfolger fielen wenigstens die persönlichen Gefühle weg. Es war Kardinalbischof Stephan Aubert, der sich Innocenz VI. nannte. Ein bedeutender und rücksichtsloser Mann! Der Gedanke seines Lebens war die Rückeroberung des Kirchenstaates. Er dachte nicht an die Rückkehr nach Rom, umsomehr aber wollte er die Rechte der Kurie wahren. Die Aufgabe übertrug er dem Kardinal Albornoz, einem streitbaren Helden, der mit Hilfe des Cola Rienzi die Aufgabe glänzend löste.

Und nun hatte auch Karl seine Romfahrt angetreten. Denn Innocenz teilte die Bedenken dagegen mit nichten. Was hätte er dabei fürchten sollen? Wie armselig war dieser „Römerzug". Auf geheimen und versteckten Wegen kam Karl nach dem Süden. Dem Italiener erschien er „wie ein Kaufmann, der zur Messe zieht".

Digitized by Google

Und in der Tat, von den Träumen einer Weltherrschaft war er weit entfernt. Das erfuhr Petrarca in Mantua in einem seltsamen Zwiegespräch. Kein Wunder, daß dieser es ablehnte, nach Rom zu kommen zur Krönung. Ihn ekelte die Schau. Und in der Tat, jammervoll verlief das heilige Fest. Am 2. April stand Karl vor Rom, in das er jedoch vor seinem Krönungstage nicht einziehen durfte. Aber von dem gütigen Papste erhielt er die Erlaubnis, die heiligen Stätten als „Privatmann" zu besuchen. In Pilgerkleidung betrat er nun, ehrfürchtigen Schauders voll, die „Roma aeterna". Dann erfolgte am 5. April, dem Ostertage, die Krönung durch den Kardinal von Ostia, ganz nach dem alten Zeremoniell. Da aber die Sonne sich neigte, erhob sich Karl vom Königsmahl und ritt gehorsam aus der Stadt, in einem Kloster zu nächtigen. Seine Frist war um. Die Römer hatten ihm die Herrschaft angeboten, er aber ermahnte sie, dem Papste zu gehorchen, wie er es selbst tat. Ein trauriges Schauspiel. Er hatte Petrarca gesagt, die römische Republik sei eine Bettlerin geworden. Aber stand es um das römische Kaisertum anders? Er hatte die Krone und den Frieden um den Preis der äußersten Selbsterniedrigung erkauft. Gerade jetzt konnte der letzte Streich gegen die gefährdete päpstliche Herrschaft geführt werden. Statt dessen hat er den päpstlichen Anmaßungen Genüge getan, mehr denn jeder andere vor ihm. Er aber eilte nach Norden. Sein Heimzug glich einer Flucht und Petrarca rief ihm die Worte nach: „Wenn dir dein Vater oder dein Großvater auf deiner Heimkehr begegnet wären, was meinst du wohl, daß sie gesagt hätten?"

Und doch hatte der Zug bewiesen, daß alle Bemühungen der Päpste, den Zusammenhang zwischen Deutschland und Italien zu zerstören, erfolglos waren. Auch die Goldene Bulle — Karls IV. größte Tat — trug den Rechten des Reiches gegenüber der Kurie in kluger Weise Rechnung. Der römische Einfluß wurde fern gehalten. Freilich erhob Innocenz VI. Protest dagegen, aber er wurde mit der Aufforderung zum Schweigen gebracht, er möge zuerst die gegen Heinrich VII. und Ludwig den Bayern gewagten Uebergriffe aus den Dekretalen streichen. So erhielten denn die Rhenser Beschlüsse dauernde Gesetzeskraft. Die Kaiserkrönung indessen blieb ganz außerhalb der Verfügungen. Er hielt sich hierbei nur an das Notwendige und das zweifellos zu Recht Bestehende. So ist es ihm gelungen, Zustände zu schaffen, welche selbst vonseiten der Kurie unanfechtbar waren. An eine Bestreitung der Kaiserkrone konnte nicht mehr gedacht werden. Aber die Stellung war doch eine wesentlich andere, seitdem der deutsche König seine eigene Krone ohne den Papst gewann und trug. Von einem Recht des Papstes, das erledigte Reich zu verwalten, war nun auch keine Rede mehr.

Indessen war auch das persönliche Verhältnis des Papstes zu Deutschland ein anderes geworden. Die Katastrophe des Königs von Frankreich, der seit der unseligen Schlacht von Maupertuis (19. September 1356) in englischer Gefangenschaft saß, drängte ihn,

Digitized by Google

die Hilfe des Reiches zu suchen. Zugleich bereitete ihm der deutsche Klerus finanzielle Schwierigkeiten. Klerus wie Laien waren über die päpstliche Finanzwirtschaft von heftigem Unwillen erfüllt. Der Kaiser gab ihm freundliche Worte. Aber dabei hatte es sein Bewenden. Und so kam der Metzer Tag: nachdem schon in Koblenz streitbare Gesetze gegen das Papsttum verkündigt worden waren, wurden hier die Schlußkapitel der Goldenen Bulle publiziert und des Papstes Legat, Kardinal Talleyrand von Perigord, war Zeuge ihrer Sanktion durch Kaiser und Reich. Und damit war die seit vierzig Jahren betriebene rechtlose Politik der Päpste durch Gesetzeskraft besiegt. Es war ein Schritt vorwärts, der neuen Zeit entgegen.

Innocenz ist schon am 12. September 1362 gestorben. Die Kardinäle erkannten die Notwendigkeit, einen überragenden Geist zu wählen, der dem eingerissenen Unheil wehren sollte. Sie erkoren den Abt des Benediktinerklosters St. Viktor bei Marseille. In der Tat war er der Besten einer. Sein Erstes war: zurück nach Rom! Dann die gesamte Christenheit einen zum Kampfe gegen die Türken! Von Avignon aus war das unmöglich. Denn der dortige Aufenthalt der Päpste war zum europäischen Aergernis geworden. Verblieb das Papsttum noch länger, so verlor es seinen universalen Charakter, ganz abgesehen von Deutschland, das schließlich in ihm nichts anderes gesehen hätte als einen französischen Primat. Karl selbst öffnete dem neuen Papste die Augen über die Gärung, die durch Deutschland ging. Ja er eilte, um die Verhandlungen rasch zum Ziele zu führen, selbst nach Avignon. In kaiserlichem Prunke zog er dort am 23. Mai 1365 ein. Das Volk freilich lächelte über die allzu tiefe Devotion, die er dem Papste gegenüber zur Schau trug. Bereitwillig ging er auf den Kreuzzugsgedanken ein, die Türken aus Europa zu vertreiben. Aber wegen der Rückkehr der Kurie nach Rom kam man zunächst über die Vorbesprechungen nicht hinaus, wiewohl es Urban damit wirklich ernst war. Und er hat auch trotz des Widerstandes der Kardinäle, die das behagliche Avignon nicht verlassen wollten, seinen Plan durchgesetzt. Im Oktober 1367 hielt er in der Tat seinen Einzug in der Tiberstadt. Karl war trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm diesseits und jenseits der Alpen in den Weg stellten, gleichfalls nach Italien geeilt. In Viterbo traf er mit dem Papste zusammen, den er nun feierlich nach Rom geleitet hat. Er führte beim Einzuge das Roß des Papstes am Zügel — zum Gespötte der Römer. Zum Lohn setzte Urban der Kaiserin die Krone auf.

Aber bald reute es Urban, den Lockungen des Kaisers gefolgt zu sein. Italien widerhallte von Waffenlärm, alle Ordnungen waren gelöst, wilde Kriegerbanden durchzogen das Land. Und der Kaiser war „mit gefüllter Börse, von Italien mißachtet", heimgekehrt, ohne Frieden zu schaffen. So verließ denn auch Urban im Mai 1320 wiederum Rom. Er sehnte sich nach seinem Avignon. Die Liebe zu Frankreich war zu groß und er war nicht der Mann, seiner Leidenschaft

Digitized by Google

Zügel anzulegen. Sie hatte ihn bei den Ketzerverfolgungen bis zum Wahnsinn fortgetrieben, sie machte ihn blind gegenüber den verhängnisvollen Folgen seines Wegzuges von Rom.

Indessen starb er noch im Dezember dieses Jahres. Den Zeitgenossen schien sein Tod die gerechte Strafe für diesen Schritt. Karl hat ihm keine Träne nachgeweint. Und die Kardinäle wählten in Gregor XI. einen Freund des Kaisers. Nie hätte ihm das willkommener sein können als in diesem Augenblicke, da es galt, bei der Wahl seines Sohnes Wenzel zum deutschen König die Kraft seines Staatsgrundgesetzes dem Papste gegenüber zu erproben. Einen Bruch mit diesem wollte Karl natürlich unter allen Umständen vermeiden. Aber indem er die Zustimmung der Kurie begehrte, wollte er die Rechtsfrage in nichts preisgeben. Die Dinge lagen günstig. Denn Gregor bedurfte seiner zur Rückkehr nach Rom. Aber da er die Pläne Karls erfuhr, erschrak er doch und wollte die Wahl unbedingt von der päpstlichen Zustimmung abhängig machen. Man sieht: kaum sollten die Bestimmungen der Goldenen Bulle zum erstenmal in Kraft treten, erfuhren sie den Protest der Kurie. Vater und Sohn sollten demütig in Avignon erscheinen und die Schwüre leisten, wie Karl sie einst geschworen, und geloben, daß fürder nur mit besonderem Konsens des Papstes der Sohn noch bei Lebzeiten des Vaters gewählt werden dürfe. Aber hierin gab Karl nicht nach und Gregor mußte sich mit dem fait accompli zurechtfinden. Denn Karl hatte die Lage des Papstes vortrefflich genützt. Immer dringender waren die Mahnungen geworden, die Gregor nach Italien riefen. Die heilige Brigitta und die heilige Katharina von Siena gaben ihnen einen besonderen Nachdruck. Der weltliche Besitz war nicht bloß durch die politischen Machenschaften, sondern auch durch die allgemeine Strömung gegen die weltliche Macht des Papstes bedroht. Mochte sein Bannstrahl die erregten Florentiner treffen, die eine regelrechte Säkularisation durchzuführen gedachten, der Aufruhr ergriff auch Bologna und die Städte des Kirchenstaates. So zwang den Papst die Not, nach Rom zu gehen, wo er im Januar 1377 eintraf. Karl aber hatte ihm im März Kenntnis gegeben, daß die Kurfürsten Wenzel am 1. Juni zu wählen und zu krönen gedächten. Gregor wollte wenigstens die Krönung bis nach erfolgter Approbation verschieben. Darauf aber gingen die Kurfürsten nicht ein und nun hätte sich der Papst mit einer kurzen Verzögerung begnügt, um wenigstens noch vor der Wahl Wenzel approbieren zu können. Aber auch dazu ließ man ihm keine Zeit: am 10. Juni erfolgte die Wahl, am 6. Juli die vorschriftsmäßige Krönung in Aachen. Und auch jetzt erfüllten die Kurfürsten nur ungern des Kaisers Wunsch, Gregor Mitteilung zu machen und seine Huld für den Erwählten zu erbitten. Schon das war ihnen zu viel. Mit Recht. Aber Karl hat dann doch den Papst um Genehmigung der Wahl gebeten.

Doch dieser war schon am 21. März 1378 gestorben. Und bei der Neuwahl trat den Tendenzen der französischen Kardinäle eine starke

Digitized by Google

nationale Reaktion in ganz Italien entgegen. Kaum hatte das Konklave begonnen, so brauste auch schon der Ruf durch die Straßen von Rom: „Wir wollen einen Römer!“ Die Erregung der Massen stieg und von Sankt Peter erscholl Sturmgeläute. Unter diesen Eindrücken ward Erzbischof Bartholomäus Prignano von Bari — Urban VI. — gewählt. Freilich, bald genug reute sie die Wahl dieses Mannes, der von einer Rückkehr nach Avignon nichts wissen wollte, den französischen Interessen mit aller Kraft entgegentrat. Denn ihn lockten die großen Beispiele seiner Vorgänger, er wollte die Welt beherrschen, seinem Willen sollte sich alles beugen. Aber mit Brutalität allein war dieses große Ziel nicht zu erreichen. Vor seinen ersten Maßregeln verzogen sich die französischen Kardinäle nach Anagni, mit der Absicht, von hier aus den vernichtenden Schlag gegen Urban zu führen. Sie bekannten offen, daß sie lediglich aus Furcht vor dem römischen Pöbel Urban gewählt, und erklärten deshalb kraft kanonischen Rechts die Wahl für ungültig. Es war das offene Bekenntnis ehrloser Feigheit. Und sie wählten am 20. September in Fondi den Kardinal Robert von Genf — Clemens VII. Urban aber hielt sich in Rom und die germanischen und slavischen Völker ergriffen für ihn Partei, während Clemens von den romanischen anerkannt wurde.

Ein Schisma, wie die Kirche noch keines erlebt, war angebrochen. Karl hat nur noch die Anfänge geschaut, aber die ungeheure Entwicklung geahnt. Bis zuletzt hat er die Sache Urbans geführt, ohne zu wissen, daß sein Gesandter Konrad von Wesel zu den Kardinälen übergegangen war. Denn als dieser heimkehrte, weilte Karl nicht mehr unter den Lebenden. Der Greis hatte das Reich und den schweren Konflikt seinem 18jährigen Sohne überlassen müssen. Es wäre die lohnendste Aufgabe für Wenzel gewesen, ihn zu lösen. Aber wollte er das, so mußte er sich über die Parteien stellen, die, wie sie ihm beide die Approbation erteilt, beide gezwungen waren, die Entscheidung des Kaisertums anzurufen. Er konnte dadurch diesem neue, unerhörte Bedeutung geben. Aber Wenzel hatte bereits Partei ergriffen. Er tat noch mehr. Auf seinem ersten Reichstag in Frankfurt hat er mit den Kurfürsten feierlich gelobt, Urban beizustehen, dagegen Robert von Genf zu bekämpfen. Damit war ausgesprochen, daß Kaiser und Reich die Vorsorge für die kirchliche Einheit übernahmen. Aber schon gewann auch Clemens an Anhang. Was half es, daß man die französischen Bemühungen für den Gegenpapst schroff abgewiesen, wenn nun Kurfürst Adolf von Mainz dessen Partei ergriff. So ward die leidige Frage mit den Interessen des Reiches selbst verquickt. Sie hat eine befriedigende, wenn auch freilich für Wenzel nicht sehr ehrenvolle Lösung gefunden. Auch auf seine Beziehungen zu Frankreich hatte das Schisma tiefgehenden Einfluß. Die alten Freundschaftsbande wurden gelöst, und mit einem Ungestüm, den man an Wenzel nicht gewöhnt war, schloß er sich König Richard II. von England an, der aus Feindschaft gegen Frankreich

Digitized by Google

feurig für Urban eintrat. Und Wenzel trug sich mit dem Gedanken einer Romfahrt, um sich aus Urbans Händen die Kaiserkrone zu holen. Wohl noch nie ist ein deutscher König vom Papste mit solcher Sehnsucht erharrt worden, wie König Wenzel. Aber die Fahrt unterblieb. Er hat die Kaiserkrone nie gewonnen, obwohl er die Absicht nie aufgegeben und der Wunsch des deutschen Volkes ihn gewissermaßen dazu drängte.

„Die Welt," sagte in diesem Sinne einer seiner Zeitgenossen, „hat einen Papst zu viel und einen Kaiser zu wenig." Und drängten doch auch die ungarischen Verhältnisse dazu. Denn von Neapel aus wurde durch König Karl auch die luxemburgische Herrschaft in Ungarn bedroht. So war es der Wunsch Urbans gewesen, Neapel dem Parteigänger seines Feindes abzugewinnen. Aber der Tod rief ihn ab (15. Oktober 1389). Man sagt, er starb an Gift. Eine starke, aber tragische Natur: sein fast krankhafter Despotismus ist ihm und dem Abendlande zum Verhängnis geworden.

Mit Recht hatte Clemens nach Urbans Tod auf die Anerkennung von seiten der italienischen Kardinäle gerechnet. Vergebens. Letztere erhoben den Kardinal Tomacelli-Bonifazius IX. Eine schlimme Wahl. Er war der habgierigsten einer und hat der Simonie in den krassesten Formen sich schuldig gemacht. Alle Kräfte aber setzte er ein, um seinen Gegner zu vernichten. Um diesen Preis war er auch bereit, das Schisma zu enden. Sonst verschlossen sich beide Päpste den Einigungsversuchen. Machte sich doch das Schisma in allen Verhältnissen des europäischen Staatenlebens fühlbar. Eine Fülle von kleinen und kleinsten Konflikten entsprangen daraus. Es erzeugte den gleichen Zwiespalt in den Diözesen, Kapiteln und Pfarreien. Kein Wunder, wenn allenthalben die Sehnsucht nach der Einheit sich regte. An der Sorbonne wirkte in diesem Sinne Konrad von Gelnhausen, der im Auftrag Karls V. seine Ideen über die Beseitigung des Schismas durch ein allgemeines Konzil niederlegte. Und Heinrich von Heinbueche aus Langenstein begründete diesen Gedanken noch weiter und erklärte die Berufung des Friedenskonzils für eine Aufgabe des Kaisers. Dazu kam die Idee, die in der abendländischen Christenheit am meisten Anklang fand: beide Päpste sollten entsagen. Aber noch war man nicht so weit.

Am 16. September 1394 starb Clemens VII. Vergebens warnten Hof und Universität von Paris vor einer Neuwahl. Sie fiel auf Petrus von Luna, der sich Benedikt XIII. nannte — einer der bedeutendsten Geister seiner Zeit. Er hatte mit den Kardinälen den Eid geleistet, abzudanken, wenn dies gefordert würde. Aber er hielt sich nicht daran. Nun aber hatte in der Tat auch Deutschland Stellung genommen. Auf dem Reichstag von 1397 beriet man sich mit dem englischen und dem französischen Gesandten, wie man dem Elend Einhalt tun könnte. Und Wenzel raffte sich selbst zu einem energischen Schritte auf: er, der allem Drängen zum Trotz den Weg

Digitized by Google

ins Reich kaum zu finden wußte, er traf im März 1398 in Reims mit dem französischen König zusammen. Es war eine glanzvolle Entrevue, soweit es Karl VI. betraf; Wenzel aber konnte infolge Trunkenheit dem Prunkmahl nicht anwohnen. Der Herzog von Orleans leitete die Verhandlungen und setzte den Beschluß durch, beide Päpste sollten in friedlicher Weise zum Rücktritt gebracht werden. Benedikt XIII. aber war nicht gewillt, sich zu fügen, während Bonifazius sich dazu bereit erklärte, wenn seine Gegner das gleiche täten. Benedikt hatte dadurch den Zorn des Königs Karl VI. erregt. Man entzog ihm den Gehorsam und schloß ihn in seinem eigenen Palaste in Avignon ein. So blieb er vier Jahre gefangen, ohne daß trotz seines Resignationsversprechens das Schisma hätte beseitigt werden könn n. Bonifazius weigerte sich, ein Gleiches zu tun. Noch einmal hatte er durch die Kaiserkrone Wenzel für sich zu gewinnen gesucht. Es war zu spät. Bereits war Wenzels Schicksal besiegelt. Man hatte ihm schon in Frankfurt seine Untätigkeit in der Frage des Schismas zum Vorwurf gemacht; jetzt kam man bei seiner Absetzung noch einmal darauf zurück.

Und doch schlug auch Rupprecht Bonifazius gegenüber keine neuen Wege ein. Von einer Preisgebung wollte auch er nichts wissen. Aber alsbald mußte Rupprecht die üblen Folgen von Wenzels Absetzung auch der Kurie gegenüber empfinden. Mußte man doch jetzt wohl oder übel dem Papst das Einmischungsrecht einräumen. Die Kurfürsten selbst baten den Bonifazius, den sie eben noch von Frankfurt aus mit so heftigen Worten bedroht, Rupprecht zu approbieren. Dieser selbst aber handelte etwas zurückhaltender. Um die Bestätigung seines Königtums hat er nicht gebeten, lediglich die Approbation hat er um der Kaiserkrone willen begehrt. Aber Bonifazius selbst standen nun tausenderlei politische Schwierigkeiten entgegen. Ging er auf Rupprechts Wünsche ein, so machte er sich seine alten Freunde zu Feinden.

Da war die Hauptfrage: was konnte Rupprecht bieten? Es fehlte in seiner Umgebung nicht an Männern, welche die Gelegenheit nutzen wollten, die Bestimmungen der Goldenen Bulle zu durchkreuzen. Kardinal Zobardella meinte, es sei des Papstes Amt, einen Kaiser abzusetzen und sich in das Imperium zu mischen. Und so wollte Bonifazius dem Papste das alleinige Recht wahren, den deutschen König abzusetzen, deutete aber an, daß die Kurfürsten bei dem Wenzelprozeß seiner Zustimmung sicher gewesen wären. So weit war er entgegenkommend. Dann aber machte er seine Bedingungen: eine volle Sicherung der Rechte und Freiheiten der Kirche, keinerlei Verbindung mit Frankreich oder einer anderen schismatischen Macht, Bekämpfung des Gegenpapstes und Stellung seiner Kirchenpolitik unter den päpstlichen Willen. Ueberdies begehrte er genaue Aufschlüsse über Rupprechts italienische Pläne. Hätte dieser nur nie solche gehegt! Denn seine Fahrt nach Italien ist eine der kläglichsten Episoden der deutschen Geschichte. Der Papst wußte, daß der deutsche König ganz auf seine Gnade ange-

Digitized by Google

wiesen war. In diesem Sinn stellte er seine Bedingungen. Und so kläglich wie der ganze Feldzug endeten auch die Verhandlungen mit Rom. Soviel des Hohnes hat kein deutscher Fürst wohl je diesseits und jenseits der Alpen gefunden. Aber auch in Deutschland spielte Ruprecht nur eine klägliche Rolle. Und doch waren ihm die Verhältnisse dem Papste gegenüber außerordentlich günstig, so daß er die Approbation schließlich ohne besondere Zugeständnisse gewann. Sie nutzte ihm auch in Deutschland nichts, und zur eigentlichen Romfahrt ist es nicht gekommen. Das eine war sicher. Er war nicht der Mann, in der Kirche Ordnung zu schaffen, sein Walten war ein Vegetieren, aber kein Regieren.

So gingen denn in Avignon und in Rom die Dinge ihren Gang. Benedikt XIII. wußte sich aus seiner drangvollen Lage zu befreien und Anerkennung zu gewinnen. Sein Höchstes war ihm sein Recht. Es war ihm zugleich das Recht des Papsttums. Mit eherner Zähigkeit hielt er daran fest. Inzwischen wechselten auch in Rom die Päpste. Am 1. Oktober 1404 starb Bonifazius. Sein Nachfolger, Cosimo dei Migliorati, ein Neapolitaner, hatte den gleichen Schwur geleistet wie einst Benedikt, alles daranzusetzen zur Beseitigung des Schismas. Auch ihm war die Tiara verhängnisvoll. Kaum trug er sie auf dem Haupte, da wandte sich sein versöhnlicher Sinn. Indes starb er schon am 6. November 1406. Jetzt wollten die Kardinäle von einer neuen Wahl abstehen, wurden aber durch die Unruhen dazu gezwungen. Sie fiel auf Gregor XII. So alt er war, sein Recht vertrat er mit leidenschaftlicher Zähigkeit. Auch er hatte geschworen, das Schisma zu enden. Auch ihm stand seine Würde höher als sein Schwur. Und so sahen denn die Kardinäle in Rom und in Avignon dem Treiben ihrer beiden Hohenpriester zu: der eine ein Herrscher vom Scheitel bis zur Sohle, der andere ein „gefühlvoller Schauspieler". Die beiden Greise spielten dann die Komödie bis zu ihrem Tode weiter.

Aber nun erfolgte, was längst schon hätte geschehen sollen: die Kardinäle von Avignon und Rom vereinigten sich und verständigten sich über ein Generalkonzil. Der Schritt war unerhört, aber die einzige Möglichkeit, dem Uebel zu steuern. Aber es kam alles auf die Haltung der Fürsten an. Denn durch das Schisma war die Abhängigkeit der Kirche von den Staaten Ereignis geworden. Wenn Deutschland jetzt einen starken König gehabt hätte! An Ruprecht erging die Einladung, seines Schirmvogteiamts der Kirche eingedenk zu sein. Aber er gab ihnen gar keine Antwort. Zwar berief er einen Reichstag nach Frankfurt, um hier dieser Frage näher zu treten. Dort erschien auch der Gesandte der Pisanischen Kardinäle, Kardinal Landulf von Bari, der in Deutschland mit unerhörtem Jubel begrüßt wurde. Allenthalben hatte man dem Friedensboten einen glänzenden Empfang bereitet. Aber Ruprecht hielt sich auch hier an den Legaten seines Papstes, der, freilich vergeblich, die Einladung zu einem gleichzeitigen Konzil nach Udine

Digitized by Google

brachte. Aber was half es Rupprecht, wenn er gegen das pisanische Konzil protestierte und an ein echtes Generalkonzil appellierte; was nutzte es, wenn seine Gesandten in Pisa den Protest an die Kirchentüre anschlugen und wieder abzogen — am 5. Juni ward die Absetzung über Gregor und Benedikt ausgesprochen, am 26. Juni Alexander V. gewählt. Das Konzil hatte schon vorher die Erklärung abgegeben, daß die Kirche über dem Papste stehe, und die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern beschlossen. Freilich dies konnte nicht sofort durchgeführt werden, dazu bedurfte es langer und eingehender Vorbereitungen. Aber das Schisma war trotzdem nicht beseitigt: statt zweier hatte die Christenheit jetzt drei Päpste. Gregor hatte unter den allerdings recht bedenklichen Auspizien Rupprechts sein Konzil in Cividale eröffnet: es endete ohne jedes Resultat und der direkt zum Possenreißer gewordene Greis flüchtete sich nach Gaëta. Aber er ließ nicht nach, Rupprecht zu schüren und es war nahe daran, daß um der schismatischen Päpste willen ein innerer Krieg in Deutschland ausbrach, nachdem Wenzel mit Energie für Alexander eintrat und im Zusammenhang mit diesem Streite den Abzug der Deutschen von der Universität Prag veranlaßte. Es war eine zweifellose Verletzung der Deutschen, da er, von Huß veranlaßt, der böhmischen Nation an der Universität drei Stimmen verlieh, den anderen aber nur eine beließ. Aber Rupprechts Tod beseitigte die Gefahr des Bruderkriegs. Am 18. Mai 1410 erlag er auf Schloß Landskron der Wassersucht.

Doch der kirchliche Gegensatz wirkte auch auf die neue Wahl in verhängnisvoller Weise ein. Pfalz und Trier hielten an Gregor fest, während Mainz und Köln auf Seite Alexanders V. standen. Zu allem Unglück war dieser wenige Tage vor Rupprecht (4. Mai) gestorben. Die Kardinäle wählten bereits am 17. Mai den Kardinal Cossa, der sich Johann XXIII. nannte. Sein Erstes war, daß er der Konzilspartei König Sigmund für den deutschen Thron empfahl. Aber gerade die kirchliche Frage war es, welche zunächst zu einer zwiespältigen Wahl führte. Während Pfalz, Trier, Brandenburg Sigmund ihre Stimme gaben, wählten Mainz, Köln und Böhmen Jost von Mähren zum König. Erst nach dem Tode Josts gaben auch Mainz und Köln den Mahnungen Johanns Gehör. Er hatte wohl gewähnt, sich in Sigmund den Bundesgenossen zu gewinnen, dessen er in seiner drangvollen Lage bedurfte. Kaum je hat ein Papst den Stuhl Petri bestiegen, der so wie Johann aller geistlichen und kirchlichen Tugenden bar war. Sein Leumund war der denkbar schlimmste. Kaum gab es eine Freveltat, deren man ihn nicht beschuldigte, kaum ein Verbrechen, dessen man ihn nicht für fähig hielt. Im Kampfe der Parteien war er emporgekommen, ein Sohn der Zeit und seines Neapel. Er war Kardinal geworden, ehe er die Priesterweihe empfing, der er sich jetzt als Papst nicht mehr entziehen konnte. Aber seinen Charakter hat er damit nicht geändert. Berufen, das „Krumme

Digitized by Google

gerade zu machen", trug er seinen Nepotismus, seine Geldgier, die ihn zu schamlosem Pfründenhandel und Erpressungen trieb, seine Laster ruhig zur Schau. So war die Not der Kirche nur gestiegen, da auch Gregor und Benedikt ihren tollen Spuk ruhig weiter trieben. Da wandten sich denn aller Augen auf König Sigmund. Zumal Johann. Denn dieser hatte vor König Ladislaus, der am 8. Juni siegreich in Rom einzog, nach Florenz flüchten müssen. Aber Sigmund machte sich Johanns Not recht wohl zunutze. Auch er wollte die Reformation der Kirche. Auch er verschloß sich nicht dem Rufe seines Volkes und der Welt. Aber er sah, vom Papste war sie nicht zu erreichen und so wollte er selbst dies gewaltige Werk vollbringen. Ihn lockte der Ruhm, der ihm sicher war, wenn er die Sehnsucht der Völker „nach einer geeinigten und gereinigten Kirche" stillte. Er wußte, das konnte nur durch ein allgemeines Konzil erreicht werden. Aber es mußte an einem Orte stattfinden, der fern lag von allen Welthändeln, außerhalb der Interessensphäre der drei Päpste. So nützte er die drangvolle Lage Johanns, schnitt alle seine Ausflüchte ab und berief das Konzil für den 1. November 1414 nach Konstanz am Bodensee. An alle Päpste und Parteien erging die Einladung. Er übernahm die Führung der ganzen Christenheit und niemand wagte Widerspruch. Ein Jubel sondergleichen ging durch das deutsche Land. Er schien ein König ganz nach dem Herzen des Volkes. Und sein Angang war der Beste. Die Erinnerungen an die stolzesten Tage deutscher Kaiserzeit lebten wieder auf. Der Scharfsinn aller Gelehrten hatte sich erschöpft an dem unseligen Problem, das Schisma zu lösen. An diesem magerte ihr Mutterwitz. Aber Sigmund war es gelungen und mit höchstem Stolze blickte man auf ihn, als nun aus allen Landen die erlauchten Gäste in der Konzilsstadt zusammenkamen. Und in der Weihnachtsnacht 1414 hielt er nun selbst seinen Einzug und sang im Dom das Christnachtsevangelium: „Es erging ein Gebot vom Kaiser Augustus."

Ein festliches Treiben hub nun an. Turnier und Gasterei, weltliches und kirchliches Schaugepränge, ein Jahrmarkttreiben tollster Art wechselten Tag um Tag. Mit Kaiser und Papst, den Fürsten des Reichs, mit den 29 Kardinälen, den 300 Bischöfen, 300 Dekanen hatte sich das Gesindel aus allen Landen zusammengefunden, Dirnen und Diebe, Beutelschneider und fahrende Leute. An hunderttausend Menschen beherbergte die liebliche Reichsstadt. Und doch galt es und gab es ernste Arbeit. Wer möchte es leugnen, daß die Berufenen alle erfüllt waren von dem hohen Ziele der Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern.

Doch war es Menschenwerk, das es zu üben galt. So sehen wir neben höchstem Idealismus und tiefster Sehnsucht nach dem Heil, neben tiefer theologischer Erwägung und spitzfindiger Scholastik, die hier ihre Orgien zu feiern hoffte, leidenschaftlichen Haß und grenzenlosen Eigennutz am Werk. Ränke ohne Zahl werden geübt.

Digitized by Google

Das wilde Spiel auf Vorteil und Gefahr trat in sein volles Recht. Und doch, König Sigmund war sich der Größe seiner Stellung und seiner Verantwortung in gleicher Weise bewußt. Er entwickelte eine leidenschaftliche Tätigkeit und er überwachte das große Werk.

Sein Erstes aber war, jedes Hindernis der Einung zu beseitigen. Und darum mußte Johann fallen. Schon um der Einheit der deutschen Fürsten willen, die noch immer der Päpste Zwist trennte. Johann ahnte sein Geschick. Er hoffte es lediglich durch kleinliche Ränke wenden zu können, wenn er Unfriede säete zwischen Sigmund und Frankreich. Mit Hilfe Herzog Friedrichs IV. von Oesterreich gelang ihm die Flucht. So setzte er sich dem Konzil gegenüber ins Unrecht. Noch mehr, er hat dadurch den großen Beschluß vom 6. April gezeitigt, der das Konzil über den Papst stellte. Und über diesen sprach nun das Konzil ein vernichtendes Urteil. Die 72 Anklagepunkte entwerfen ein Bild grenzenloser Verkommenheit. Kaum ist es möglich, daß er all die Verbrechen begangen hat. Das ist auch nebensächlich. Das Bedeutsame war, daß man bei dem Statthalter Christi solche Frevel für möglich hielt. Das war ein verdammender Spruch für die ganze päpstliche Wirtschaft, deren Treiben nun vor den Augen der Völker schonungslos enthüllt ward. Aber Johann ward feierlich abgesetzt und dem Pfalzgrafen Ludwig in Gewahrsam gegeben. Im Jahre 1419 ist er in Florenz gestorben.

Leichter war das Spiel mit Gregor XII. Er beugte sich der Notwendigkeit und ließ sich reichlich abfinden, nachdem man ihm gestattet, das Konzil noch einmal zu berufen und als ein allgemeines zu bevollmächtigen. Es war ein verhängnisvoller Schritt. Ward doch später durch die Kurie dieser Akt eines Papstes von gestern als Grundlage der Gesetzmäßigkeit des Konzils erklärt. Dann aber machte sich Sigmund auf, um Benedikt persönlich zur Abdankung zu bewegen. Doch dieser beharrte auf seinem Trotze und zog sich in sein Felsennest Penniskola zurück. Aber er gewann dessen Anhänger, die Könige von Aragonien, Kastilien und Navarra. Sie schlossen am 13. Dezember einen Vertrag, der Absetzung Benedikts zuzustimmen. Neuer Jubel in Konstanz. Aber Sigmund blieb fern, anderen Plänen nachgehend, die ihn zu den Freuden des Pariser Hofes und nach England führten. Das war sein und des Konzils Verhängnis. Da er im Januar 1417 widerkehrte, fand er den Charakter des Konzils in der traurigsten Weise verändert.

Der Rausch war verflogen, die Begeisterung abgeflaut. Ermüdung stellte sich ein. Dauerte die Tagung doch schon zwei Jahre. Dazu kam der immer stärker hervortretende Zwiespalt der Nationen. Vor allem Sigmund mußte die Wandlung fühlen. Die Franzosen legten ihm überall Steine in den Weg. So spielte sich manche häßliche Szene ab, die der Würde des Konzils schadete. Und als endlich der Spruch über den letzten der schismatischen Päpste, über Benedikt gefällt worden, erstand über die Wahl des neuen Papstes neuer Streit. Sigmund hatte den richtigen Gedanken, wenn er

Digitized by Google

darauf drang, die Reform der Kirche vor der Neuwahl ins Werk zu setzen, denn war erst wieder ein Papst erhoben, dann blieb alles beim Alten. Aber er stand bald mit seiner Idee allein. Frankreich war entgegen und auch England fiel jetzt von ihm ab. Was kümmerten den König jenseits des Kanals die Reformen; er war zufrieden, wenn er im Kampfe mit Frankreich den Papst nicht zum Feinde hatte. So mußte Sigmund nachgeben. Man schritt zur Wahl, die rasch zur Entscheidung führte. Am 11. November ward feierlich verkündet: „Habemus papam Ottonem de Colonna Martinum V.

Die deutschen Kardinäle hatten die Entscheidung gebracht, da sie für den Italiener eintraten.

Die Einheit der Kirche war gewonnen. Nun hatte aber das Konzil noch eine weitere Aufgabe zu lösen, die Kirche von allen Ketzereien zu säubern. Auch hier hat Sigmund persönlich eingegriffen, aber zum Unheil für sich, für die Kirche und vor allem für Deutschland. Kein Zweifel, er hatte dabei vor allem sein Erbland Böhmen im Auge, das er „reinigen" wollte von der Ketzerei und dem Ketzer Johannes Huß. Ein Tscheche von Geburt, ist dieser ein Sohn seines Volks stets geblieben. An der Universität Prag hat er seine Studien ganz in landläufigem Sinne gemacht, an der er dann als Magister verblieb. Da fielen ihm die Schriften Wiclefs in die Hände, die seinem Denken und Fühlen eine neue Richtung gaben. Ueber Wiclef gingen ihm die Augen auf. Der Oxforder Professor war von seinem Streit gegen die Bettelmönche zum Kampf gegen das Papsttum übergegangen. Und dieser Kampf ist auch das Wesentliche seiner Neuerungen. Gewiß hatte er einige Hauptlehren der Kirche, wie die Transsubstantiation, angegriffen. Aber der tiefste Grund für seine Lehre lag darin, daß die Geistlichkeit eine zu große weltliche Macht erworben hatte.

Das war ja die Ursache aller Opposition gewesen, daß man die göttliche Berechtigung einer so tief verderbten Geistlichkeit verwarf. Auch sein Motiv war kein anderes. Den Druck des Klerus aber empfand man in Böhmen nicht minder drückend als jenseits des Kanals. Kein Wunder, wenn die Schriften Wiclefs in Prag weiteste Verbreitung fanden. Zumal Hieronymus von Prag, der selbst zu Füßen Wiclefs gesessen, verkündete dessen Lehren allenthalben. Und bald gruppierten sich die Parteien: den bischöflichen Maßregeln gegen Huß und seine Lehre stellte sich das begeisterte Volk entgegen. Immer höher gingen die Wogen der entfesselten religiösen Leidenschaften. Inmitten dieses Kampfes aber ereilte Huß die Einladung zu dem Konstanzer Konzil. Gewarnt von seinen Freunden, aber in Sicherheit gewiegt durch den Geleitsbrief Sigmunds leistete er ihr Folge. Am 3. November 1414 traf er in Konstanz ein, am 28. ließ ihn der Papst mit unerhörtem Rechtsbruch in Haft nehmen. Wohl war auch Sigmund darüber erzürnt. Aber er fügte sich und gab die Erklärung ab, freies Geleit dürfe die kirchliche Gerichtsbarkeit nicht hemmen. Und er rührte keine Hand mehr für Huß, der somit

Digitized by Google

seinen Feinden schnöde preisgegeben war. Von Recht und gerechtem Gericht war keine Rede mehr. Ketzer, darüber war man sich einig, mußten brennen. Und in diesem Sinne wurde am 6. Juli, nachdem man ihn in grausamster Weise von Kerker zu Kerker geschleppt, über Huß das Urteil gesprochen. Der König saß in vollem Ornat dabei. Standhaft starb Huß den Ketzertod. Am 30. Mai 1416 verfiel auch Hieronymus von Prag dem gleichen Los.

Das war's. Man hatte mit begeisterten Worten von der Reform der Kirche gesprochen. Aber nur der kann reformieren, der die Schäden kennt. Huß war einer, dem die Augen aufgegangen, der die Lehre des hellsehenden Wiclef mit höchstem Mute vertreten. Aber ihn hat man verbrannt. Unwillkürlich drängt sich der Vergleich auf zwischen diesem schlichten, einfachen, aber auch feurigen und durch und durch wahrhaftigen Menschen und Johann XXIII., den das Konzil zum Auswurf der Menschheit gestempelt hatte. Dieser zog frei seines Wegs und wurde sogar noch einmal Kardinal. Huß verfiel dem schrecklichsten Tod: aber an seinem Scheiterhaufen entzündete sich ein Brand, den keine geistliche und keine weltliche Macht erlöschen zu können schien.

So kam auch das Reformprojekt nicht zum Abschluß. Man hatte in den verschiedenen Epochen des Konzils drei Reformausschüsse ernannt. Aber ihre Arbeiten blieben unvollendet. Schließlich hatte man auf eine allgemeine Reformation verzichtet. Als Ersatz sollten die mit den einzelnen Nationen abgeschlossenen Konkordate dienen. Alles Stückwerk! Und am 10. März 1418 annullierte Martin V. feierlich durch eine Bulle die Lehre von der Superiorität des Konzils. Es sollte niemals und unter keinen Umständen gestattet sein, vom Papste an ein Konzil zu appellieren.

Und dann ging er daran, den hussitischen Funken auszutreten. Aber zu hellem Brande loderte er empor. Es war eine nationale Bewegung, die den kleinen Stamm über sich selbst erhob. Seinem König Sigmund aber dankte es Deutschland, daß sich der Haß des erregten Volkes über seine Gefilde ergoß. Und über dem Reiche lag eine trostlose Lähmung: wie wehrlos war es dem Feinde preisgegeben. Und da vollzog sich das Seltsame. Die Hussiten führten bei allen religiös-sozialen Tendenzen einen Nationalkrieg, während in Deutschland gegen die Ketzer das Kreuz gepredigt wurde. Aber bei allem Segen blieb den deutschen Heeren der Sieg versagt, während bereits über die böhmischen Berge der Geist der Häresie herüberzog und auch in den deutschen Köpfen Eingang fand. Der Zwiespalt tritt offen vor Augen. Die leitenden Kreise sind erfüllt vom Hasse gegen die Ketzerei, das Volk beginnt der neuen Kunde zu lauschen. Legat um Legat kam nach Deutschland, um das Kreuz gegen die Hussiten zu predigen. Unter geistlichem Segen, im Geiste des Papstes zogen die Reichstruppen gegen die Böhmen: sie gewannen nur Unsieg und Schmach. Das Schwert ließ man machtlos fallen und begann mit ihnen zu verhandeln. Und so sollte die Hussitenfrage

Digitized by Google

eine der wichtigsten Gegenstände des am 20. Februar 1431 eröffneten Baseler Konzils bilden.

Zahllose Schwierigkeiten hatten um dessentwillen überwunden werden müssen. Denn Martin V. hatte sich mit allen Kräften gegen dies zweite Konzil auf deutschem Boden gesträubt. Ihn, den Colonna, hatte es nach seinem Rom gezogen, er wollte von einer Residenz auf deutschem oder französischem Boden nichts wissen. In Rom konnte sein Haus wieder aufblühen zu alter Herrlichkeit. Und dann galt es den Kirchenstaat und Rom selbst aus trostloser Versunkenheit und Verwilderung zu erheben. Beides hat er in kraftvoller Weise durchgeführt. Aber jene Mißstände, die in Konstanz eine so scharfe Verurteilung erfuhren, blieben bestehen. Es schien als ob kein Papst jener Zeit ohne Nepotismus, Erpressungen und allen Arten der Simonie bestehen könnte. Und jeder Gedanke an die so aufdringlich vorgelegten konziliaren Ideen war ihm verhaßt. Denn an der Superiorität des Papsttums, die er aus dem Konstanzer Konzil gerettet, sollte ihm keiner rütteln. Und doch mußte er dem Drängen nach einem neuen Konzil nachgeben und er hat zum Leiter desselben in der Tat einen durchaus reformfreundlichen Mann, den Kardinal Julian Cesarini ernannt.

Aber die Eröffnung hat er nicht mehr erlebt. Sein Nachfolger, Eugen IV., bestätigte die Wahl. Und man darf sagen, Kardinal Julian war der besten einer, dem das Heil der Kirche und das Heil der Völker auf der Seele lag. Die Reformation der Kirche war sein Lebensgedanke, dem er mit leidenschaftlicher Hingebung oblag. Auch Sigmund war von diesem Geiste beseelt, und wenn es ihn um diese Zeit mit aller Macht nach Rom zur Kaiserkrönung zog, so war es, um dadurch größere Autorität für das Konzil und den Papst selbst zur Mitarbeit am Reformwerk zu gewinnen. Aber dieser sah mit Groll auf Basel, wo sich die weisesten und reformfreudigsten Männer der Zeit zu treulichem Wirken zusammengefunden hatten. Aus kleinlicher Eitelkeit befahl er die Suspendierung des Konzils. Aber Julian gab nicht nach. Er warnte den Papst vor solchen Schritten — und blieb. Und in der zweiten Sitzung erneuerten die Väter im bewußten Gegensatze zum Papst den Konstanzer Beschluß: „daß jeder Christ, somit auch der Papst, in Sachen des Glaubens einem allgemeinen Konzil gehorchen müsse, und daß ein rechtmäßig versammeltes Konzil ohne eigene Zustimmung von niemand aufgelöst werden dürfe. Noch mehr: sie mahnten ihn unter schweren Drohungen, das Auflösungsdekret zurückzunehmen. Und als Eugen fest blieb, erhoben sie die Anklage wegen Ungehorsams. Der Schritt war unerhört, aber er fand allenthalben freudigen Widerhall. Nikolaus von Cues rechtfertigte in seiner Schrift „de concordantia catholica“ das Vorgehen des Konzils, das von Frankreich, England und von König Sigmund ermuntert wurde, in seinem Trotze zu verharren. Sigmund tat es in drangvollster Lage. Ihn hielt der Entschluß des Papstes von seiner direkten Reise nach Rom zurück. Aber er

Digitized by Google

machte diesem die dringendsten Vorstellungen; er wies ihn auf die steigende Erbitterung hin, die er dadurch in Deutschland erwecke. Es lag ihm alles an dem Konzil. Er hat die Baseler nicht bloß ermuntert, sondern um ihretwillen trotz seiner peinvollen Situation eine Reihe schwerer Versuchungen bestanden. Eugen hätte ihm gerne die Krone aufs Haupt gesetzt und ihm überdies die Kosten der Romfahrt erstattet, ging er auf seine Wünsche ein. Aber das Konzil wog ihm schwerer als die Krone. Ja der Papst begann ihm zu drohen. Da aber erhielt dieser selbst vom Konzil die Vorladung, binnen dreier Monate in Basel zu erscheinen oder einen Stellvertreter mit unbedingter Vollmacht zu senden. Sigmund ließ die Dekrete des Konzils in Rom an den Kirchentüren anschlagen.

In der Tat gedieh die Spannung immer weiter. Das Konzil plante die Absetzung Eugens und hatte bereits mit Mailand wegen eines Angriffs auf den Kirchenstaat Verhandlungen angeknüpft. Es war dies geschehen, weil sich das Gerücht verbreitete, der Papst wolle Sigmund mit Hilfe Venedigs entthronen und Böhmen an Polen geben. Darum hatte Sigmund selbst sich ans Konzil gewendet, das den König in seinen Schutz nahm und schon im voraus alles für ungültig erklärte, „was der Papst oder jemand anders gegen den König vornehme, Absetzung, Beraubung an Ländern und Ehren". Und der Kanzler des Königs erwog, ob es nicht ratsam sei, den Kirchenstaat für eingezogen zu erklären. Da zog auch der Papst wieder mildere Saiten auf, vermittelte zwischen Sigmund und den beiden feindlichen Städten Florenz und Venedig den Frieden und hat ihm am 31. Mai, dem Pfingstsonntag, die Kaiserkrone aufgesetzt. Sigmund aber hatte, neben den üblichen Schwüren, besonders beeiden müssen, „die Kirche zu verteidigen, jede Ketzerei und jedes Schisma zu tilgen" und „unverbrüchlich an Eugen als Papst festzuhalten". Aber das Konzil hatte er nicht preisgegeben. Vielmehr drängte es ihn, nunmehr in Basel selbst nach dem Rechten zu sehen. Und in der Tat verstand er es, die Fäden wiederum in seiner Hand zu sammeln. Er erwirkte zwar dem Papste längere Fristen, aber dieser ward durch den Condottiere Fortebranio und Francesco Sforza in seinem Rom so bedrängt, daß er sich dem Konzil unterwarf und seine Bullen zurückzog. Damit war das Konzil in der Tat die oberste Instanz in der Christenheit geworden. Es war des hohen Amtes würdig: eine Reihe von Reformbeschlüssen wurden gefaßt und auch die böhmische Frage der Lösung entgegengeführt. Es tat not, wollte man der Durchsetzung des deutschen Volkes mit den hussitischen Ideen noch rechtzeitig vorbeugen. Der Friede ward geschlossen und Sigmund konnte endlich als König von Böhmen in seine Hauptstadt einziehen.

Indessen aber geriet das Konzil von Basel in immer radikaleres Fahrwasser. Es zeigte sich, daß eine volle Reform ohne die weitestgehende Einschränkung des Papsttums nicht möglich war. Es kam zur vollen Auflehnung der Geistlichkeit gegen den

Digitized by Google

Absolutismus des Papsttums. So war der Konflikt unausbleiblich. Wie sehr hatte Sigmund vor dem Aeußersten gewarnt und alles getan, um den Bruch zwischen Konzil und Rom zu vermeiden. Aber es war ihm nicht mehr vergönnt, das dritte Mal die Einung zu vollziehen. Der Tod nahm ihm die Fäden aus der Hand. Er hatte auf Wunsch der Kurfürsten noch einen Reichstag nach Eger einberufen, um den Schritten des Baseler Konzils Einhalt zu tun. Vergeblich. Der Streit ging weiter, da er am 9. Dezember 1437 in Znaim die Augen schloß.

Und weiter ging das Leben. Die Unzufriedenheit mit der Kirche, der Haß gegen die Kirche im Steigen — das Königtum schwach, die Stände in heftiger Feindschaft gegeneinander. Alles schien sich zu neigen und zu sinken, als stünde man im Greisenalter der Welt — aber da regte sich in Deutschland doch, was das Beste jeder Nation ist, das Volkstum mit seinen lang verwehrten, lang zurückgehaltenen Kräften. Noch war die Form nicht geschaffen, in die sich das flüssige Metall ergießen sollte, und kein Zweifel, der Guß ist mißglückt — aber das edle Metall ist nicht verloren gegangen, das in heißem Sud von allen fremdartigen Schlacken befreit werden mußte.

Das Konzil aber schuf weiter an seinem kühnen Werk. Stück um Stück sollte von dem zu so gewaltiger Höhe gediehenen Bau päpstlicher Macht abgebröckelt, derselbe in seinen Fundamenten erschüttert werden. Und man muß sagen, daß in den meisten Beschlüssen ein gesunder Kern lag. Wurden sie richtig durchgeführt, so konnte daraus für Kirche und Welt nur Segen fließen. Aber das Konzil war Partei geworden: es trat dem Papsttum direkt feindlich gegenüber. Es war nicht denkbar, daß Eugen IV. einer so weitgehenden Beschränkung seiner Macht zustimmte, zumal man ihn der materiellen Hilfsmittel in dem Augenblick beraubte, da er ihrer am meisten bedurfte. Und wenn man es näher besieht, so entsprangen diese Forderungen nicht etwa aus der Erkenntnis ihrer Notwendigkeit, sondern aus dem offenkundigen Egoismus des niederen Klerus. Es waren die Anfänge einer Revolution nicht in der Kirche, sondern im Klerus selbst, der von einer heftigen demokratischen Strömung jäh mit fortgerissen wurde. Kein Wunder, wenn sofort eine starke Reaktion sich geltend machte, an deren Spitzen edle Naturen wie Cesarini und Cervantes traten. Das Ganze artete schließlich zu einem wüsten Pfaffenkrieg zwischen den Konzilien von Basel und Ferrara aus, und als Eugen IV. von Basel aus als Schismatiker und Ketzer verdammt wurde, da sträubte sich dagegen das Rechtsgefühl der deutschen Nation. Sie war mit Freuden auf Seiten der kühnen Reformer gestanden und hatte die Existenz des Konzils verteidigt. Jetzt fühlte sie durch diesen Radikalismus die bisherigen Errungenschaften gefährdet. Das bedingte eine andere, vorläufig abwartende Haltung. Die Kirchenpolitik des Reiches ging auch weniger auf eine Beseitigung der Spaltung, als vielmehr auf die Gründung einer dritten un-

Digitized by Google

abhängigen Neutralitätspartei aus. Von diesem Bestreben ward auch die neue Königswahl beeinflußt. Ja, Albrecht von Oesterreich war gerade deshalb als Kronprätendent willkommen, weil er für den Kirchenzwist weder Verständnis noch Interesse besaß. Die Türkennot beschäftigte ihn weit mehr als die Kirchenmisere. Und so konnte er ruhig die Politik des Kurfürsten zur seinigen machen, also das Baseler Reformdekret annehmen, im übrigen aber die Dinge laufen lassen. Die „Neutralität" war gewissermaßen die Wahlparole. Das ward auf dem Wahltage zu Frankfurt im März 1438 völlig offenkundig. Wohl bemühten sich der Legat des Papstes, wie der Vertreter der Baseler, der berühmte Kirchengelehrte Nikolaus Tudescus von Palermo, das Reich für ihre Sache zu gewinnen. Vergeblich. Am Vorabend der Wahl (17. März) verlas Gregor von Heimburg, Deutschlands scharfsinnigster Jurist, die Neutralitätsurkunde. Auf Grund derselben verpflichteten sich die Kurfürsten, von keinem der streitenden Teile Befehle und Beschlüsse anzunehmen, bis sie sich mit dem neuen König verständigt, zu welcher Partei sie sich wenden wollten. Auch vom allgemeinen Standpunkte angesehen, ein sehr beachtenswerter Schritt. Dann aber versäumte man es, die Baseler Beschlüsse für das Reich zu sanktionieren und für alle Zukunft zu festigen.

Wie ganz anders waren die Franzosen verfahren, die auf dem Tage von Bourges diese Baseler Reformdekrete zum Reichsgesetz erhoben. Die „pragmatische Sanktion" war so gegen alle späteren Angriffe und Proteste des Papsttums gefeit. Es war der Weg zur Nationalkirche. An solchen Versuchen hat es auch in Deutschland nicht gefehlt. Aber die „Mainzer Acceptation", die man jenem Dekrete an die Seite gestellt hat, hätte wohl den Ausgangspunkt zur Gestaltung einer deutschen Nationalkirche bilden können, aber ein so gefestigter Akt ist sie nie gewesen. Die ganze Formlosigkeit und Systemlosigkeit, die uns bei allen Reichsangelegenheiten entgegentritt, kam auch hier in traurigster Weise zutage und schon die nächsten Jahre zeigten, wie weit man von einem klaren, energischen Wollen in dieser Frage entfernt war. König Albrecht zumal bewies während seiner freilich kurzen Regierung nicht das geringste Verständnis für die allbeherrschende Frage und in Deutschland selbst stieg nur der Zwiespalt, der von den Anhängern beider Parteien mit blinder Leidenschaft geschürt ward. Stumpfsinnig, mit blöder Kurzsichtigkeit stand man den Reformen gegenüber. Es schien, als ob Deutschland eine Besserung nicht verdiente, für eine Reform überhaupt nicht reif war. So kam es, daß jene Mainzer Einigung über den Tod des Königs hinaus — am 27. Oktober 1439 war er im Dorfe Reszemly gestorben — noch mehr als sieben Jahre Bestand hatte.

In Basel aber kam, was kommen mußte. Es blieb bei der Absetzung Eugens und am 5. November 1439 haben die „zweiunddreißig Papstwähler" in der „Mücke" zu Basel den Herzog

Digitized by Google

Amedeo V. von Savoyen auf den Stuhl Petri erhoben. Er hatte sich durch seine Verdienste um die Beilegung des Kirchenzwistes von Sigmund den Herzogstitel erworben. Seit 1434 hatte er, seiner Herrschaft entsagend, an seinem geliebten Genfer-See zu Rigaille ein mönchisches Leben geführt. Am 14. Juli 1440 wurde er feierlich zu Basel gekrönt.

Indessen bewegten sich die Schicksale des Reiches stetig in absteigender Linie. Es kam den Wissenden zum Bewußtsein, daß hier weit mehr eine politische als eine kirchliche Reform nottat. Es fehlte auch jetzt nicht an stark sprossenden Kräften, aber wo war die Hand, die sie zusammengefaßt und in die richtigen Bahnen geleitet hätte! Die Hoffnungen auf die Rettung durch ein starkes Königtum waren geschwunden — man wollte sie gar nicht mehr auf diesem Wege gewinnen. Die Städte gingen ihren eigenen, kraftvollen, aber keineswegs einwandfreien Gang und die Landesherren suchten eine das Reich ersetzende territoriale Gestaltung zu erreichen: ihr Streben war die Souveränität. Auf diesem Wege mußte sie aber notwendig zu einer Auseinandersetzung mit der geistlichen Fürstenmacht gelangen, die kraft ihrer alle territorialen Grenzen überschreitenden Gewalt den Plänen der Fürsten weit gefährlicher war als das ohnmächtige Königtum. Und so kam es, daß jetzt bei der Wahlfrage der kirchliche Konflikt wiederum eine bedeutsame Rolle spielte. Bei der Wahlbesprechung in Lahnstein treffen wir die Boten Eugens IV., welche Vollmacht hatten, über die Beschwerden der deutschen Nation gegen die Kurie zu verhandeln. Und die drei geistlichen Kurfürsten schlossen am 20. Dezember 1439 eine Einung, die Wahlfrage zur Lösung des großen Kirchenstreites zu nützen. So hatte der neue König vor und nach der Wahl — Friedrich III. ward am 2. Februar 1440 zu Frankfurt einhellig gewählt — die Versuchungen der drei Parteien zu bestehen. Eugen nicht minder wie Felix bemühten sich, ihn für sich zu gewinnen. Friedrich aber beobachtete beiden gegenüber eine klug abwartende Haltung. Und doch erfüllte die Kirchenfrage den König mit schwerster Sorge. Steigerte sie doch zusehends die Verwirrung im Reiche. Weder Fürsten noch Volk wollten von der Neutralität etwas wissen. Benützten doch die Kurfürsten dieselben zur Erweiterung ihrer Gerichtsbarkeit und forderten dadurch den Widerspruch der kleineren Reichsstände und des niederen Klerus heraus. Die Universitäten widerstrebten ihr aus kirchlichen Gründen. So fand Eugen bei einzelnen Fürsten Anerkennung, während das Konzil und sein Papst Felix auch in des Königs Erbländern Anhänger hatte. Grund genug für den König, eine Entscheidung so weit wie möglich hinauszuschieben. Das Zaudern, sozusagen sein Lebenselement, war hier völlig am Platze. Denn er konnte nicht dem Salzburger Metropoliten, dem österreichischen Klerus, der theologischen Fakultät in Wien vor den Kopf stoßen, zumal nun auch der Kurfürst von Köln auf die Seite des Konzilspapstes trat. Aber die Kirchenfrage beherrschte auch den

Digitized by Google

Mainzer Reichstag, der vom Konzil und von Eugen mit zahlreichen und namhaften Vertretern beschickt war. Friedrich blieb absichtlich fern und hatte seine Räte mit einer in hohem Grade verklausulierten Instruktion versehen. Aber nun zeigte sich doch die Situation wieder wesentlich verschoben, und trat der König jetzt aus seiner Reserve heraus, so konnte dem peinvollen Zustande ein rasches Ende bereitet werden. Vergeblich suchte eine Gesandtschaft den fernen König für die Reichstagsideen zu gewinnen. Der König hielt mit den Mitteln einer klein veranlagten Politik an der Fortdauer des ungewissen, unhaltbaren Zustandes fest, während jetzt die Mehrheit der Kurfürsten das Baseler Reformwerk selbst durch die Anerkennung Eugens retten wollten. Nun aber wollten die Fürsten über den Kopf des zaudernden Königs hinweg zum Frieden mit Eugen gelangen. Die Verhandlungen waren in die berufensten Hände gelegt, des Gregor von Heimburg, der mit zwei fertigen Bullen nach Florenz zu Eugen ging. In der ersten sollte der Papst die Konstanzer Dekrete anerkennen und die baldige Einberufung eines Konzils versprechen. In der zweiten sicherte er die Abstellung der in der Mainzer Acceptation angeführten Beschwerden und Uebelstände zu. Kein Zweifel, die Kurfürsten deckten damit ihre Karten auf, und Eugen hatte leichtes Spiel. Er sah, wie gering der Wert der kirchlichen Opposition in Deutschland war. Er sah, daß er den König gegen die Kurfürsten ausspielen und so das Spiel gewinnen konnte. Das Werk der deutschen Zwietracht blühte hier wieder jammernd empor. Vorläufig war der König durch seine schweizerischen Unternehmungen veranlaßt, sich die Neutralität Felix V. als Papst und Savoyarden zu sichern (November 1442). Aber dessen Versuche, den König völlig auf seine Seite zu ziehen, schlugen dennoch gänzlich fehl. Hingegen machten die Kurfürsten wieder eine Schwenkung zugunsten des Konzilspapstes, dem sie sogar ihre Neutralität zu opfern bereit waren. Und doch war dessen Stern stetig im Sinken. Schon im Dezember 1442 hatte er sich nach Lausanne begeben und dadurch die Baseler Verhandlungen gelähmt. Uebrigens wurde dort den Vätern der Boden infolge der in nächster Nähe sich abspielenden Kämpfe immer heißer. Auch mußte schließlich der Wunsch des Kaisers nach einem neuen Konzil Eindruck machen. In diesem Sinne beschloß man im Mai 1443 das Konzil nach drei Jahren in Lyon fortzusetzen. Das Baseler fristete indessen sein Dasein weiter, ohne noch eine besondere Tätigkeit zu entwickeln.

Ganz anders stand es mit Eugen: England und Frankreich hielten nach wie vor treu zu ihm, auch König Alfons von Aragonien und Neapel machte mit ihm seinen Frieden, und auf den deutschen König wirkten mancherlei Einflüsse zu seinen Gunsten ein. So Cesarini und Kardinal Carvajal und ganz besonders der Kanzler Kaspar Schlick, der die deutschen Angelegenheiten fast selbständig leitete. Ihm erstand an Enea Silvio Piccolomini, der nach seinem Abfall von Felix V. in die deutsche Reichskanzlei eingetreten

Digitized by Google

war, ein geistreicher Helfer. So konnte jetzt Eugen im September 1443 in sein Rom zurückkehren, das des Papstes dringender denn je bedurfte. Die Kurfürsten hingegen kamen aus ihrer schwankenden Haltung nicht heraus. Friedrich aber gewann jetzt die Ueberzeugung, daß er durch seine Zauderpolitik dem Lande, der Kirche und sich selbst aufs äußerste schade. Dazu bedurfte er wegen Ungarns der Unterstützung Eugens. So entschloß er sich denn endlich aus seiner Reserve herauszutreten und sandte im Dezember 1444 Enea Silvio nach Rom. Aber erst im Herbste des folgenden Jahres kamen die Verhandlungen zum Abschluß. Am 25. September schloß endlich Kardinal Carvajal in Wien den Vertrag. An Zugeständnissen, die Friedrichs territoriale Macht verstärkten, fehlte es nicht. Für die Anerkennung im Reiche bot Eugen die Kaiserkrone und einen Zuschuß für die Kosten der Romfahrt. So war Eugen des Königs ledig und wähnte nun auch das Reich in der Hand zu haben. Sofort zeigte er seine Schärfe. Die Erzbischöfe von Köln und Trier wurden ihrer Würde entsetzt. Aber er hatte dabei doch seine und des Königs Macht überschätzt. Die Kurfürsten waren nicht gesonnen, sich einen solchen Gewaltakt gegen einen der Ihrigen bieten zu lassen. In engem Bunde schlossen sie sich gegen Rom zusammen, wo sie nun für Eugens Anerkennung eine Reihe von Forderungen stellten: vor allem begehrten sie die Anerkennung der Baseler und Konstanzer Beschlüsse über die Superiorität der Konzilien, Berufung einer neuen allgemeinen Kirchenversammlung in eine deutsche Stadt zur Beseitigung des Kirchenstreits. Gregor von Heimburg und Enea Silvio überbrachten diese Forderungen im Namen von König und Kurfürsten nach Rom. Das Verhalten beider Gesandten war natürlich sehr verschieden. Gewiß riet auch Enea Silvio zur Nachgiebigkeit, aber der Papst konnte erkennen, daß es weder ihm noch dem König mit diesen Forderungen ernst war. So vermochte auch Gregor von Heimburg wenig auszurichten. Eugen bestand vielmehr hartnäckig auf der Absetzung seiner beiden Gegner und ließ sich auf nichts weiteres ein, ehe nicht König und Kurfürsten sich in der Kirchenfrage geeinigt hätten. Es war Friedrichs Schuld, daß nun der Papst in solchem Tone mit Kaiser und Reich verhandeln konnte. Die günstige Gelegenheit, die Kurie in geziemende Grenzen zurückzuweisen, war versäumt. So kam der Reichstag von 1446. Mit scharfer Klage trat Gregor von Heimburg vor das Reich. Er wies mit kühnen Worten auf die feindselige Haltung der Kurie hin, welche eine Aussöhnung unmöglich mache. Aber das Spiel war schon verloren. Was bedeutete da die ehrliche sittliche Entrüstung, wenn der Kaiser schon mit Eugen paktiert und dabei freilich die Zurücknahme des an sich bedeutungslosen Absetzungsdekretes gegen Trier und Köln erreicht hatte. Aber er hatte die Fürsten auf seiner Seite und so hatten Enea Silvio und Kardinal Carvaljas, dem Nikolaus von Cusa sekundierte, leichtes Spiel, den Kurfürstenbund zu sprengen. Sie brachten eine Erklärung zustande, wonach die Zugeständnisse des

Digitized by Google

Papstes im Interesse des Friedens acceptiert wurden. Die Opposition, die sich dagegen regte, wußte König Friedrich zu beschwichtigen, indem er mit einem Vermittlungsvorschlag hervortrat. Für die Obedienzleistung sollte der Papst sich verpflichten, in bestimmter Frist das Konzil zu berufen, den Beschwerden des deutschen Volkes im Sinne der Mainzer Acceptation Abhilfe schaffen und die beiden Kurfürsten restituieren. Hierfür gewann der König die Mehrheit der Kurfürsten. Die Gesandtschaft machte sich auf nach Rom und traf den Papst im Sterben. Am 7. Februar 1447 leisteten sie die Obedienz. Grenzenlose Freude erfüllte die Stadt. Der Jubel der Römer drang bis in das Gemach des Papstes, der mit dem Tode und mit dem Entschlusse rang. Doch ging er völlig auf die deutschen Wünsche ein, deren Annahme er in vier feierlichen Bullen besiegelte. Der Entschluß war ihm unendlich schwer geworden. Und es ist bezeichnend, daß er in einer Bulle alle diese Zugeständnisse zurücknahm für den Fall, daß sie den Kirchenvätern und den Rechten des apostolischen Stuhles widersprächen. Es hätte dieser Bulle wohl nicht bedurft. Ein günstiger Moment und einer seiner Nachfolger hätte seine Zusagen annulliert. Zunächst freilich beeilte sich der neue Papst Nikolaus V. die Verträge bedingungslos anzunehmen. Er kannte Deutschland!

Und er liebte Deutschland. Er wollte den Frieden und ihn nur mit den lautersten Mitteln wahren. Er schien mit den Traditionen des römischen Stuhles brechen zu wollen. So sprach er zu den deutschen Gesandten: „Allzuviel haben die römischen Päpste ihren Arm ausgestreckt und den übrigen Bischöfen fast keine Gewalt übrig gelassen. Allzusehr haben auch die Baseler die Hände des apostolischen Stuhles gelähmt. Aber so mußte es kommen. Wer seiner Unwürdiges beginnt, muß auch Ungerechtes sich gefallen lassen; wer einen schiefstehenden Baum aufrichten will, zieht ihn leicht auf die entgegengesetzte Seite." Schöne Worte. Aber sie vermieden sorgfältig jedes Wort über das Verhältnis von Kirche und Staat. Und es sollte sich bald zeigen, wie auch Nikolaus es vermochte, die Deutschen zu überlisten. Indessen hätte die kurfürstliche Opposition jetzt ihren Frieden mit dem Papste machen und dadurch den Vertrag zwischen dem König und der Kurie festigen können. Aber den direkten Weg vermochten sie nicht zu finden. Sie bedurften dazu der französischen Vermittlung, die eifrig bestrebt war, einen Ausgleich zwischen Rom und Basel herbeizuführen. An ihn wandten sich nun Köln und Trier, Pfalz und Sachsen. In Bourges (Mai 1447) und in Lyon (Juli 1447) wurden eifrige Beratungen gepflogen. Zu gleicher Zeit aber hatte Friedrich die Vertreter der Obedienzpartei nach Aschaffenburg berufen, die nun den römischen Vereinbarungen beitrat. Auch die kurfürstlichen Opponenten machten jetzt ihren Frieden mit Rom. Dasselbe taten eine Reihe anderer Fürsten, die sich in den abgeschlossenen Sonderverträgen recht bedeutsame Vorteile sicherten. Die Kurie wußte, was sie tat. Den Unzufriedenen

Digitized by Google

wurde der Mund gestopft, den Argwöhnischen Sand in die Augen gestreut und so alles vorbereitet auf ein zwischen Papst und Kaiser allein abzuschließendes Konkordat! In der Tat ist dasselbe am 17. Februar 1448 in Wien unterzeichnet worden. Der schlaue Papst hatte auf der ganzen Linie gesiegt, die konziliaren Ideen waren seinen Künsten unterlegen. Das Konzil von Basel mußte sich selbst auflösen, nachdem Felix V. abgedankt und Nikolaus V. auch von den Baselern gewählt worden war. Es zerfiel als das Opfer der grenzenloser Schwäche des deutschen Königtums.

Und dennoch war es nur ein Sieg der Gewalt, der im Reiche des Geistes nicht nachzuhalten vermag. Der Ruf nach Reformen verstummte nicht und nur grenzenlose Verblendung konnte die Kurie abhalten, das der germanischen und romanischen Welt gelobte Reformwerk fallen zu lassen. Die Konzilsidee war damit besiegt, aber nicht zum Schweigen gebracht. Die Universitäten und die breiten Schichten des Volkes blieben dem Gedanken treu und die Lehre von der Superiorität der Konzilien und der Absetzbarkeit des Papstes gediehen kräftig weiter. Gewonnen hatte nur die Territorialgewalt. Der Kampf mit dem Königtum schien aus: aber auch der Augenblick war nicht fern, wo neue Konflikte, jedoch auch neue, einschneidendere Reformpläne vom deutschen Fürstentum ausgehen sollten.

Wahrlich es hätte schlimm um das deutsche Volk gestanden, wenn dieser König sein geistlicher und politischer Führer gewesen wäre. Sein Konkordat hatte denn auch die konziliare Bewegung keineswegs zum Stillstand gebracht. Das deutsche Volk war zu sehr erfüllt von der Unhaltbarkeit der geistlichen und weltlichen Zustände, als daß nicht immer wieder der Ruf nach einer neuen Ordnung der Dinge erschollen wäre. Vom gemeinen Manne hätte der Kaiser lernen können und lernen müssen. Aber wie hätte das geschehen können, da er auch für das Drängen des Kurfürsten nur taube Ohren hatte. Freilich der Fall Konstantinopels (am 29. Mai 1453) war für ihn wie für den Papst ein gewaltiges Mene Tekel. Das Volk aber blieb kalt und teilnahmslos bei der Kunde von der erschütternden Katastrophe. Es bedurfte erst der Mahnungen der Bußprediger, der leidenschaftlichen Predigten Capistrans, es wieder mit der Kreuzzugsstimmung zu erfüllen. Der Papst erließ am 30. September eine in den feierlichsten Tönen gehaltene Bulle, die alle geistlichen und weltlichen Mittel zum Kampfe gegen den Islam aufbot und Kaiser Friedrich schrieb in pomphafter Weise einen europäischen Kongreß nach Regensburg aus — dem er selber ferne blieb. So heimste dort der Herzog Philipp von Burgund alle Ehren ein; aber bei Mahl und Bankett hatte er wohl die Augen offen und lernte die Zerfahrenheit des Reiches, die Unfähigkeit seines Herrschers gründlich verachten. Schon sah er die römische Krone auf seinem Haupte. Und das Volk sehnte sich mehr nach einem Helden denn nach einem Kaiser. Aber weder in Regensburg noch

Digitized by Google

in Frankfurt kam man zu einem wirklichen Entschluß. Dann folgte der Tag von Wiener-Neustadt (2. Februar bis 12. April 1455). Er verlief noch kläglicher als die früheren. Auf die Kunde von dem Tode Nikolaus' V. ging man ohne jedes Resultat sang- und klanglos auseinander. Vergebens hatte Nikolaus Europas Fürsten gegen den Feind im Osten aufgeboten. Der feurige Gelehrte sah mit Unmut seine Machtlosigkeit und hatte den Trost in seiner Bibliothek gesucht und gefunden. Rom öffnete seine Tore den Künsten und den Wissenschaften. Die Renaissance zog ein und richtete hier ihre Heimstätte auf.

Freilich Calixtus III. war nicht ihr Freund. Er war ein Borgia. Die Familie war nach Italien gekommen, hier ihr Glück zu machen, und Calixtus zögerte nicht, ihr auch in Rom den Boden zu bereiten. Aber man muß ihm zugestehen: es war ihm ernst mit der Abwehr der Türken. Bis zu seinem Tode hat er rastlos den Gedanken verfolgt, den Occident gegen den Orient mobil zu machen. In diesem Sinne sandte er den Kardinal Carvajal als Legaten nach Deutschland. Dort tat ein so ernster Mann wohl not. Denn selbst dem Kaiser war es vor allem darum zu tun, das Wiener Konkordat in Sicherheit zu bringen. Sonst aber hielten Fürsten und Volk den Augenblick für gekommen zum Sturm gegen das Bollwerk des päpstlichen Absolutismus. Der Träger dieser Ideen war der Kurfürst von Trier, der jetzt wieder den Kaiser auf den Verfall der Kirche in Deutschland, die glänzenden Verhältnisse derselben in Frankreich hinwies. Aber er drängte damit nur Friedrich zur sofortigen Obedienzerklärung gegenüber Calixtus. Freilich das Geldgeschäft, das er dabei machen wollte, mißglückte. Klingenden Lohn hat ihm die Kurie für seine Folgsamkeit nicht bezahlt. Sein Agent war Enea Silvio Piccolomini gewesen, der sich inzwischen in Rom häuslich einrichtete und für seinen eigenen Pontifikat vorbereitete. Ein gründlicher Kenner der deutschen Verhältnisse. Er hatte die Interessenpolitik der Fürsten mit eigenen Augen gesehen, ihre Machenschaften wohl durchschaut.

Was kümmerte ihn der Ruf des Fürsten nach kirchlichen Reformen. Mochten ihre Schreiben noch so drohend klingen: es handelte sich doch nur um Erpressung persönlicher Vorteile. Sie sind freilich wertvolle Belege für die unhaltbaren kirchlichen Zustände. Nichts ist wahrer als das Wort jenes Martin Mayr, des Verfassers des „langen und derben Sündenregisters" des römischen Stuhles. „Tausend Schliche, wie der römische Stuhl uns wie Barbaren das Geld auf eine feine Art aus dem Beutel ziehen kann, werden ersonnen." Das Geld spielt die Hauptrolle! Sagt doch Enea Silvio selbst: „Rom gab euch die christliche Religion — ihr Deutschen gabt Geld — wer hat nun mehr gegeben?" Und doch gerade jetzt, da der große Streit in armseligem Gezänk zwischen der Kurie und den deutschen Kirchenhäuptern sich zu verlieren schien, sehen wir deutsche Schaaren sich sammeln und donauabwärts fahren, als die

Digitized by Google

tapferen Kampfgenossen eines Johann Hunyady: zumal aus den Gegenden, wo ein paar Menschenalter später die neue Lehre den besten Boden fand. Im übrigen hatte Calixtus eine größere Rolle in den Beziehungen zu Deutschland nicht zu spielen vermocht. Das ward anders, da nun Enea Silvio Piccolomini als Pius II. den Stuhl Petri bestieg (19. August 1458). Diesseits und jenseits der Alpen erwartete man von ihm eine neue geistige und geistliche Aera. Aber alle waren enttäuscht: die Humanisten nicht minder wie die Reformer. Letzteren rief der frühere Verteidiger der Baseler Beschlüsse zu: „Verwerft den Aeneas Sylvius und nehmet Pius II. an.“ Nicht genug. Er versetzte dem konziliaren Gedanken den schwersten Stoß durch seine Bulle „Execrabilis“, welche jede Appellation an ein Konzil als Ketzerei verdammte. Hatte er doch schon längst die Wandlung aus dem Saulus in den Paulus durchgemacht. Der feinsinnige Humanist griff auf die alten gregorianischen Ideen zurück und selbst den Kreuzzugsgedanken nützte er in durchaus selbstischer Weise. Er wollte mit den Kreuzfahrern eine päpstliche Armee schaffen, die er gegen jeden Feind ins Feld führen konnte. Und wer war ihm mehr verhaßt als dieses Deutsche Reich — dieses barbarische Land, das ihm wie ein Sklave zu Füßen liegen sollte. Und dessen Kaiser war nicht der Mann dem päpstlichen Uebermute zu wehren.

Zehntes Kapitel.

So war denn mit dem Ausgange des Mittelalters jene gewaltige Verschiebung eingetreten, an welcher das Papsttum ein halbes Jahrtausend mit steigender Kraft gearbeitet hatte. Friedrich III. hat die letzten Hebel angesetzt zur Vollendung des traurigen Werkes und wenn er der letzte war, der in Rom die Kaiserkrone empfangen, so hat er damit den Lohn für geradezu knechtische Dienste erhalten, die er dem Papsttum geleistet. Aber da er aus dem Dom von Sankt Peter herausschritt, hatte er in Italien nichts mehr zu sagen; in Deutschland aber der Papst sehr viel. Er war tatsächlich Mitregent geworden. Aber er übte die Gewalt nur im auflösenden Sinne. Die Zersetzung des Reiches hat er mit allen Kräften gefördert. Um der Macht willen, die er allein im Auge hatte, ward der Papst zum Verhängnis der deutschen Nation. Er verneint alles nationale Leben, er hemmt die Entfaltung aller völkischen Kräfte oder sucht sie wenigstens zu hemmen. In dem Augenblicke, da aus dem Süden Wellen neuen Lebens über Deutschland sich ergießen, da das geistige Leben der Nation Erfrischung empfängt vom romanischen, tötet das Papsttum alle Keime eines gesunden politischen Werdens. Es übt ein Richteramt sondergleichen: ob es geistliche oder weltliche Dinge betraf, galt ihm gleich. Der Papst spricht das Urteil in der Soester Fehde zwischen Cleve und Köln, in der Gröninger Sache, die zwischen

Digitized by Google

Utrecht und Ostfriesland schwebte. Auch über die Vergebung der Regalien spricht er das Machtwort. Er gibt den Zöllen, gleichviel ob berechtigten oder unberechtigten, die päpstliche Sanktion. Die geistlichen Stellen sind auch für die Ausländer käuflich. Das Geld ebnet den Italienern den Weg in deutsche Bistümer und Pfründen. Und wehe allen, die seinen fiskalischen Maßregeln widerstreben. Den Erzbischof von Mainz, des Reiches Erzkanzler, setzt er ab, weil er sein Pallium nicht bezahlte. Seine Finanzkommissäre arbeiten mit Bann und Interdikt. Fürsten und Städte traf der Bannstrahl, wenn sie die Forderungen der Kurie nicht befriedigten. Die Kommissäre ließen die Kirchen schließen, bis sie bezahlt waren. Die Gesamtheit mußte für den Einzelnen, den Privatmann büßen. Es war ein blutsaugerisches Handwerk, dem gegenüber die päpstlichen Ablaßverkäufer noch gerngesehene Gäste waren. Unaufhörlich durchzogen sie das Land und übten ihr gewinnreiches Geschäft. Indem sich die Gläubigen den Himmel erkauften, gewann der päpstliche Hof das Gold für irdische Freuden; und die, welche sich loskauften von den Sündenstrafen, boten ihm die Mittel zu sündigstem Leben.

Der Kaiser gab zu allem sein Jawort; er hatte den Zustand selbst gewollt, er fühlte sich wohl in diesem untergeordneten Verhältnis zu Rom. Es gab keine Frage, in der er sich nicht von Rom vergewaltigen ließ. Bald spielten die Fürsten den Papst gegen den Kaiser aus. Auf den Reichstagen dominierte der päpstliche Kommissär. Oft trat er in Aktion, ehe der kaiserliche erschienen war. Und da Friedrich der Siegreiche des Kaisers Anerkennung nicht finden konnte, holte er sie sich von Rom. Und die genügte. Und wie der Pfälzer so viele andere. Der Begriff des Reiches verschmolz völlig mit dem der Kirche. Der Begriff des deutschen Königtums, ja Deutschlands selbst ging dabei völlig verloren. Man schloß Bündnisse, „Stifter und Fürstentümer bei der heiligen Kirche und bei dem heiligen römischen Reiche in Ehre und Würdigkeit zu behaupten". Nie war das Reich schwächer in realer Beziehung, nie aber der Begriff desselben umfassender gewesen. Seine Weltstellung war gesunken, Gesetz und Ordnung im Innern völlig zerfallen. Dem freilich wollte man Abhilfe schaffen und Maximilian nahm den Gedanken einer Reichsreform schon zu Lebzeiten des Vaters mit Eifer und Sorge auf. Seine ganze Regierungszeit ist davon erfüllt. Aber wie hätte diese Reichsreform zum Ziele geführt werden können, wo alle Fragen politischer und geistlicher Natur mit dem Ausland in steter Beziehung blieben.

Uns berühren nur die letzteren. Die Papstkirche stand als volle Siegerin da. Niemand konnte es wehren, wenn ihre „alten Sünden neue Blüten trieben". Sie bewährte ihre politische Ueberlegenheit gegenüber den staatlichen Verhältnissen, wenn auch nicht gegenüber der Idee des modernen Staates, die in Deutschland freilich einen völlig partikularistischen Charakter annahm. Es fehlte nicht an Konzessionen und in

Digitized by Google

einer Reihe von Konkordaten hatte die Kirche einen abschüssigen Weg betreten. Wo sich ein starkes Volkstum regte, da kam auch das Ansehen der Kirche ins Wanken, wie wir bei der Hussitenbewegung gesehen. Aber die Päpste schufen sich in Italien selbst einen starken Rückhalt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo der Kirchenstaat seine welthistorische Bedeutung bewähren sollte. Ohne denselben hätte das Papsttum die große Fürstenbewegung Italiens nicht überstanden und es wäre wohl in die Abhängigkeit des stärksten dieser italienischen Despoten gelangt. So aber spielten die Päpste unter ihnen eine Hauptrolle uud sie haben ihnen in Betätigung einer gewissenlosen Politik nicht nachgestanden. Aber sie wurden auch durch diese kleinen Interessen von den weltumspannenden Plänen ihrer Vorgänger abgelenkt. Mit der Verweltlichung der Kurie war eine Beschränkung ihres Aktionsradius verbunden.

Die Päpste steckten sich nun ein kleineres Ziel, aber sie haben auch dieses erreicht. Sie widmeten ihre ganze Tätigkeit den Zwecken ihres weltlichen Fürstentums. Schon Sixtus IV. hat diesen Weg mit Glück eingeschlagen. Er konnte nur über Leichen weiterschreiten. Seine Hände sind mit Blut und Mord befleckt. Aber er erreichte, was er wollte: und wenn sein geistliches Ansehen sank, so sah er seinen Neffen als Herrn von Imola und Forli.

Dann kam Alexander VI. Mit ihm zog die Wollust und der Schrecken in den Vatikan ein. Nie ward das Verbrechen in großartigerem Stile geübt als von Alexander und seinem Haus. Ein zeitgenössisches Flugblatt sagte von ihm, er bahne dem Antichrist den Weg, er sorge für die Erfüllung des satanischen, nicht des himmlischen Reiches. Und er wollte den Glanz seines Hauses: seine Söhne sollten herrschen. Sein Erbe aber verfiel durch seine Nachfolger als Eigen dem Papsttum selbst. Diese kümmerte es nicht, daß Blut daran klebte, Blut, das in namenlos verbrecherischer Weise vergossen worden war. In Glück und Unglück hat Julius II. seinen Plan verfolgt und die Welt sah in demselben ein religiöses Werk. Er hat es vollendet mit Klugheit und rühmenswerter Heldenschaft. Der Eroberer von Mirandola hat eine Macht gegründet, wie sie vor ihm noch kein Papst besessen. Von Piacenza bis Terracina dehnte sich das Land des heiligen Petrus und Macchiavell rühmt seine Macht, vor der selbst der König von Frankreich Respekt habe.

Und dieser Macht entsprach der Glanz des Hofes zu Rom. Schon Nikolaus V. hatte der Renaissance die Tore des Vatikans geöffnet. Und Pius II. war einer ihrer glänzendsten Söhne. Ein Einsiedler wie Cölestin hatte sich als Statthalter Christi nicht halten können, der geistvolle Piccolomini aber galt als Bringer eines goldenen Zeitalters. Was tat es, wenn die Bewegung daranging, die Menschheit zu befreien von der Weltanschauung der mittelalterlichen Kirche, wenn ein Lorenzo di Valla die entscheidendste Urkunde des Papsttums als ein Lügenwerk entlarvte, wenn vor den Augen der begeisterten Ge-

Digitized by Google

meinde das antike Heidentum in seiner ganzen holden Schöne emporstieg. Die Renaissance vergoldete die Fäulnis des päpstlichen Hofes. Der Künste herrlichste Vertreter stellten sich in seinen Dienst. Das Bild des Herrn Christus freilich ward zurückgedrängt vor dem Walten dieses gewaltigen Geistes, der die Götter aus dem Exil zurückführen wollte. Zu riesenhafter Größe erhob sich Sankt Peters Dom, zu dem Michel Angelo die göttliche Kuppel schuf. Vergebens rief Savonarola zum Kampf auf gegen dieses neue Heidentum: nicht als ein Apostel der Freiheit aus dem Joch der alten Kirche, sondern als ein schwacher Nachbeter eines Dante, von dessen titanischer Größe er freilich nichts in sich trug. Aus dem Kloster geworden, ging sein Denken und Wollen über die armseligen Ideale des Mönchtums nicht hinaus. So schritt die Verweltlichung der Kirche und der Gläubigen rasend vorwärts. Von den Altären ging der Irrglaube hinaus unter das Volk in die hohen und auch in die niederen Schichten. Die ganze romanische Welt ward davon ergriffen. An der Hand der Schönheit trat der Unglaube ins Land. Nur an Deutschland hatte er kein Teil, auf das die Kurie mit Verachtung und doch mit einer gewissen Scheu blickte. Man hielt es für fromm und wollte es in seiner kindlichen Gläubigkeit nicht stören. Politisch galt es für kraftlos, und nur soweit sich die politischen Kräfte regten und soweit es finanziell leistungsfähig blieb, kam es für den Hof der römischen Bischöfe in Betracht.

Mit diesem Vorurteil hat denn auch Maximilian lange Zeit zu kämpfen gehabt. Und er hat im allgemeinen wenig dazu getan, es zu heben. Gewiß ist sein Bild der deutschen Nation vor allem teuer. Mit Freude sah sie auf den jugendlichen Helden, der keine Gefahr scheute, sondern sie suchte, wo er sie fand, der gleich freudig zu Kampf und Turnier und zum jauchzenden Jagen ritt. Er gilt ihm als der „letzte Ritter", dessen Gestalt Sage und Dichtung mit dem glänzendsten Zauber umgeben hat. Wie mühten sich die Zeitgenossen, ihn zu ehren. Des Sängers Lied erscholl ihm in begeisterten Tönen, die Künste alle huldigten ihm als Mäcen und noch mehr als Menschen, dessen Züge uns Albrecht Dürer verewigt hat. Und doch ist sein Leben erfüllt von großen Pflichten und kleinen Erfolgen, ist „eine Kette von Demütigungen und Niederlagen". So war er nicht der Mann, dem Papste mit der Vollkraft kaiserlichen Ansehens entgegenzutreten. Und doch hätte die Kurie in ihm den Mann finden können, der den so heiß gewünschten Kampf gegen die Türken mit erneuter Kraft aufgenommen hätte. Sind doch die ersten Jahre seiner Regierung von der Idee getragen, die Ungläubigen wieder aus Konstantinopel zu vertreiben. Und sein ganzes Leben hat er an diesen Plan mit ritterlicher Begeisterung gehangen. Auch seine italienische Politik war dadurch beeinflußt. Ueber dieser freilich schien kein guter Stern und zu rechter Zeit hat er den Marsch nach Rom aufgegeben, der sicher mit grenzenloser Demütigung geendet hätte, statt mit der Kaiserkrönung.

Digitized by Google

Dann kam das große Jubeljahr 1500, das Alexander VI. verkündet hatte. Es lockte Tausende deutscher Pilger an, die sich dort den Ablaß holen wollten. Dort freilich gingen ihnen die Augen auf und die Berichte der Pilger bekunden das Grauen vor dem Rom der Borgia. „Wäre ich länger geblieben," so sagte der rheinische Ritter von Harff, „so hätte ich fürchten müssen, nicht nur am Glauben irre, sondern ein Epikureer zu werden und an der Unsterblichkeit der Seele zu zweifeln." Auch in Deutschland waren die päpstlichen Jubiläumskassiere mit Mißtrauen empfangen worden, so daß für die Gelder genaue Bestimmungen getroffen werden mußten, um die Gemüter zu beruhigen. Auch das eben begründete Reichsregiment erhielt vertragsmäßig eine Quote an den Ablaßgeldern zugesichert. Doch gelang es Maximilian, die Gelder durch direkte Verhandlungen mit der Kurie in seine eigene Kasse zu leiten.

Aber des Papstes ganze Politik ging dahin, Maximilian vom italienischen Boden fernzuhalten. Das war der Grundton aller Verhandlungen. So konnte Maximilian dem Gedanken einer Romfahrt erst im Jahre 1506 nähertreten. Aber auch jetzt lauteten die Berichte aus Rom für ihn wenig verlockend. So kam er auf den seltsamen Gedanken auf die Krönung in Rom selbst zu verzichten und die Krone durch Legaten an der deutschen italienischen Grenze zu empfangen. Dann aber hat er am 4. Februar 1508 in Trient aus eigener Machtvollkommenheit den Titel eines erwählten römischen Kaisers angenommen. Papst Julius machte gute Miene zu dem Spiel, und gab bereits am 12. Februar seinen Segen, mahnte aber den Kaiser noch dringender als früher von der gemeldeten Romfahrt ab. Er wußte wohl warum. Im übrigen hätten es die Verhältnisse Maximilian nicht gestattet, mit den Venezianern im Rücken den Zug zu wagen. Dann aber verschärfte sich der Gegensatz zwischen Kaiser und Papst, bis nach dem Bündnisse von Blois mit dem Könige von Frankreich der Papst zum Hauptgegner wurde.

Jetzt aber spielte er den Kampf auf das kirchliche Gebiet hinüber. Es war ein Schritt ganz im Sinne der deutschen Nation, deren antirömische Gedanken immer schärfer zu Tage traten. Wenige Jahre früher hatte Hans von Hermannsgrün gegen Alexander VI. eine Flugschrift veröffentlicht, in der er aufforderte, dem Papste zeitweise den Gehorsam zu künden und an seine Stelle einen deutschen Patriarchen zu setzen. Diese Idee griff nun Maximilian auf. Er sandte seinen Sekretär Spiegel zu Jakob Wimpfeling mit der französischen pragmatischen Sanktion und ließ ihm kundtun, daß er Deutschland vom Joche der Kurie befreien und den Abfluß des deutschen Geldes nach Rom hemmen wolle, das doch nur zum Schaden von Kaiser und Reich verwendet werde. Wimpfeling sollte in drei Punkten Rat erteilen: wie man die Machenschaften der Courtisanen am besten durchkreuze, wie man die Annaten abschaffen und einen ständigen deutschen Legaten als höchste kirchliche Instanz einsetzen könne.

Digitized by Google

Kein Zweifel; wenn der Plan mit Konsequenz durchgeführt wurde, dann war es der erste Schritt der Loslösung von Rom. Gewiß handelte Maximilian lediglich aus politischen Beweggründen, aber blieb er fest, dann erreichte Deutschland friedlich, was es sich später in heißem Sturm erkämpfen mußte. Aber er ließ die Idee ebenso rasch wieder fallen, wie er sie gefaßt. Als er im Jahre 1511 gemeinsam mit Frankreich das Konzil von Pisa zur Reform der Kirche und des Papsttums berief, da geschah es bereits unter einer anderen politischen Konstellation. Diese aber war interessant genug. Der Kaiser trug sich nämlich mit dem Gedanken, nach dem Tode des erkrankten Julius II. das Papsttum selbst zu erwerben. So schrieb er am 18. September 1511 an seine Tochter Margaretha: „Morgen werde ich Matthäus Lang nach Rom senden, um mit dem Papste ein Abkommen zu treffen, damit er mich zum Koadjutor erwähle, auf daß ich nach seinem Tode sicher auf den päpstlichen Stuhl gelange, zum Priester geweiht und heilig gesprochen werden könne, damit Ihr dann nach meinem Tode mich als solchen verehren müßt, worauf ich mir nicht wenig einbilden werde." Maximilian war damals Witwer und kanonisch stand dieser cäsaro-papistischen Laune nichts im Wege. Es ward die damalige weltliche Strömung in Rom dadurch gewissermaßen ad absurdum geführt. Aber der Gedanke war doch verwünscht gescheit. Denn Maximilian hätte dadurch als Ersatz für Mailand den Kirchenstaat gewonnen und im Schutze der Tiara hätte er auch politisch in Italien festen Fuß fassen können, nachhaltiger als jeder Kaiser vor ihm.

Aber rasch wie er ihm zugeflogen, war dieser Traum verweht, über den auch heute noch keineswegs volle Klarheit herrscht. Schon 1512 ist Maximilian in der heiligen Liga mit dem Papste wieder in Bündnis getreten. Julius sah darin einen der größten Erfolge seiner Politik. Und in der Tat bedeutete die Anerkennung des Laterankonzils, die Lossagung von der pisanischen Kirchenversammlung durch Maximilian einen vollen Sieg des Papstes. In feierlicher Weise ward in der dritten Sitzung des Laterankonzils die Erklärung des Kaisers durch den Kardinal Matthäus Lang verkündet. Und in derselben Sitzung wurde der Papst ungescheut „als zweiter Gott auf Erden" angeredet. Und ebenso ungescheut ward die Bulle Bonifazius VIII. „Unam sanctam" erneuert.

So hatte denn auch dieser Kampf gegen Rom nur zu einem glänzenden Triumph des unverbesserlichen Papsttums geführt. Seine alten despotischen Angriffe bestanden in Kraft, da Maximilian am 12. Januar 1519 zu Wels die Augen schloß. Und es schien, als ob Deutschland jetzt mit demantenen Ketten an Rom gebunden wäre. Die kirchliche Macht war in Deutschland die geschlossenste und stärkste. Die Fürsten und Bischöfe, die Mönchs- und Nonnenklöster, die Ritterorden und die Universitäten, alle sahen in Rom das Zentrum ihrer Interessen. Mochte das Papsttum unsagbarer Entartung verfallen, der Zusammenhang mit demselben

Digitized by Google

schien unerschütterlich festzustehen. Und mochte man knirschen unter dem finanziellen Druck — man zahlte und gehorchte. Und Rom war und blieb die Quelle der Gnaden. Zu tausenden wallten die frommen Pilger nach Rom zum heiligen Feste und wem es nicht vergönnt war, den Stellvertreter Gottes auf Erden von Angesicht zu Angesicht zu schauen und vor seiner Majestät in den Staub zu sinken, der suchte Trost bei den wundertätigen Gnadenbildern, an den Orten, die durch neue unerhörte Wunder magische Anziehungskraft übten. Stand doch das ganze öffentliche und private Leben unter dem Drucke der kirchlichen Vorstellungen. Der Eifer im Kirchenbau hatte nicht nachgelassen, überall, in Stadt und Dorf, in Tälern und auf den Höhen erstanden Gotteshäuser, die frommer Sinn mit kunstvollem Bildwerk zierte. Und wenn man nicht blind war gegen die Entartung der Klöster, so suchte man die alte Zucht und den alten Geist wieder herzustellen. Nie sind die Anschuldigungen gegen die pharisäische Ueberhebung und die zügellose Entartung des Klerus schärfer formuliert worden, nie war man eifriger darauf bedacht Abhilfe zu schaffen. Der Ruf nach Reformation der Kirche ging immer und immer wieder durch das deutsche Land. Er entsprang dem rückhaltlosen Drange nach Erneuerung des sittlichen und religiösen Lebens. So fehlte es nicht an Selbstanklagen, die ebenso über das Maß hinausgingen, wie die Anschuldigungen der Humanisten, die mit dem Klerus gewissermaßen um den Besitz der deutschen Nation rangen, um dessen Einfluß von Kanzel und Lehrstuhl, wenn nicht zu beseitigen, so doch zu beschränken. Der Kampf war vergeblich: der Humanismus vermochte nicht die herrschende Weltauffassung zu zerstören. Und beide Strömungen flossen fortwährend ineinander, oft kreuzten sie sich in derselben Brust. Das ist der seltsame Gegensatz zwischen Italien und Deutschland. Dort war man ergriffen von der Schönheit der Form und ahmte die Alten nach; hier aber nahmen die Studien im allgemeinen doch eine geistliche Richtung. So war Reuchlins Hauptverdienst die erste hebräische Grammatik: er selbst sah darin sein Denkmal, „das dauernder als Erz". Und in der Tat hat er damit das Studium des alten Testaments erst möglich gemacht. Und Erasmus von Rotterdam hat den griechischen Text des neuen zuerst herausgegeben, paraphrasiert und kommentiert. Die Wirkung war eine gewaltige. Es liegt im Charakter der deutschen Nation: man kann von einer Verdüsterung der Renaissance sprechen, aber auch von einer Vertiefung. Jedenfalls führte der Humanismus, so sehr er die Dunkelmänner bekämpfte, gegen die Kirche selbst keine Waffen. Seine Vertreter waren eine Paradetruppe, aber den Entscheidungskampf haben sie weder gewollt noch durchgefochten.

Das war einem anderen vorbehalten, der auf völlig entgegengesetztem Wege, mit seiner innerlich erlebten Religion, durch tausend innere Nöten dazu erstarkt war. In namenlosem Ringen suchte er das Heil. War je „ein Mönch gen Himmel kommen durch

Digitized by Google

Möncherei, so wollte er hineinkommen". In diesen Jahren von Martin Luthers Entwickelung verkörpert sich gewissermaßen das ganze Ringen und Sehnen des deutschen mittelalterlichen Mönchtums, bis er endlich seinen Gott fand in seiner ganzen Unerforschlichkeit, in seiner unnahbaren Freiheit: aber aus seiner Allmacht ergoß sich ihm unmittelbar die Gnade, die den Sünder ergreift und zu sich emporzieht. Und voller Friede kam ihm geflossen aus den heiligen Schriften: „da ward ich froh", sagt er selbst, „denn ich lernte und sah, daß Gottes Gerechtigkeit ist seine Barmherzigkeit, durch welche er uns gerecht achtet und hält: da reimte ich Gerechtigkeit und Gerechtsein zusammen und ward meiner Sache gewiß." Und es schien, als ob auch ihm wie so vielen tausenden friedloser Naturen in den Klostermauern Ruhe werden sollte. Aber das beschauliche Leben des Mönchs war ihm nicht beschieden. Sein Weg führte ihn in die große Welt und schon im Herbste des Jahres 1511 treffen wir ihn auf der Reise nach Rom, wo er die Interessen seines Klosters zu vertreten hatte. Am Pilgerstab, zu Fuß, ist er getreu der Ordensregel nach der ewigen Stadt gewallt. Mit heiligem Schauer sah er ihre Türme ragen. Er sank auf die Knie und mit erhobenen Händen rief er: „Sei mir gegrüßt, du heiliges Rom." Der Eindruck war ein ungeheurer, und doch brachte er dem alten wie dem neuen Heidentum die Befangenheit des Mönchs entgegen. Inbrünstig besuchte er die heiligen Stätten und gab sich fraglos diesem berückenden Zauber hin. Freilich konnte es seinen sehenden Augen nicht verschlossen bleiben, wie die anderen Kleriker mit dem Heiligsten ihren Spott trieben und mit Entsetzen hörte er von den Freveln des Borgia und dem kriegerischen Treiben Julius' II. An Erfahrungen reicher, an Gesinnung jedoch gleich, trat er den Rückweg an. Seine innere Loslösung von Rom hat sich nicht mit solcher dramatischen Folgerichtigkeit vollzogen, daß ihn der Anblick all der ungeheuren Laster sofort zum Feinde gemacht hätte, der daran ging, den Nimbus der übergewaltigen Macht zu zerstören. Aber der Keim war gelegt, bald sollte er mächtig zu treiben beginnen. Der junge Doktor und Professor in Wittenberg ward rasch der Stolz seiner Kongregation. Und wenn nun Spott und Zorn über die Schäden der Kirche immer lauter anschwollen und der Lärm bis in Luthers Zelle drang, da sehen wir ihn zwischen den beiden Parteien stehen. Rückhaltlos erkannte er die Gebrechen der Kirche an; aber die Dunkelmännerbriefe erschienen ihm eine unwürdige Komödie. Schon jetzt trennte ihn sein innerstes Gefühl von Erasmus, der damals der berühmteste Mann von Europa war. Gewiß, dessen Ausgabe des griechischen Testaments ward die Grundlage für Luthers Lehre. Doch der Abstand von „diesem Fürstendiener und Schmeichler der öffentlichen Meinung" war ihm von Anfang an bewußt. Aber er sah auch, wie furchtbar der geistliche Stand sich von dem evangelischen Vorbilde entfernt hatte. „Alle Gassen Jerusalems," rief er, „sind voll der Götzen und der Gotteslästerer, aber unsere Pharisäer

Digitized by Google

sind blind gegen diese inneren Feinde, um sich auf Anstiften des Teufels gegen die äußeren zu wenden; sie verlassen das Ihre und bessern doch nicht das Fremde." Er glaubte nur an eine Rettung von innen heraus. Und doch ahnte er nicht, welcher Abgrund ihn schon jetzt von seinem Stande trennte. Er jagt weiter mit rastlosem Mühen nach dem Frieden Gottes. Nichts war in ihm, was ihn an seine welthistorische Mission gemahnte. Er hat einmal gesagt: „Ich war der Welt abgestorben, bis daß es Gott Zeit däuchte und mich Junker Tetzel mit dem Ablaß trieb."

Und es war kein Zufall, wenn Luthers Angriff gegen die Kirche zuerst dem Mißbrauche galt, den man mit dem Ablaß trieb. Denn hier wandte sich Rom nicht an die Geistlichkeit, sondern an die Masse der Gläubigen. Hier trat der schadhafte Punkt des ganzen kirchlichen Wesens, der Verweltlichung der geistlichen Elemente am deutlichsten hervor. Es war die klare Konsequenz von Luthers ganzer innerer Entwicklung, daß er mit vollster Empörung sich gegen eine Sündenvergebung wandte, die für rotes Gold zu haben war. Er hatte alle Seelenqualen durchkostet und unter Geißelhieben gestöhnt: „O meine Sünde, meine Sünde", und sollte nun ruhig zusehen, wie durch die überschwänglichen Darbietungen der römischen Gnade die Reue ihren Stachel verlor, die Angst vor Hölle und Fegfeuer entschwand, „sobald das Geld im Kasten klirrte"!

Aber da er seine Thesen anschlug, begann er den Kampf gegen das System Roms und dieser Kampf ist es, der ihm die welthistorische Bedeutung zuweist. Die Theologie selbst war und blieb sein schwacher Punkt. Und das mußte so sein. Mit den alten Waffen der Theologie war Rom nicht zu fällen. Es war mehr denn je ein politisches System vonnöten, sonst war Luthers Werk nichts anderes als einer der vielen Fälle von Häresie, die kamen und vergingen. Es ist gleichgültig wie er nun auf diesen Weg gelangt, das Große ist, daß er ihn mit unerschütterlichem Mute beschritten. Die Stiftung einer neuen Kirche war nicht seine Aufgabe, der Ausbau eines neuen Dogmengebäudes war eine Sache für sich. Mit Recht sagt Harnack, daß die „lutherische Kirchenlehre eine kümmerliche Dublette zur katholischen Kirche bilde". Im engen Zusammenhang mit Rom, wie das Mittelalter ihn geschaffen, führte der deutsche Geist ein Leben wie eine Seele in Pein. Aus diesem Kerker mußte die Nation befreit werden — durch die Trennung von Rom. Diese Tat hat Luther „zum Angelpunkt der Weltgeschichte gemacht". Der weitere Verlauf der Reformation war vielfach erbärmlich: „beispiellos unfähige", habgierige, bigotte Fürsten haben das erwachte Germanien wieder entgermanisiert, wie Chamberlain sagt. Aber Luthers Werk beruhte eben nicht auf theologischer, sondern auf politischer Basis und darum hat es die Jahre grenzenlosen Elends und nationaler Versunkenheit überdauert.

Und es ist nur die Schuld der Fürsten, als den Trägern der europäischen Politik, daß Luthers Werk nicht völlig zum Ziele

Digitized by Google

gelangt ist. Es war aber ebenso eine Tat des Mutes wie des Geistes. Kaum hatte er gerade aus dem einseitigen und schlecht begründeten Widerspruch gegen seine Thesen den Zusammenhang des einzelnen Gebrechens mit dem gesamten Fall der Kirche erkannt, da griff er den Urheber desselben, das Oberhaupt, mit unerhörter Kühnheit an. Er traf es in dem Augenblicke, da es daran war, seine weltliche Macht völlig auszubauen und für alle Zeiten zu festigen. Niemals aber hat sich der alte Satz, daß ein Reich nur mit den Mitteln erhalten wird, mit denen es geschaffen worden, besser bewahrheitet. Nur was erkämpft ward mit eigener Kraft, das dauert. In geistlichen Dingen hatte das Papsttum eine maßlose Macht gewonnen, der Papst war der Herr der Christenheit, vor dem all' Volk im Staube lag. Nun aber, da er daranging, ein weltliches Reich zu schaffen, da sank er von seiner Höhe herab und bot ein grauenerregendes Bild. Nicht daß die Kurie weltliche Macht gewann, sondern wie sie dieselbe gewann, das hat der weiteren Geschichte des Papsttums jenen Stempel des Kleinen und Niederen aufgedrückt. Und so sind die Päpste zugleich die Schürer des Weltkriegs, wie der italischen Zwietracht. Sie haben ihre Macht gewonnen durch die Franzosen und Spanier, die Deutschen und die Schweizer. Und damit waren sie in den großen Kampf hineingezogen worden, dessen Walstatt Italien war. Statt zu voller Unabhängigkeit zu gelangen, waren sie gerade durch die unselige Erweiterung ihres Staates in die Mitte zwischen zwei überlegenen Gewalten geraten. Hier gab es, da es dem Papste für eine große Politik an Macht gebrach, nur die kleinen Mittel einer zweizüngigen Politik. Er, dessen Mission es war, den Völkern das Heil der Wahrheit zu spenden, mußte seine politische Existenz mit dieser verlogenen Haltung erkaufen. Und dabei konnte er die religiösen Interessen nicht von diesen politischen Sorgen trennen. Warum hätten ihn die Fürsten nicht mit seinen eigenen Waffen bekämpfen sollen, ihm eine geistliche Opposition entgegensetzen! War sie doch nie berechtigter gewesen, konnte sie doch niemals wirksamer sein. Gegen Alexander VI. hatte Karl VIII. von Frankreich den Hieronymus Savonarola in Florenz ausgespielt: da dieser seine asketischen Ideen gegen den römischen Hof ins Feld führte, verfocht er die französische Sache. Und Ludwig XII. hatte das Konzil nach Pisa berufen, das Julius II. so gefährlich schien wie ein feindliches Heer vor den Mauern Roms. Und nun hatte der deutsche König einen Kämpen in Luther gefunden, dessen Erscheinen allein von höchster politischer Bedeutung war. Seit Arnold von Brescia hatte keiner das Papsttum bis in seine dunkelsten Tiefen so durchschaut wie er. Schon Maximilian wußte, was er an Luther hatte. Er wollte ihn wahren als ein kostbares Gut: in diesem Sinne empfahl er ihn dem Kurfürsten von Sachsen: „man möchte noch einmal seiner bedürfen." Und inzwischen hatte sich der Bruch Luthers mit Rom und den Romanisten vollzogen und zugleich war in den hohen und tiefen Schichten der Nation der Groll gegen die

Digitized by Google

römische Brandschatzung aufs höchste gestiegen und auf dem Reichstage zu Augsburg zu starkem und gewaltigem Ausdruck gelangt. Die deutschen Stände waren völlig einig gegen das despotische Steuersystem Roms. Das Reich erklärte sich gegen den Papst und lehnte dessen Forderungen als eine unerhörte Neuerung ab, unter dem Hinweis auf die Empörung, die sich bei dem gemeinen Mann über die römische Geldgier offenbare. Und mit wachsender Sorge sah man in Rom Luthers Einfluß von Tag zu Tage wachsen. Alle Bemühungen, ihn zu warnen, zu überzeugen, zu schrecken, waren vergeblich gewesen. Kein Zweifel, die geistlichen Mittel versagten gegen diesen Mönch und seinen Mut. So gab es nur einen Weg, ihn zu vernichten: die Politik.

Maximilian war dahingegangen, Karl V. hatte das „Ja" der deutschen Kurfürsten erhalten. Wenn es dem Papste gelang, mit ihm sich zu verbinden, dann konnte er hoffen, den gefährlichen Brand der religiösen Neuerung zu löschen. Und doch war es die Aufgabe des Legaten in Deutschland, des Kardinals Cajetan gewesen, das Imperium dem Hause Habsburg zu entziehen. Deutschland stand unter dem Drucke der gespannten europäischen Atmosphäre. Es hatte nur die Wahl zwischen dem französischen König Franz I., der in tönenden Manifesten das hohe Lied von Deutschlands Freiheit verkündete, und dem spanischen Karl, dem Enkel Maximilians. Und nicht den Herrn Hispaniens sah es in dem Knaben, sondern den Sprossen des geliebten Königs, obwohl jener von den deutschen Empfindungen keine Ahnung hatte und durch tausend undeutsche Interessen gefesselt war. Und doch schien es einen Augenblick, als ob dem jungen König das Verständnis geworden sei für die große evangelische Bewegung. Er wandte sich an den Kurfürsten Friedrich den Weisen. Sein Rat Hieronymus Brunner lud diesen zum Reichstag, wo seine Stimme ihn ganz leiten sollte, „denn wundervieł hatte er von seinen Anschlägen, seinem Rat und seiner Weisheit." Und auch Luther hoffte auf das Kommen Karls, und in einem herrlichen Schreiben empfahl er ihm seine Sache — nicht sich selbst. Und der gleiche Geist freudiger Erwartung ging durch das deutsche Land.

Aber auch die Feinde waren am Werk. Während Luther mehr und mehr seine Wahlverwandtschaft mit Johann Huß erkannte, war Eck mit seiner Schrift „über den Primat des Papstes", in der er die Historie zur unwürdigsten Knechtin herabgewürdigt hatte, nach Rom geeilt, um dort den „Abgrund der Hölle gegen Luther aufzurufen". Und während dieser aus der von Hutten edierten Schrift des Laurentius Valla über die Konstantinische Schenkung die ungeheuerlichste Fälschung römischen Ehrgeizes kennen lernte, hatte Mazzolini in seinem Pamphlet die alten Ansprüche der Kurie in maßloser Weise erneuert. Aber Luther gewann daraus neuen Mut: „Nun siehe," schrieb er, „was von Rom zu hoffen ist, wo sich dieser Höllenschlund über der Kirche öffnet: endlich muß man offenbaren

Digitized by Google

die Mysterien des Antichristes!" Und mit den Worten: „die Zeit des Schweigens ist vergangen und die Zeit zu reden ist gekommen!" begann er seine Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung." Und mit Posaunentönen ruft er nun den Laienstand auf, da zu helfen, wo der Klerus versagt, und die dreifache Mauer zu stürzen, die der Feind mit den Dekretalen um sich gezogen, der eitlen Menschensatzung. Mit leidenschaftlichem Patriotismus spricht er zu seinen Deutschen, wie noch keiner vor ihm, alle Kräfte seines Volkes ruft er auf zum Kampfe gegen Rom.

Aber wenn er in dieser Schrift lediglich auf die politische Verfassung der christlichen Welt hingewiesen, so griff er in dem „Präludium von dem babylonischen Gefängnis der Kirche" die sakramentalen Fesseln an, in welche die Romanisten die göttliche Gnade unmittelbar geschlagen. „Wohlan," sagte er, „ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen. Jucket sie das Ohr, ich will's ihnen auch singen, und die Noten aufs höchste stimmen. Verstehst mich wohl, liebes Rom, was ich meine?" Und nun zertrümmerte er den Nimbus, „worin die Hierachie alle Stufen und Kreise des natürlichen und sozialen Lebens verklärt hatte."

Da erfolgte nun freilich von Rom aus der Bann, der indessen Luthers Seele nicht mehr berührt hat. Mit kühner Hand hat er die Bannbulle ins Feuer geworfen. Und doch war auch seine Hoffnung auf das „junge, edle Blut Carolus" gesunken, der nun in Deutschland seinen Einzug hielt. Die beiden „Herren der Christenheit" hatten sich gefunden. Sie schlossen den weltlichen Bund zur Wiedereroberung Mailands. Und von dem gleichen Tage, da dieses Bündnis ratifiziert wurde, ist die Acht des Reiches über Luther datiert. Denn die politischen Maximen beherrschten die Welt: sie waren die Grundlagen für Karls deutsche Politik. Und während Luther auf der Wartburg ein verborgenes, aber wundersam segensreiches Dasein führte, sehen wir die Früchte des weltlichen Bundes von Papst und Kaiser reifen. Ihre vereinten Waffen waren in Italien siegreich. Mit Karl zog des Papstes Vetter, Lucius Medici, in Mailand ein, Parma und Piacenza waren den Franzosen entrissen.

Und Leo X. wähnte schon, mit dem politischen Siege auch den kirchlichen Widerstand gebrochen zu haben. Wie hatten sich die Zeiten gewandelt. Einst hatten seine Vorgänger das Volk aufgerufen gegen den Kaiser, jetzt erregte er den Kaiser gegen das Volk. Und es schien ihm gelungen. Wenigstens ist er mit dem Bewußtsein des vollen Sieges dahingegangen. Die Nachfolger aber sollten erkennen, daß er zu früh gejubelt.

Unter den seltsamsten, wenig würdigen Umständen ward der würdigste Mann der Christenheit, Adrian von Utrecht, auf den Stuhl Petri erhoben, zugleich aber auch einer der edelsten Menschen seiner Zeit. Er wollte nichts anderes sein als er war, so hat er denn auch als Papst seinen Namen beibehalten — Adrian VI. Der

Digitized by Google

Lehrer Karls V. stand den Deutschen näher als ihr König. Und er war entschlossen, mit ihnen im Frieden zu rechten. Denn er kannte die Schäden der Kirche und er wußte, daß sie nur zu heilen durch eine durchgreifende Reform an Haupt und Gliedern. Er hat dem Legaten Chieregato eine Instruktion mit nach Deutschland gegeben, welche ein Sündenbekenntnis der Kurie war und uns mit Ehrfurcht vor der Wahrhaftigkeit dieses Professors in der Tiara erfüllen muß. Sie ist die volle Bestätigung für all die Angriffe, die von Huß bis auf Hutten und Luther gegen Rom geschehen sind: kaum hat einer so scharf geschrieben als Adrian selbst, der zu sagen wagte: „Es ist alles zum Bösen verkehrt worden. Von dem Haupte ist das Verderben in die Glieder, von dem Papste über die Prälaten ausgebreitet worden: wir sind alle abgewichen; es ist Keiner, der Gutes getan, auch nicht Einer".

Das war wahrhaft groß gesprochen. Ein anderes war es, ob es klug war. Mit der Reform kam er zu spät: auch den Deutschen war damit nicht mehr zu helfen. Und dann, wie weit war der Weg von der Idee bis zur Ausführung: selbst wenn der gute Wille bei den Kardinälen vorhanden gewesen wäre, so hätte es der größten Anstrengungen bedurft, die ungeheuren Schwierigkeiten zu beseitigen. Und er weckte in Rom nur Mißvergnügen, an seinem kaiserlichen Schüler fand er keinen Helfer und in Deutschland sah man in Adrians Selbstbekenntnis nur die Bestätigung für Luthers Angriffe gegen Rom.

Luthers Werk aber gedieh weiter. Und Adrians Pontifikat ist nichts als eine rührende Episode. Es schien, als sollte dadurch bewiesen werden, daß der Abgrund, der sich zwischen Rom und dem deutschen Protestantismus aufgetan, unüberbrückbar geworden. Und so trafen die Kardinäle im Geiste des Papsttums die richtige Wahl, wenn sie in Julius Medici den Mann erwählten, der mit den politischen Aufgaben der Kurie am meisten vertraut war. Er schien mit allen politischen und familiären Banden mit Karl V. und Spanien verknüpft und man wähnte am Kaiserhofe, in ihm ein williges Werkzeug gefunden zu haben. Aber kaum hatte er die Tiara sich aufs Haupt gesetzt, da sah er sich von den Weltverhältnissen und vor allem von der nationalen Bewegung Italiens mit aller Macht fortgerissen. Und so nahm er den Kampf mit dem Kaiser auf.

Sofort wirkte dies auf die deutschen Verhältnisse zurück. Unter den Eindrücken der italienischen Ereignisse kam der Speyrer Reichsabschied zustande, der es den Ständen freistellte, in Sachen der Religion nach eigenem Ermessen zu verfahren. Es war in gewissem Sinne die Anerkennung der protestantischen Partei. Und nun stiegen die deutschen Landsknechte über die Alpen, ebensogut kaiserlich wie lutherisch gesinnt, um den Kaiser an dem Papst zu rächen. Offen ward er als der Störer des Friedens in der Christenheit angeschuldigt und Georg von Frundsberg sagte wohl: „Komm ich nach Rom, so will ich den Papst henken." Aber gerade sein Abgang vom

Digitized by Google

Schauplatz brachte Rom das Verderben. Denn nun brach der alte „furor teutonicus“ durch eine verwilderte Soldateska über das Rom der Renaissance herein und verhängte über dasselbe eine vernichtende Plünderung: den „Sacco di Roma“. Mit dem 6. Mai 1527 ging die große Kulturperiode Roms zu Ende. Die ewige Stadt hat sich von dem Schlage nie wieder völlig erholt. Und der Papst saß belagert in der Engelsburg. Der christlichste Kaiser, der Kirche treuester Sohn, hielt ihn gefangen und entzog ihm sogar den letzten Rückhalt in seiner Vaterstadt Florenz. Da war sein Trotz gebrochen und er knüpfte mit dem an, der ihn am tiefsten gebeugt. Auf Frankreich konnte er nicht mehr hoffen, so warf er sich dem Kaiser in die Arme. Und in Bologna hat er ihn mit der Kaiserkrone gekrönt. Sie hatte seit Jahrhunderten wieder ihre alte Bedeutung, ja noch eine größere denn je. Der Papst war ihr in allen politischen Fragen Vasall.

Aber Clemens hat durch diese Demütigungen seinen kirchlichen Einfluß wieder herzustellen versucht — wenigstens in Deutschland. Und in der Tat hatte ihm der Kaiser vertragsmäßig versprochen, zur Unterdrückung der Protestanten mit allen seinen Kräften beizutragen. Und er schien dazu entschlossen. Die versöhnliche Stimmung vom Speyrer Reichstag war längst verflogen, und mehr und mehr gab Karl den Einflüsterungen der Kurie Gehör. Der Legat, Kardinal Campeggi, war ihr berufener Sprecher. Sein Rat gipfelte in Gewalt, Raub und Mord. Mit Feuer und Schwert sollte dieses giftige Gewächs vertilgt werden. Der Rest des grausamen Werks sollte der Inquisition zufallen. Kein Wunder, wenn die deutschen Fürsten vom ärgsten Mißtrauen erfüllt wurden gegen einen Kaiser, der mit solcher Macht unter einer Decke steckte. Aber Karl, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, war nicht so stark, daß er den Willen der Kurie hätte fraglos vollstrecken können, auch wenn er es gewollt. Und das war nicht der Fall. Denn jener, der solche Wünsche hegte, war politisch ein wenig verlässiger Bundesgenosse, den er gerade durch die geistlichen Verhältnisse in Abhängkeit halten konnte. Und so hat er ihn durch die Erneuerung der alten Konzilsidee, als des Allheilmittels der Christenheit, aufs schwerste getroffen. Die Kurie zitterte, wenn der Kaiser vom Konzil sprach: der Kurs der käuflichen Aemter sank. So weicht Clemens — auch aus persönlichen Gründen — dem Gedanken aus, wo er nur kann, und wenn er darauf eingeht, so geschieht es mit den äußersten Kautelen. Und doch drängte ihn Karl immer leidenschaftlicher. Er war ihm gegenüber politisch machtlos, er schien es auch in kirchlichen Dingen zu werden. Und so hat ihn die Furcht vor dem kirchlichen Uebergewicht des Kaisers und dessen Konzilsforderung dem französischen König in die Arme getrieben. In Marseille hat er mit Franz I. den engsten Bund geschlossen.

Und ein anderes kam hinzu. Der französische König war mit den Protestanten im besten Einverständnis; indem er sich nun zugleich so eng mit dem Papste verbündete, vereinigte er

Digitized by Google

gewissermaßen Protestanten und Papst in das nämliche System. Und Clemens war es zufrieden. Denn ebenso wie Karl V. den Papst mit den Protestanten in Schach halten wollte, gedachte dieser sich die Opposition der Protestanten gegen den Kaiser zunutze zu machen. Es war das alte Spiel, das die Päpste so oft mit deutscher Treue und Fürstenehre getrieben: aber hier wirkte es doch besonders auffallend. Die Protestanten waren eine politische Macht geworden und der Papst stand nicht an, sich derselben gegen den Kaiser zu bedienen. Es ist kein Zweifel: Clemens VII. ist der größte Wohltäter der deutschen Protestanten gewesen. In dem Augenblicke, da sich die beiden mit unversöhnlichem Hasse verfolgen, sind sie durch die gleichen politischen Interessen verbunden. Clemens wußte von der Aktion des Landgrafen Philipp von Hessen zugunsten des Herzogs Ulrich von Württemberg, er wußte von dem Frieden, den er mit König Ferdinand zu Baden schloß und der Bestimmung, daß das Kammergericht über die eingezogenen geistlichen Güter keine weiteren Klagen annehmen solle. Er wußte, daß damit eine der Hauptschranken gegen die Ausbreitung des Protestantismus fiel, daß dadurch dessen Uebergewicht in Deutschland gefestigt ward. Und mit all dem konnte er sich nicht loskaufen von der Furcht vor dem Konzil, das der Kaiser immer dringender forderte. Seine Lage wurde immer düsterer: in Italien die Fremden die Herren, in Deutschland der ungeheure Abfall, den er, durch die politischen Verhältnisse gebunden, nicht aufhalten konnte. Er ist denn auch dahingegangen in der Furcht vor den kommenden Dingen.

Das Eine war Ereignis geworden: der protestantische Geist ging mit steigender Macht durch Europa und wo er nahte, da erschütterte er die Fundamente päpstlicher Gewalt. Aber groß geworden ist er durch den Widerstreit der geistlichen und weltlichen Interessen, durch den Konflikt zwischen den Pflichten des Statthalters Christi und den Aufgaben des Herrn des Kirchenstaates. Man erkannte auch in Rom, daß dieser Widerstreit zur Vernichtung des Papsttums führen mußte. So hat Paul III. seine Tätigkeit wiederum der kirchlichen Reform zugewendet. Noch gab er die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit nicht verloren. Es ist kein Zweifel, daß durch ihn die Kardinäle Contarini und Morone den erhöhten Impuls empfangen haben, sich an diese Sisyphusarbeit zu wagen. Es ist die Zeit der Religionsgespräche, unter denen das Regensburger vom Jahre 1541 wohl das bedeutendste. Aber man wußte auf protestantischer Seite, daß sie vergeblich waren. Luther selbst hat es offen kund getan, daß eine Versöhnung ausgeschlossen sei. Er hatte das Vertrauen in die Willfährigkeit Roms unbedingt verloren. Und die theologischen Fragen waren ja auch jetzt nicht die maßgebenden, sondern die politischen. Kam die Versöhnung zu stande, dann hatte Karl das durch die Einheit erstarkte Deutschland hinter sich und seine Macht wuchs ins Ungeheure. Berief er dann das Konzil, so war er der oberste Schiedsrichter Europas. Dagegen er-

Digitized by Google

hoben sich die Bedenken in Frankreich, in Rom, aber auch in Deutschland. Die Feinde des Kaisers haben die Zwietracht unter den Theologen geweckt und Contarini, der die Gespräche geleitet, kehrte unverrichteter Dinge nach Rom zurück. Er war aufs schmerzlichste bewegt. Denn er glaubte eine große und gute Sache vertreten zu haben. Er eröffnet die Reihe der Braven, die in unbegrenztem Idealismus eine gemäßigte katholische Meinung verfochten haben. Sie sind alle mit ihren edlen Bemühungen gescheitert. In der katholischen Kirche ist kein Raum für sie; ihr Wirken innerhalb dieses Bannkreises ist zwecklos und vergeblich. Und so waren auch diesen Tendenzen bereits andere, schärfere im Bereich der Kirche entgegengetreten, die in ihnen nichts anderes sahen als die Vorposten der Häretiker. Sie wurden beiseite geschoben, denn die Bahn mußte frei sein für eine neue Bewegung, für eine Reform, die im Kampfe mit dem Protestantismus erstarken sollte. Nirgends tritt der Kontrast zwischen beiden mehr zutage, als gerade in dieser Entwicklung. Luther hatte die Kirche an ihrer schwächsten Seite angegriffen, an ihrem Priestertum. Eine Heilung desselben schien ihm unmöglich: er verwarf es daher im Prinzip und Begriff. In diesem Sinne vollzog sich in Deutschland die volle Auflösung des Mönchtums, während der weltliche Klerus sich selbst von den alten Fesseln befreite. Anders in Italien. Man fühlte, daß die Kirche stand und fiel mit dem Klerus. So ging man daran, ihn zu reformieren, aber nicht im lutherischen Sinne, sondern im Geiste Gregors VII. Ein neuer, starker Zug ging durch das ganze Mönchsleben. Vom Monte Corona, wo Paolo Giustiniani seinen neuen Camaldulenserorden stiftete, ging ein Geist der Einkehr durch ganz Italien. Aus den tiefgesunkenen Franziskanern erstanden die strengeren Kapuziner, ein Armee ohne Geist und ohne höheren Zug, mit kleinlichem Drill, aber eine streitbare Truppe in richtigen Händen. Und aus Spanien, der Heimat des Cid, des Amadis und des Quixote, kam — Ignatius von Loyola. Ohne Zweifel ein tapferer Mann. Dem siechen Ritter, der sich von Heldenschaft und Ritterehre fortan ausgeschlossen sah, kam der Gedanke, ein Streiter Christi zu werden. Aus der Sorge eines verfehlten Lebens entsprang ihm allmählich die Idee seines Ordens. Es war ein Weg heißen und schweren Ringens, der ihn nach dem Montmartre von Paris geführt, wo er mit seinen ersten Genossen den Schwur geleistet, und nach Rom, wo die Gesellschaft Jesu ihre bleibende Form gefunden. So war aus den ersten phantastischen Ideen des Ignatius ein Institut mit weltkluger Zweckmäßigkeit geworden, und der Papst hatte eine Truppe in der Hand, die seine weltlichen Pläne mit der gleichen Hingebung zu fördern gewillt war, wie sie mit grenzenloser Begeisterung bereit war, den Katholizismus nicht bloß zu verteidigen, sondern für ihn eine Propaganda zu eröffnen, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. Es ist kein Zweifel: die katholische Kirche von heute dankt dem Orden vor allem ihre Größe und ihr Ansehen. Was im engeren Rahmen der Kirche seitdem ge-

Digitized by Google

wonnen ward an Machtentfaltung, es trägt den Stempel der Gesellschaft Jesu. Wer sollte dem Orden die Bewunderung versagen? Er hat auch in Zeiten seines Verfalls noch Großes geleistet. Es war der größte Undank des Papsttums, da es den Orden eine Zeitlang verdammte. Es steht und fällt mit ihm. Aber er hat auch nie einen Augenblick den Zweck seiner Gründung aus dem Auge verloren — die Bekämpfung der Häresien bis zum äußersten. Etwas anderes als ein feindliches Heer, das bestgeschulte, kann man, so man nicht mit Blindheit geschlagen, in ihm nicht sehen. Und wie die Reformation ein urdeutsches Werk und als solches nie zum Stillstand kommen darf, so ist der Orden in seiner Tendenz antideutsch und wird es immerdar bleiben. Die unerbittliche Konsequenz, die eiserne Tatkraft, die sich durch die Ordenszucht auch den schwächeren Gliedern mitteilt, der weise Individualismus, der jeden der Brüder an die geeignete Stelle setzt, das gewaltige System, das keine Macht ins Wanken bringt — alles das flößt uns staunende Bewunderung ein. Es ist in seiner Art eine der großartigsten Schöpfungen, welche die Geschichte kennt, so bedeutend wie das Papsttum selbst, dem es sich zu ewigem Dienste geweiht. Aber wer es ehrlich meint mit dem deutschen Volke und dem deutschen Geiste, der muß ihm im steten Kampfe gegenüberstehen. Jedes Paktieren, jedes Zugeständnis ist gefährlich. Denn der Orden muß, wenn er sich nicht selbst untreu werden will, und diese Schwäche darf ihm kein Verständiger zutrauen, ein Feind unseres Reiches sein und bleiben. Der Orden gibt sich selbst auf, würde er diese Gesinnung aufgeben, wie der Deutsche, wenn er ihm rückhaltlos vertraut.

Elftes Kapitel.

Die Kurie hatte in dem Orden die Hilfe gefunden, deren sie bedurfte. Es war Hilfe in der Not. Denn nie war ihre Lage gefährlicher gewesen als in diesem Augenblicke, da ein Kaiser entschlossen war, für die Kirche alles zu tun, aber auch die Politik des Papstes seinen Weltmachtsplänen anzubequemen. Nirgends tritt der Gegensatz zwischen den beiden Machthabern deutlicher hervor wie in der Konzilsfrage. Karl V. drängte fortwährend auf die Eröffnung, welche die Kurie hinwiederum mit nie gesehener Aengstlichkeit unter allen Umständen zu verzögern suchte. Das Konzil war Roms schwerste Sorge: es war, als ob die Regung des schlechten Gewissens die Päpste abhielt, zu dieser Maßregel zu greifen, welche doch schließlich das Allheilmittel gegen jedes Schisma in der Kirche sein mußte. Aber es entsprach nicht mehr der weltlichen Stellung der Päpste. Hier mußte der Gegensatz zwischen Kirche und Kirchenstaat mit unmittelbarer Gewalt hervortreten. Jeder der Konzilsväter konnte auf Christi Beispiel hinweisen, wie er mit eigener Hand den Tempel reinigte. Und doch mußte sich die Kurie von der Notwendigkeit des

Digitized by Google

Konzils überzeugen. Ein Hauch der Versöhnung ging durch beide Parteien. Man schien gegenseitig zur Nachgiebigkeit bereit. Der Kaiser wollte sie nützen und schien selbst die Initiative ergreifen zu wollen bei Berufung einer großen Kirchenversammlung. Da sah der Papst, daß er auf die Anhänglichkeit der übrigen katholischen Fürsten zählen durfte, und so tat er selbst den Schritt. Langsam, zögernd, aber klug erwägend. Nie ist ein Konzil mit größerer Rücksicht auf die Weltlage berufen worden. Und doch wußte er auf dem Konzile selbst die Pläne des Kaisers, der zunächst die Reform durchgeführt zu sehen wünschte, zu durchkreuzen. Er ließ mit der Feststellung des Dogmas beginnen. Gelang ihm diese, dann war jede Nachgiebigkeit den Protestanten gegenüber überflüssig. Es fehlte nicht an Stimmen, welche im protestantischen Geiste von nichts als von der Schrift wissen wollten. Aber sie wurden von einer starken Majorität zum Schweigen gebracht. Und diese setzte auch den Beschluß durch, daß die ungeschriebenen Traditionen, die aus dem Munde Christi empfangen, unter dem Schutze des heiligen Geistes bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt, mit gleicher Verehrung anzunehmen seien wie die heilige Schrift. Damit war die Stellung zu den Protestanten genau fixiert. Es war ausgeschlossen, daß die Frage von der Rechtfertigung in ihrem Sinne entschieden werde, zumal gerade jetzt Kaiser und Papst zum vernichtenden Schlage gegen sie ausgeholt hatten. Ja, die Entscheidung war bereits gefallen, der Süden lag besiegt zu Füßen des siegreichen Kaisers. Stolzer denn je erhob die Hierarchie ihr Haupt, und die Tridentiner Beschlüsse legten das ganze kirchliche Leben in deren Sinne fest. Jeder Widerspruch der Reformpartei auf dem Konzil verstummte, und gegen die Häresie schuf der Papst, den Ratschlägen Caraffa's, Burgos' und vor allem Loyola's folgend, nach spanischem Muster ein höchstes Tribunal der Inquisition. Am 21. Juli 1542 war die konstituierende Bulle erschienen und an die Spitze dieser blutgierigen Behörde trat Caraffa. Die Gesetze, die er erließ, atmeten maßlose Strenge. Und sofort brach in Italien die Verfolgung und der Schrecken los. Die Scheiterhaufen loderten: vor Santa Maria sopra Minerva in Rom ergötzte sich das Volk an den Autodafés; überall in Italien stieß man auf verbrannte menschliche Gebeine.

Und unter diesen grausen Eindrücken bildete sich der Jesuitenorden weiter aus. Ueberall suchte er festen Fuß zu fassen; aber auch der Protestantismus setzte sich ihm mit aller Macht entgegen. Der Gegensatz wuchs: der Calvinismus entwickelte eine noch stärkere antikatholische Tendenz als das Luthertum. Es war ein politisches Unglück, daß beide Konfessionen sich mehr und mehr von einander absonderten. Der Katholizismus nahm seine moderne Gestalt an. Und doch zum vollen Siege konnte er nicht mehr gelangen; die große Bewegung hatte in seinen alten Mauern eine zu breite Bresche gelegt und die Differenzen zwischen Karl und dem Papste kamen auch unter dem Pontifikat Pauls III. nie völlig zur Ruhe. Hatte

Digitized by Google

er doch gerade in dem Augenblick, da der Kaiser Oberdeutschland unterworfen, im Spätjahr 1546 seine Truppen vom kaiserlichen Heere abberufen. Er hat dabei seine politischen Interessen über die kirchlichen gestellt. Um den Preis der kaiserlichen Uebermacht wollte er die Rekatholisierung Deutschlands nicht erkaufen. Er erscheint eine Zeitlang geradezu als der Verbündete der Protestanten. Er selbst fühlte sich als ein solcher, da er mit Freude von den Fortschritten Johann Friedrichs von Sachsen gegen den Kurfürsten Moriz vernahm. Er wünschte seinen Waffen Sieg auch dem Kaiser gegenüber. Aber dieser führte den Entscheidungsschlag und auf dem Felde von Mühlberg gewann er auch das Uebergewicht in Italien. Und so mußte sich der Gegensatz gerade dadurch zwischen Karl und Paul bis zum Haß verschärfen.

Es war Pauls Unglück, daß die persönlichen Dinge ihn allzusehr beherrschten. Er ist daran zu Grunde gegangen. Ueber den Konflikten brach ihm das Herz (10. November 1549). Und die Wahl des Kardinals von Monte — der sich Julius III. nannte — besiegelte den Triumph des Kaisers. Er stand zu ihm, da sich dessen Sieg plötzlich durch die Entfaltung der französischen und deutschen Kräfte in Unsieg wandte. Am Rhein erschienen die Franzosen, in Tirol der Kurfürst Moriz. Dann aber schloß Julius Frieden und zog sich in die süße Einsamkeit seiner unvergleichlich schönen Villa vor der Porta del Popolo zurück. Ihn kümmerte nicht die Welt, wenig nur die Kirche. Gleichgültig sah er den Sieg der Protestanten, während seine geistliche Umgebung mit Sorge in die Zukunft blickte. Sie fühlte, ein wahrhaft kirchlicher Mann tat not. Sie fand ihn auch in dem Kardinal Marcello Cervini. Am 11. April 1555 haben sie ihn als Marcellus II. erhoben. Aber „die Welt war seiner nicht wert" sagen die trauernden Zeitgenossen, die ihn schon am 23. Mai in die Gruft sinken sahen.

Und nun ward erwählt der Leiter der Inquisition, der 79jährige Kardinal Caraffa — Paul IV. Ein gewaltiger Mann von eiserner Energie, von rastloser Tätigkeit, als Greis noch erfüllt mit der Leidenschaftlichkeit des Jünglings. Im Kaiser aber sah er seinen Feind; in ihm sah er den Förderer des Protestantismus und er kannte doch nur eine Pflicht, diesen zu vernichten, den alten Glauben wieder völlig herzustellen. Und schon seine Antrittsbulle bekundete, daß es ihm damit ernst war. Er hält sich von Gott erkoren, die Kirche zu bessern, die Häresie zu beseitigen. Aber konnte er ans Ziel gelangen, ohne sich in den hochgehenden Strom der europäischen Politik hineinziehen zu lassen? Er hätte kein Caraffa sein müssen, wenn er nicht mit triumphierendem Gefühl die Niederlagen des Kaisers mit angesehen hätte. Offen trat er auf die Seite Frankreichs und feuerte die führenden Geister zu neuem Kriege gegen jenen an. So ergriffen ihn die weltlichen Tendenzen und trieben ihn unaufhaltsam vorwärts. Da erschien Alba vor Rom, und wenn ihn nicht sein Oheim Kardinal Giacomo vor dem Schicksale des Conne-

Digitized by Google

table und all der Urheber des „Sacco di Roma“ gewarnt hätte, würde er die Stadt mit Leichtigkeit genommen haben. Dann aber drangen die päpstlichen Truppen ins neapolitanische Gebiet vor. Die Situation gemahnt an die Zeit des Ausgangs der Staufer. Aber Alba hielt hier festen Stand und Paul mußte erkennen, daß er auf französische Hilfe nicht weiter zählen konnte. Ja der bedrängte Heinrich II. rief selbst seinen Beistand an. Da schloß denn Paul in höchster Not den Frieden: er konnte damit zufrieden sein. An Besitztum ging so gut wie nichts verloren, und Herzog Alba küßte ihm in Rom voller Demut den Pantoffel. Aber das spanische Uebergewicht blieb bestehen: das war die bedeutungsvolle Frucht des kaiserlichen Sieges.

Und nun wandte sich Paul mit erneutem Eifer der Reform der Kirche zu. Mit allem Pompe stattete er den Gottesdienst aus und mit verschärfter Energie übte die Inquisition ihr grauenvolles Werk. Und doch, dem deutschen Protestantismus gegenüber versagte seine Kraft. Den günstigen Moment hatte er um der weltlichen Dinge willen versäumt. Ja er ist durch diese Säumnis zum größten Wohltäter des Protestantismus geworden, er hat ihn gerettet. Da er am 18. August 1555 seine bedeutende Seele ausgeatmet, hatte jener mehr erreicht, als er je zu hoffen gewagt. Der Augsburger Religionsfriede war geschlossen. Karl V. freilich legte infolge dieses Sieges seine Krone nieder; er wollte nicht teilhaben an diesem Ausgang des gewaltigen Kampfes, der jene vor Kaiser, Papst und Konzil für alle Zeiten sicherte. Während die Väter des Konzils von Trient das Dogmengebäude des Katholizismus ausbauten, drang der Geist der neuen Lehre unaufhaltsam vorwärts in der germanischen, romanischen und slavischen Welt.

Aber in Trient wie in Rom wurden die Vorbereitungen zu einem neuen Kampfe gegen den Protestantismus getroffen. Beide hatten nun freie Hand. Karls Bruder und Nachfolger hatte in Italien nichts mehr zu sagen. Mochte er daher versuchen, auf das Konzil Einfluß zu gewinnen und Vorschläge machen — politischen Nachdruck vermochte er ihnen nicht mehr zu geben. Indes waren diese Vorschläge in hohem Maße bedeutend und beherzigenswert. Er griff dabei auf den Reformentwurf des Konstanzer Konzils zurück. Er forderte den Kelch und die Priesterehe, Nachlaß der Fasten, Errichtung von Schulen für die Armen, Verbesserung der Breviere, Postillen, Legendarien, Katechismen, deutsche Kirchengesänge und Reform der Klöster von finanziellen Gesichtspunkten aus. Aber auch das Kardinalskollegium und das Konklave sollten von Grund aus gebessert werden, „denn,“ fragte er, „wenn die Kardinäle nicht gut sind, wie sollen sie einen guten Papst wählen?“ Aber Ferdinand hat mit seinen Forderungen nur die Streitpunkte vermehrt und unsäglicher Mühen hat es bedurft, das Konzil zu einem friedlichen Ausgang zu führen. Es endete mit einem vollen Siege des Papsttums, aber auch mit der allgemeinen Eintracht der katholischen Welt. Mit

Digitized by Google

dem 4. Dezember 1563, da es feierlich geschlossen wurde, war die Kirche gewissermaßen aufs neue gegründet. Sie hatte sich freilich auf einen kleineren Kreis beschränkt. Den Protestantismus traf für alle Zeiten das Anathem, auf den Orient und die griechische Kirche hörten die bisherigen Rücksichten auf. Um so fester aber war das System der katholischen Dogmatik gefügt. Und durch die Dekrete von der Priesterweihe war die Hierarchie im mittelalterlichen Geiste erneut. Aber sie beschritt sofort moderne Bahnen. Man suchte und fand enge und engste Verständigung mit den katholischen Fürsten. Pius IV. erkannte recht wohl, daß von diesen Beziehungen die weitere Entwicklung abhing. Mit den Höfen beherrschte er die Völker. Er brach daher mit der mittelalterlichen Tendenz des Gegensatzes der Hierarchie zu dem Fürstentum.

Aber die größte Stärkung gewann doch das Papsttum aus sich selbst. Der Charakter des römischen Hofes hatte sich gewandelt. Ein kirchlicher Geist strahlte nun von hier aus, eine Reihe untadeliger Päpste erhöhte das Prestige Roms im höchsten Grade. Nicht als ob nicht alle menschlichen Fehler nach wie vor dort ein goldenes Asyl gefunden hätten. Habsucht und Ehrgeiz, Heuchelei und Arglist trieben nach wie vor hier ein frevelhaftes Spiel. Aber die Würde wurde gewahrt, ein tiefer Ernst war in die päpstlichen Gemächer eingezogen, tiefe Religiosität suchte hier ihre Heimstatt. Sie durchdringt das ganze Leben, Literatur und Kunst, allem gibt sie neue Antriebe. Der heidnisch-weltliche Hauch der Renaissance scheint verweht. Aber Rom blieb Rom: der Geist der Herrschsucht, der die Bischöfe von Rom erfüllt von frühen Tagen an, er trieb weiter sein mächtiges Spiel. Mit anderen, aber freilich nicht minder mächtigen Waffen ging sie aufs neue daran, die Welt zu überwinden, Verlorenes zurückzugewinnen, Neues zu erobern.

Der europäische Norden war verloren. Von Island bis nach dem Osten hatte der Protestantismus triumphiert: ganz Niederdeutschland ward sein eigen. Aber auch im Süden gewann er mehr und mehr Anhang, in den fränkischen Bistümern erstand Pfarre an Pfarre, die Städte, der Adel waren protestantisch. Auch in Bayern regte sich die neue Lehre, die in Oesterreich festen Boden gewonnen hatte, in den Bergen fand sie mächtigen Widerhall. Und ähnlich stand es am Rhein und in Westfalen. Ueberall ist es der Adel, der die Initiative ergreift. So konnte der venetianische Gesandte im Jahre 1558 schreiben, daß es in Deutschland nur noch ein Zehntel Katholiken gebe. Ein großer Teil der Stifter war säkularisiert, die Universitäten in Händen protestantischer Gelehrter. Aus allen Ländern strömten die Schüler herbei. Der protestantische Geist war im Begriff, sich die Welt zu erobern. In Frankreich und England verschärfte sich durch den Calvinismus der Gegensatz gegen Rom. Ihm setzte man eine neue christliche Weltanschauung entgegen.

Aber Rom ging daran, all dies Land sich wieder zu gewinnen. Nie hat es seine ungeheure Kraft mehr bewährt als in diesem Augenblicke.

Digitized by Google

Freilich in Italien ward, wie wir gesehen, der Geist der Häresie durch namenlose Grausamkeit ausgetilgt. In Spanien leistete Philipp II. getreue Henkersdienste. In den Niederlanden loderten wie in Spanien die Scheiterhaufen. Aber die Entscheidung mußte da fallen, wo die Bewegung erwacht war: in Deutschland. Schon hatten hier die Jesuiten festen Fuß gefaßt: in Wien, in Köln, in Ingolstadt entfalteten sie eine fieberhafte Tätigkeit. Ihre Wirkungskreise erweitern sich mit unheimlicher Raschheit. Schon im Jahre 1559 finden wir sie in München, das sie für das deutsche Rom erklärten. Sie drangen in alle Schulen ein: von den Universitäten bis zu den Armenschulen. Wie umstrickten sie rasch die Herzen der Kinder und der Großen — nicht als lichtumflossene Priester, nicht durch den Schwung des Geistes. Der Jesuitenorden nivelliert zu sehr, er kann seinen Leuten keine Schwingen geben, die zur Sonne tragen, aber er wirkt durch die Konsequenz einer strengen Methode. Sie machte in Deutschland Schule mit rasender Schnelligkeit. Als Fremde kamen die Jesuiten wie eine Invasion des romanischen Europa in unser Vaterland. Und hier auf unserem eigenen Boden haben sie uns besiegt. Freilich die deutsche Theologie war nicht gerüstet und war unter sich in heftigsten Kampf geraten. Ganz Deutschland hallte wider von wüstem Pfaffengezänk. Es ist eines der traurigsten Kapitel in der deutschen Geistesgeschichte. Und während sie mit beispielloser Roheit sich befehdeten, ließen sie den Jesuiten freie Bahn, die nicht bloß die Kinderherzen, sondern auch den Geist der Fürsten zu betäuben und zu gewinnen wußten. Sie waren ja stets in den Residenzen brauchbare Gäste. Sie erkannten denn auch bald, daß durch den Religionsfrieden die Religion völlig in die Hände der Fürsten gelangt war. So nützten sie diese Bestimmung sofort für ihre Zwecke. Zuerst in Bayern. Albrecht V. neigte ihnen ja von Anfang an zu. Aber sie schienen ihm bei den Streitigkeiten mit seinen Landständen ein hilfreiches Werkzeug zu sein. Die Warnung Pius' IV., daß jedes religiöse Zugeständnis den Gehorsam seiner Untertanen schmälern würde, hatte ihren Eindruck auf den Herzog nicht verfehlt. Und unter den Einflüssen von Hoffäus und Canisius ging er daran, sein Land wieder völlig katholisch zu machen. Und wie ist ihm das unter so bewährter Führung gelungen: sofort wurden die modernen Formen des Katholizismus aus Italien importiert. Und wie priesen ihn die Jesuiten. Einen zweiten Josias, einen neuen Theodosius nannten sie ihn, und man muß sagen, daß sie ihm zu einer imponierenden Stellung in Deutschland verhalfen. Er war Vertreter eines mächtig aufstrebenden Prinzips. Er war gewissermaßen das Oberhaupt der übrigen katholischen Fürsten.

Ihre Reihe verstärkte sich zusehends. Und die Kurie wußte sie durch vielfache politische Zugeständnisse noch geschmeidiger zu machen. Verfügte sie doch über eine ganze Reihe von Lockmitteln. So vor allem über die geistlichen Stifter, die freilich mehr und mehr der alten Kirche entfremdet worden waren. Aber die Kurie konnte sie sich ja durch

Digitized by Google

die weltlichen Fürsten zurückgewinnen lassen, deren Söhnen sie die Anwartschaft auf die wichtigen und einkunftsreichen Stellen in Aussicht stellte. Bald war selbst für die bereits evangelisierten Stifter ein Ersatz von kirchlich gesinnten Anwärtern geschaffen. Und so erhob sich der Katholizismus mit verjüngter Kraft.

Die wichtigsten Punkte waren bereits zurückgewonnen. Die geistlichen Fürsten fanden keinen Widerspruch mehr in ihrem reaktionären Verfahren und auch die weltlichen Fürsten sahen ihren Vorteil darin, ihren Untertanen das gleiche Bekenntnis aufzudrängen. Still und geräuschlos wurde gearbeitet, aber mächtig erhob die Gegenreformation ihr Haupt. Und sollte es ohne Eindruck bleiben, wenn in den Niederlanden, wenn in Frankreich die katholische Sache mit Feuer und Schwert verfochten wurde? In König Philipp hatte der Papst das gefügigste Werkzeug, wie dieser in seinem Herzog Alba. Die Häupter der Gegner fielen, mit eiserner Faust lastete die spanische Tyrannei auf dem gequälten Lande. Und in Frankreich wuchs die antiprotestantische Strömung mächtig an. Sie fand an den Jesuiten die besten Helfer. Und während wir in den Niederlanden bald den Prinzen von Oranien an der Spitze einer siegreichen und großen kirchlich-politischen Partei sehen, kam es in Frankreich zur furchtbarsten Katastrophe.

Da rafften sich auch die Protestanten in Deutschland auf. Wenn die katholischen Fürsten ihr Augenmerk auf die Bistümer richteten, so taten jene ein gleiches. In Köln kam mit der Erhebung des Kurfürsten Gebhard Truchseß eine scharfe weltliche, um nicht zu sagen protestantische Richtung in Kapitel und Gebiet, nicht minder in Bremen, Osnabrück und Paderborn. Dazu setzte der bayerische Adel seine Opposition fort und in Oesterreich ward der Protestantismus durch die Haltung Maximilians II. entschieden verstärkt. Man spricht viel von seinem Kompromiß-Katholizismus. Jedenfalls ist er dem reinen Protestantismus nicht entgegengetreten. Im Gegenteil. Nirgends hat dieser stärkere Fortschritte gemacht als in seinen Erblanden. Und es ist begreiflich, wenn Papst Pius V. den Kaiser bitter haßte. So hielten sich eine Zeitlang die beiden Konfessionen in Deutschland die Wage. In Köln hatte der Kurfürst den entscheidenden Schritt getan, er war 1582 zur reformierten Kirche übergetreten. Pfalzgraf Kasimir hielt über ihn in ritterlicher Weise den Schild. Aber er hatte keine glückliche Hand. Und der Papst war schneller. Ein rasch berufenes Konsistorium entsetzte den deutschen Kurfürsten seiner Würde; der Legat Malaspina eilte nach Köln, mit päpstlichen Subsidien stand bald ein katholisches Heer im Felde. Der Kaiser sprach die Acht aus über Kasimir, und als hilfeflehender Flüchtling mußte sich der gehetzte Kurfürst zu dem Prinzen von Oranien retten.

Köln war dem Katholizismus zurückgewonnen. Und andere Stifter folgten. Vor allem ward der junge Bischof Julius Echter von Mespelbrunn ein tatkräftiger Vorkämpfer des alten Glaubens. Kaum irgendwo ist die Gegenreformation in so gründlicher Weise

Digitized by Google

durchgeführt worden als in Würzburg. Der Papst Sixtus jubelte, da ihm der Jesuitengeneral Aquaviva diesen Sieg meldete. Er hatte aber noch weitere Triumphe zu künden — aus Oesterreich, wo Kaiser Rudolf sich von Anfang an als Freund der Jesuiten und ihres Werkes bewährte. Und die Leidenschaft des Wiener Pfarrers Josua Opitz, der im heftigsten Tone gegen die Papisten predigte, veranlaßte ihn, am 21. Juni 1578 jenen Heißsporn und dessen Gehilfen aus Stadt und Land zu verweisen. Die Reaktion, wir dürfen sagen, die Verfolgung hatte begonnen. Zuerst verdrängte man die Protestanten aus den Städten, von den Universitäten, aus der Schule. Nur der Adel hielt noch Widerpart.

In Steiermark hatte sich der Erzherzog Karl durch einige Zugeständnisse an die Evangelischen den Zorn seiner fürstlichen Verwandten zugezogen. Sie wiesen ihn an den Papst und Gregor XIII. säumte nicht, ihm entgegenzukommen. Es fehlte an Geld, freundlich half er ihm damit aus. Wie hätte jener da noch länger widerstehen sollen. Zum Landtag des Jahres 1584 erschien überdies der Kardinal Malaspina, und so begann denn die katholische Nivellierung in den Gebieten des Erzhauses fortzuschreiten. Kein Wunder, wenn Papst Sixtus in den verbindlichsten Breven dafür dankte: er konnte nie geahnte Erfolge verzeichnen, und sie fielen ihm als reife Früchte in den Schoß. Und dazu kamen die Städte und der Adel, der seinen Söhnen die Stifter zu wahren suchte. Aber auch die Beamten wußte der Papst zu ködern. Gregor XIII. hat für deren Söhne ein besonderes Wohlwollen gezeigt. Das „Collegium Germanicum“ stand ihnen offen und später so manche einträgliche Pfründe, wenn natürlich auch dem Adel besondere Rücksichten erwiesen werden mußten. Er habe, wie der Nuntius einmal schrieb, den Katholizismus in Deutschland erhalten. Luthers Ruf an den „christlichen Adel deutscher Nation“ schien demnach völlig verhallt.

Aber schon erwog der Nuntius die Frage, wie die völlig protestantischen Gebiete zurückgewonnen werden könnten. Von Gewalt riet auch er dringend ab. Aber er empfahl den katholischen Fürsten festen Zusammenschluß unter sich und freundliches Entgegenkommen gegenüber den protestantischen. Allerlei Intrigen werden eingefädelt: der Kurfürst August von Sachsen beschäftigt den Papst ungemein; auch den Pfalzgrafen Ludwig von Neuburg und Wilhelm IV. von Hessen hat er ständig im Auge. Ueberall ist der Nuntius an der Arbeit: beim Reichskammergericht, wo er das Uebergewicht der katholischen Räte mit lauteren und unlauteren Mitteln zu erreichen anstrebt; ebenso sucht er auf die Besetzung der Stifter Rom den vollen Einfluß zu sichern. So schlug dieser Minucci die Anlage einer Liste von qualifizierten adeligen Katholiken vor, um rasch die Ernennungen für die erledigten Stellen selbst vollziehen zu können. Und der Kaiser arbeitete dabei Rom direkt in die Hände. Kein Wunder, wenn sich Sixtus V. an seiner eigenen Größe berauschte und in dem Wahne sich verlor, daß ihm eine direkte Gewalt

Digitized by Google

über alle Erde verliehen sei. Das Volk von Rom aber gab sich dem Glauben hin, der mächtige Papst habe sich dem Teufel verschrieben und als in der Stunde seines Todes (27. August 1590) ein furchtbares Ungewitter über Rom hinging, da sprach es den blödsinnigen Gedanken aus, der Teufel habe seine Seele unter Donner und Blitz entführt. Und die getreuen Römer eilten, seine Bildsäule zu zertrümmern, die sie ihm einst selbst gesetzt: das war das Ende des Papstes, unter dem der Katholizismus so gewaltige Triumphe erfochten hatte.

Ueber seinen nächsten Nachfolgern waltete kein guter Stern: Urban VII. erlebte seine Krönung gar nicht, Gregor XIV. stürzte sich völlig in die französischen Verwicklungen, um dann mitten in der Aktion zu sterben, und Innocenz IX. folgte ihm schon nach zwei Monaten ins Grab nach. Nun ging aus dem Konklave am 20. Januar 1592 Clemens VIII. hervor, aus angesehenem florentinischen Geschlecht. Er war eine Kreatur Sixtus' V. gewesen und dessen Partei kam trotz der spanischen Machenschaften nun wieder ans Ruder. Aber er war ein Mann voll Talent und voll Tatkraft und der Pflichten seines Amtes sich wohl bewußt. Er erkannte, daß das Schwergewicht der päpstlichen Politik in Frankreich lag. Er machte sofort eine gewaltige Schwenkung, und durch äußerste Klugheit ist es ihm gelungen, das Frankreich Heinrichs IV. wieder zu gewinnen. Und aufs neue stand das Papsttum mächtig und unabhängig zwischen den beiden katholischen Westmächten.

Aber während so der Papst sich wiederum auf die Hochflut der europäischen Politik hinauswagte, förderten in Deutschland die katholischen Fürsten seine Macht, die durch die Doktrin der Jesuiten ein neues, gewaltiges Prestige gewonnen hatte. Freilich, die Jesuiten selbst hatten in Spanien und Frankreich schwere Anfeindungen zu bestehen. Aber in Deutschland gedieh ihr Weizen. Ihre Schüler erschienen bereits als die Herren der geistlichen Fürstentümer und sie machten ihren Meistern alle Ehre. Nicht minder ihre weltlichen Zöglinge. Das Jahrhundert ging nicht zu Ende, da sehen wir Erzherzog Ferdinand und Maximilian I. auf den Plan treten. Ferdinand tat zu den Füßen Clemens VIII. das feierliche Gelübde, die Gegenreformation in seinen Erblanden selbst mit Gefahr seines Lebens durchzuführen. Und er hat seinen teuren Schwur gehalten. Eine regelrechte Verfolgung begann. Und da Maximilian die Acht an Donauwörth vollstreckt und die Jesuiten dahin entboten, schrieb er dem Papst, seine Tat sei ein Zeichen für das geminderte Ansehen der Protestanten. Schon hatten die Jesuiten begonnen, den Religionsfrieden anzugreifen und seine gesetzliche Verbindlichkeit zu leugnen. Ihm fehle die Zustimmung des Papstes, durch das Konzil von Trient sei er annulliert.

Aber auch den Protestanten gingen die Augen auf: innerhalb der Erblande nicht minder wie im Reiche erwacht der Widerstand.

Digitized by Google

Die Union schließt sich fest zusammen. Sie breitet sich mächtig über ganz Deutschland aus und weist die Angriffe des Katholizismus gewaltig zurück. Freilich, auch Maximilian zögerte nicht, der Union den Bund der katholischen Fürsten entgegenzustellen. Am 11. Juli 1609 ist die Liga gegründet. Die Gruppierung, wir dürfen sagen der Aufmarsch der Parteien hat begonnen. Vergeblich versucht Mathias dazwischen zu treten. Er zieht sich nur den Tadel des Papstes zu. Aber er sah, daß sich über ihm ein gewaltiges Ungewitter zusammenballte. Freilich, ganz Europa stand unter schwarzem Gewölk. Es war in zwei Welten geschieden, die sich auf jedem Punkt umfaßten, beschränkten, anstießen, bekämpften. Aber die katholische Welt war im Vorteil, sie war geeint, die Fürsten, und durch sie die ihnen anhangenden Völker. Nicht so die Protestanten. Aber in Deutschland fühlten sie sich stark und die Nähe der Gefahr, die durch Ferdinands Erblandspolitik aufs höchste gesteigert wurde, gab ihnen Mut. Und so gingen sie rückhaltlos zum Angriff über.

Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz sah die Augen der protestantischen Welt auf sich gerichtet. Impulse empfing er von außen, noch mehr aus seinem ehrgeizigen Innern. Da tauschte er sein schönes Heidelberg mit dem Hradschin, um so beide zu verlieren. Die Krone Wenzels ward ihm zur Dornenkrone, und statt den Fortgang des Katholizismus zu hemmen, sank mit seinen Fahnen am weißen Berge die Union zertrümmert dahin und alsbald zogen die Horden Tillys in Heidelberg ein. Der fromme Ritter der Jungfrau Maria aber sandte die kostbaren Schätze der Heidelberger Bibliothek dem Papst als Angebinde. Und wieder flogen aus allen Landen, aus Böhmen, Deutschland, aus Graubünden, aus den Niederlanden die Siegesbotschaften nach Rom.

Freilich, Paul V. hat den Sieg am weißen Berge nur wenige Tage überlebt: bei der feierlichen Dankprozession traf ihn der Schlag. Aber sein Nachfolger, Gregor XV., war, so schwach er war, erfüllt von der Idee, daß in der Ausbreitung des Katholizismus das Heil der Welt liege. Er war ein Schüler der Jesuiten und er hat dem Orden reichen Tribut bezahlt. In dessen Sinne schuf er die Kongregation „de propaganda fide“ und unter seinem Pontifikat sind die Begründer des Ordens Ignatius und Xaver heilig gesprochen worden. Wie hätte dieser Papst, der an seinem Nepoten Ludovico Ludovisio einen energischen Mentor hatte, nicht die Lage nützen sollen. „Alle unsere Gedanken,“ schrieb er, „müssen wir dahin richten, von dem glücklichen Umschwung, von der sieghaften Lage der Dinge so viel Vorteil zu ziehen wie möglich.“ Und er ging ohne Säumen ans Werk. Geld und gute Ratschläge sandte er sofort an den Kaiser ab. Die erste Aufgabe sei die völlige Rekatholisierung der Erblande: „Strafe den Rebellen, Zwang den Häretikern!“ Und sein Legat beim Kaiser war Karl Caraffa. In Böhmen begann er seine Tätigkeit. Seine Mönche vollendeten rasch die Gegenreformation, der Widerspruch Sachsens ward ohne Mühe beschwichtigt. Da gings zu Ende

Digitized by Google

mit den alten Rechten der Utraquisten: ihre Freiheiten wurden vernichtet, ihre Symbole zerschlagen. Und wie in Böhmen, so wurde in den übrigen Erblanden der Katholizismus gewaltsam durchgeführt. Auch in Ungarn drang er siegreich vor. Und in Deutschland leistete Herzog Maximilian reinliche Arbeit. Unaufhaltsam verfällt das Rheinland dem Katholizismus, der seine gewaltsame Propaganda auch nach Niederdeutschland ausdehnte. Und unter päpstlichem Hochdruck erhielt Maximilian die pfälzische Kur zugesprochen. Denn dadurch sollte für alle Zeiten die kaiserliche Krone den Katholiken gesichert werden. Und da jener dem Papste dankte, antwortete dieser: „Dein Schreiben, o Sohn, hat unsere Brust mit einem Strom von Wonne wie mit himmlischem Manna erfüllt: endlich darf die Tochter Zion die Asche der Trauer von ihrem Haupte schütteln und sich in festliche Gewande kleiden." Und in der Tat, die protestantische Sache in Deutschland schien verloren.

Aber noch Gregor XIV. sah die Gefahr näherrücken, die seinem Werke, aber auch dem päpstlichen Ansehen drohte in der aufs neue erwachten Eifersucht zwischen Frankreich und dem habsburgischen Hause. Er hatte sie noch kurz vor seinem Tode abzuwenden versucht und wie es schien mit Erfolg. Aber als er am 8. Juli 1623 starb und Urban VIII. erwählt wurde, da war das Uebel nicht mehr zu hemmen. In Frankreich hatten Vieuville und Richelieu die Opposition gegen Spanien zur politischen Maxime gemacht. Letzterer zögerte nicht, mit den protestantischen Mächten in Bündnis zu treten, ja er regte alle Elemente zu einem universalen Angriff gegen Oesterreich an. Dann aber löste er sich mit klassischer Perfidie aus dem Bunde und die Katastrophe traf wiederum Deutschland. Als der König von Dänemark bei Lutter geschlagen, als Mansfeld sich zur Flucht wenden mußte, da war wiederum das Uebergewicht des Katholizismus entschieden. Nun war der Kaiser entschlossen, „ganz Deutschland zu der Norm des Religionsfriedens" zurückzuführen. Aber Urban VIII. war nicht gewillt, sich mit den Bestimmungen des Religionsfriedens zufrieden zu geben. Er wollte die Zurückgabe aller Stifter. Und die Jesuiten, der Beichtvater Lamormain, Caraffa, alle arbeiteten daran, dem Kaiser Mut zu machen und im August 1628 war das Restitutionsedikt fertig. Es bedurfte nur noch der Sanktion. Und so wähnte man sich dem Ziele nahe, die lutherischen Fürsten alle zum alten Glauben zurückführen zu können.

Aber gewaltiger noch als diese Ideen waren die politischen Fragen, die die europäischen Mächte erregten. Wie hätte der Papst sich ihnen entziehen können? Die alte Spannung zwischen Frankreich und Spanien trat wieder mit elementarer Kraft hervor und Urban stand auf der Seite Richelieus. In dem Augenblicke, da sich Oesterreich anschickte, die Herstellung des Katholizismus zu vollenden und dem Werke die Krone aufzusetzen, hatte es den Papst zum Gegner. Auch jetzt waren die politischen Motive stärker als die kirchlichen. Freilich ließ sich Ferdinand durch die Mißgunst des Papstes bei dem

Digitized by Google

begonnenen Werke, das Urban lediglich als Pflichterfüllung bezeichnete, nicht irre machen. Aber zu gleicher Zeit rückte ein österreichisches Heer nach Italien, Mantua wurde belagert und Ferdinand forderte kategorisch die Kaiserkrönung. Der Papst wich in nicht gerade ehrlicher Weise aus. Aber offen abzulehnen wagte er nicht. Denn Wallenstein führte kühne Reden: „Es sei bereits hundert Jahre, daß Rom nicht geplündert worden; jetzt müsse es noch um vieles reicher sein als damals." Und in Deutschland regte sich endlich in der Geistlichkeit die Opposition gegen die Jesuiten, die sich mit wahrer Habgier auf die zurückerstatteten Klostergüter gestürzt hatten. Eine Fülle von Gegensätzen entsprang daraus. Aber auch die weltlichen Fürsten begannen zu murren und ihr Groll wurde nicht bloß von den Franzosen, sondern ganz besonders auch durch den Nuntius Roni geschürt, der auf den Kurfürstentag nach Regensburg kam, um die antipäpstlichen Absichten Ferdinands zu durchkreuzen. Er gewann die katholischen Kurfürsten vollkommen. Und als sein getreuer Helfer erschien Richelieus Vertrauter, Pater Joseph, und da mußte der Streich gelingen. Ferdinand gab nach, er entließ den einen Mann, der ihm Deutschland, Frankreich, den Papst in Schranken gehalten hätte und dessen Schwert allein ihn schützen konnte vor dem neuen, glänzenden Feinde, der übers Meer kam, gewissermaßen von der katholischen Opposition gerufen und nun die protestantische Sache von neuem siegen machte — Gustav Adolf.

Der Schwedenkönig war eigentlich als Feind Ferdinands der natürliche Verbündete des Papstes. Ohne dessen Politik hätte er wohl nie den Main überschritten, nie Tilly aufs Haupt geschlagen. Und wenn sich nun der Kaiser beklagte, wies Urban ihn kühl zurück und erklärte ruhig, es sei kein Religionskrieg. Kein Zweifel, er hieß den Armen schuldig werden und überließ ihn dann der Pein. Und er blieb kalt, als selbst in Rom sich Stimmen hören ließen, „der König von Schweden habe mehr Eifer für sein Lutherthum als der heilige Vater für den allein seligmachenden Glauben." Und schon erhob sich die Opposition im Kardinalskollegium. Aber da öffneten die Ereignisse selbst dem Papste die Augen. Schon standen die Schweden an den Grenzen Italiens, und wo ihr König erschien, da faßte auch der Protestantismus wieder festen Fuß. Auch Süddeutschland schien verloren. Und es hatte sich aufs neue gezeigt: die Kraft, die Völker zu einen, besitzt der Katholizismus nicht, nie wird er die Interessen der Nationen gegen einander abgleichen können und immer wird der Papst mit unbeugsamer Notwendigkeit gezwungen werden, Partei zu ergreifen. Jetzt freilich erkannte er in Gustav Adolfs Vordringen die doppelte Gefahr und so war er wiederum bereit, dem Kaiser Subsidien zu zahlen. Aber es war zu spät. Mochte der Kampf weiter toben und Deutschland an den Rand des Abgrunds führen, der Protestantismus konnte nicht mehr überwältigt werden. So mußte denn Ferdinand trotz des päpstlichen und jesuitischen Widerspruchs das Restitutionsedikt fallen lassen. Und in der Tat

Digitized by Google

darf man Urban das Verdienst zusprechen, alles getan zu haben, den unseligen Krieg zu verlängern: Nie sollte die Pfalz an einen unkatholischen Fürsten fallen, kein Zugeständnis an die Ketzer sollte gemacht, kein Frieden geschlossen werden mit den protestantischen Mächten. Das waren die Grundlagen der Instruktion, welche er seinem Legaten Ginelli mit nach Köln gab. Aber er hat den Bogen damit doch zu straff gespannt. Er verlor die Fühlung mit den katholischen Fürsten und den katholischen Völkern, die Welt ging über seine Einwände hinweg und so ward der große Frieden geschlossen.

Dem Papste blieb nichts übrig, als zu protestieren. Aber schon hatte sein Protest keine Bedeutung mehr. Man hatte denselben vorausgesehen und ihm durch die bestimmte Erklärung, daß man sich dabei an niemandes Widerspruch kehren wolle, er sei, wer er wolle, von weltlichem oder geistlichem Stande, den Stachel genommen. Und der Frieden brachte doch ein Heil: dem Katholizismus hat er für alle Zeiten Schranken gesetzt. Dann hat das geistige Schwert vollendet, was dem weltlichen nicht gelungen war. Die Parität war gesichert und nun begann der Protestantismus seine köstlichsten Früchte zu treiben.

Zwölftes Kapitel.

Der wäre im Irrtum, der behauptete, der Protestantismus sei durch sich selbst gerettet worden. Das Heil kam durch die Spaltung im Katholizismus und diese war durch den Papst selbst auf Grund seiner weltlichen Rücksichten gesteigert worden. Die Glaubensfrage schied nun aus der Politik der Mächte aus. Nicht als ob die Völker in religiöser Beziehung abgestumpft worden wären. Im Gegenteil! Das Gefühl des Glaubens war entschieden vertieft. Die freie Wahl, die nun der einzelne hatte, sein Selbstbestimmungsrecht bewirkte, daß nun an Stelle naiver Ueberlieferung die Kraft der Ueberzeugung trat. Sie durchdringt auch das staatliche Leben. Die große Gesamtheit freilich ist unwiderbringlich zerstört. Aber die Religion selbst ward mit dem Gefühl der Nationalität verschmolzen, sie war zum gemeinsamen Besitz des Staates geworden. Moderne Verhältnisse sind geschaffen: keines der Bekenntnisse kann mehr das andere unterjochen. Die Staaten selbst sind gezwungen, ihre eigene politisch-religiöse Grundlage selbständig weiter zu entwickeln.

Indessen war in Deutschland das Gefühl der alten Feindseligkeit der Konfessionen nicht erloschen. Der offene Gewaltkampf war abgeschlossen, aber die Schärfe des Gegensatzes blieb noch lange ungemindert. Und auch jetzt bewährte sich die katholische Kirche als das angreifende und als das angriffsfähigere Element. Die Fortsetzung des Kampfes, wenn auch mit anderen Waffen, war bei ihrer einheitlichen Organisation und dem ausgebildeten, durch die Orden und zumal die Jesuiten getragenen Propagandasystem eine innere

Digitized by Google

Notwendigkeit. Und die Kurie tat sich auf ihren Protest gegen den westfälischen Frieden etwas zugute; das Deutsche Reich blieb nach wie vor das „Missionsland". Dauernder Frieden mit den Häretikern war ausgeschlossen; man hätte sich selbst aufgegeben, wenn man auf die Wiederbekehrung der „verlorenen Provinz" verzichtet hätte. Und während dem Protestantismus jeder streitbare und propagandistische Charakter verloren gegangen, errang die Kurie einen Vorteil nach dem andern. Schweigen wir von den Leiden der Protestanten in Oesterreich. Auch im Reiche begann die Bekehrung aufs neue: die Oberpfalz war widerrechtlich rekatholisiert worden und gegen Ende des Jahrhunderts kam für den pfälzischen Protestantismus „die lange Schmerzenszeit". Daneben her ging die recht erfolgreiche katholisch-jesuitische Kleinarbeit. Die Periode der katholischen Konversionen ist angebrochen. Diese Proselytenmacherei wurde ja von jeher mit klugem System betrieben und das „Collegium Germanicum" in Rom war eine vortreffliche Pflanzschule für brauchbare Bekehrungssendlinge, wie die Kongregation „de propaganda fide" ihr Hauptaugenmerk auf die deutsche Ketzerwelt gerichtet hatte. Die päpstlichen Nuntiaturen in Köln, Wien und Luzern waren die Zentralstellen für diese römische Missionstätigkeit. Und schwache, unselbständige Gemüter gab es genug, die sich von der überlegenen Dialektik und der Wucht der geschichtlichen Autorität, aber auch durch den sinnlichen Reiz der katholischen Kultusformen die bestrickende Mystik des Meßopfers und des Mariendienstes fangen ließen. Dazu vermochte Rom reiche materielle Vorteile, Pfründen, Aemter und Ehrenstellen zu bieten, welche den jüngeren Söhnen des hohen und niederen Adels willkommene Unterkunft boten. So fanden sich in allen Kreisen Deutschlands zahlreiche Konvertiten, zumal auch in den Fürstenhäusern: kaum eines ist, das nicht einen oder den anderen seiner Söhne zum Katholizismus übertreten sah. Es fehlt darunter auch nicht an geistig bedeutenden Erscheinungen, wie dem Landgrafen Ernst von Hessen-Braunfels, den vor allem der Gedanke der einheitlichen Papstkirche und der „kontinuierlichen historischen Tradition" gefesselt hat.

Durch diese Eroberungen aber gewann die Propaganda festen Fuß in altprotestantischen Gebieten. Besonders verhängnisvoll in diesem Sinne war die Apostasie des Prinzen Johann Friedrich von Braunschweig, der im Dezember 1651 in Rom feierlich seinen Uebertritt zum Katholizismus vollzogen hatte und später als Fürst von Calenberg-Göttingen ein katholisches Vikariat in seinem Lande errichten ließ. Dieses hat sich allmählich zu dem allgemeinen norddeutschen apostolischen Vikariat ausgewachsen, das bis in die neuere Zeit der Mittelpunkt des katholischen Missionswesens im Norden blieb.

Dagegen war das Leben in den protestantischen Kirchen einer allgemeinen Lethargie verfallen. Gewiß brachte der Helmstädter Professor Georg Calixtus durch sein freies Lehrsystem einen neuen Zug in die protestantische Theologie. Mit seltener Klarheit wies er

Digitized by Google

auf das allen Bekenntnissen Gemeinsame hin, auf die großen fundamentalen Glaubenswahrheiten, die das wesentliche Objekt der Religion bilden sollten. Aber er konnte dem Protestantismus selbst nicht neue Kräfte geben. Vielleicht hat er gerade jenem Konvertitenunwesen in die Hände gearbeitet.

Im übrigen spielten doch auch die Vermittlungsversuche zwischen den drei Konfessionen eine gewisse Rolle. Der Wunsch einer Verständigung zwischen der lutherischen und der reformierten Kirche kam nicht zum Schweigen. Neben dem Landgrafen Philipp von Hessen-Kassel war es vor allem der Große Kurfürst, der freilich vergeblich eine Versöhnung der feindlichen Brüder herbeizuführen trachtete. Auch die Friedensbestrebungen des wackeren Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz waren verlorene Liebesmühe.

Indessen regte sich auch der Gedanke, die Versöhnung zwischen Katholizismus und Protestantismus anzubahnen. Eine Fülle hoffnungsvoller Täuschungen sind daraus entsprungen. Sie gehören zur „Atmosphäre der Zeit", welche Kirchenfriede vor allem ersehnte. Aber diese Sehnsucht konnte nicht erfüllt werden auf dem Boden der Bekenntnisse selbst. Der Weg zum Frieden lag in einer anderen Richtung, fernab von dem erbitterten Streit der kirchlichen Parteien. Aber schon begann jene Richtung in der protestantischen Welt sich zu regen, die von dem Widerspruch der Glaubenssätze absehend, in einem mystisch vertieften, innerlich erlebten praktischen Christentum Heiligung des Lebens und Befriedigung des Gemüts suchte. Im Jahre 1675 erschienen Philipp Jakob Speners „Pia desideria", welche den Anfang des „deutschen Pietismus" bedeuten, der „mit segensreichen Wirkungen und mannigfaltigen Verirrungen" ein wichtiges Element in der weiteren geistigen Entwicklung Deutschlands werden sollte.

Bahnte sich also in der protestantischen Welt eine Vertiefung des geistigen Lebens an, so hatte sich der Geist der Kurie wieder völlig gewandelt. Hier trat das alte Trachten nach Genuß und Besitz wieder in den Vordergrund. Der Nepotismus bildete sich in gefahrdrohender Weise aus. Und je mehr die Kurie verweltlichte, um so mehr sank ihr Ansehen bei den Mächten. Diese machten sich mehr und mehr von ihr los und drängten den päpstlichen Einfluß auch in kirchlichen Dingen zurück. Und bald erfolgen die Angriffe von allen Seiten; die Kurie sah sich gezwungen, sich so gut es gehen mochte, in jedem Augenblicke zu verteidigen.

So sehen wir Papst Innocenz XI. im heftigen Kampfe mit Ludwig XIV. Und er erlebte das Schauspiel, daß der Klerus unbeugsam auf der Seite des Königs stand. Aber gerade dieser Gegensatz führte ihn wieder in das Lager jener Mächte, welche den Uebergriffen des Sonnenkönigs Halt zu gebieten gedachten. So unterstützte er Oesterreich im Türkenkrieg nach Kräften. Noch mehr. Am päpstlichen Hofe liefen die Fäden jener Verbindung zusammen, welche das Ziel hatte und auch den Erfolg, den Protestantismus

Digitized by Google

von der letzten großen Gefahr, die ihm von Frankreich und den Stuarts drohte, zu befreien. Auch in Deutschland setzte er den französischen Einflüssen heftigsten Widerstand entgegen. Aber gerade durch diese Begünstigung der deutschen Protestanten stärkte er seine Stellung in Frankreich.

Dann freilich war unter Innocenz XII. eine Wendung eingetreten und in der Frage der spanischen Erbfolge finden wir den Papst auf der französischen Seite, und zwar diesmal wieder aus religiösen Motiven. Es erschien ihm nämlich als ein Vorteil für die Religion, wenn die ganze Monarchie ohne Teilung an einen so streng katholischen Prinzen überging, wie es der französische war. Auch sein Nachfolger Clemens XI. hielt an dieser Idee fest. Er jubelte über jeden französischen Sieg, er sah schon die Fahne der Bourbonen von den Mauern des eroberten Wien wehen. Aber er jubelte zu früh. Eben jene protestantische Welt, der sich Clemens im Gegensatz zu Innocenz XI. entfremdet hatte, erfocht Sieg auf Sieg. Die Kaiserlichen ergossen sich über Italien, sie bedrohten Rom; um die Stadt und sich selbst zu retten, hat der Papst den Habsburger, Karl III., als König von Spanien anerkennen müssen. Damit war das weltliche und kirchliche Prestige des Papsttums schwer geschädigt. Grollend verließ der französische Gesandte die Stadt, mit der Erklärung, „es sei gar nicht mehr der Sitz der Kirche". Und die ferneren Ereignisse schienen dies Wort wahr zu machen. Es war das Uebergewicht des protestantischen England, das nun die Friedensordnung Europas ganz ohne den Papst durchführte, in vielen Punkten sogar gegen ihn. Die alten päpstlichen Lehen, Sizilien, Sardinien, wurden, ohne ihn zu hören, an neue Fürsten verteilt und das von ihm so bitter gehaßte und so heftig befehdete Oesterreich setzte sich gleichfalls in *seinem* Italien fest. Und so hatte sich denn endlich die welthistorische Wendung vollzogen: „*an die Stelle der unfehlbaren Entscheidung des geistlichen Oberhirten trat die Konvenienz der großen Mächte.*" Von diesen fünf Mächten aber waren drei unkatholisch. Sie hatten sich auch im Gegensatz zu Rom entwickelt. Denn die Päpste hatten alles versucht, von Polen aus Preußen und Rußland, durch Frankreich und Spanien England zu überwältigen. Aber gerade sie bewährten jetzt ihr Uebergewicht gegenüber den katholischen Mächten.

Vor allem aber fassen wir Preußen ins Auge, wie es durch harte Arbeit und eiserne Tatkraft von Fürst und Volk weit über das Donaureich sich erhob. Und wenn der Katholizismus doch auch nur mit politischen Mitteln zur Herrschaft gelangt war, so erhielt in Deutschland an dem jungen preußischen Staat der Protestantismus einen starken Rückhalt und dadurch jenes Gefühl von Selbständigkeit und Kraft, das ihm so lange gefehlt. Und zu gleicher Zeit mußte das Selbstgefühl des Katholizismus schwinden. Auf allen Meeren wehte jetzt die Flagge des protestantischen England, da verloren auch die katholischen Missionen ihr Prestige, und der Papst selbst

Digitized by Google

sah, daß er nicht mehr an der Spitze der vorwaltenden Weltmacht stand. An kleinen und größeren Erfolgen in Deutschland hatte es ihm ja nicht gefehlt. Vor allem hatte die Konversion Augusts des Starken von Sachsen und Königs von Polen einen Jubelschrei der katholischen Welt erweckt. Papst Innocenz XII. ließ auf der Engelsburg die Geschütze lösen und in den Kirchen ein feierliches „Te Deum" singen. War es doch ein neuer Schritt zur Katholisierung des Kurfürstenkollegs und Deutschlands. Einen tieferen Eindruck aber als der Jubel in Rom mochte es machen, da in Dresden bei dem Dankgottesdienst für die dem Landesherrn zuteil gewordene Königskrone die Gemeinde das Lutherlied anstimmte: „Eine feste Burg ist unser Gott."

Es galt in der Tat den Glaubensmut zu stählen: denn im Jahre 1717 erfolgte der offene Uebertritt des Kurprinzen zum Katholizismus und damit war entschieden, daß die Dynastie des Stammlandes, des deutschen Protestantismus „sich für immer vom Glauben Johann Friedrichs abgewandt hatte". Und nun ließ die katholische Polemik und Propaganda aufs neue die Maske der Mäßigung fallen. Der Kampf um den Vorsitz im Corpus Evangelicorum brach sofort aus, in der Pfalz spitzte sich der Religionshader in der heftigsten Weise zu und führte zur Vergewaltigung des Protestantismus, und die deutsch-polnische Stadt Thorn erlebte jenes grauenhafte Beispiel jesuitischer Rachsucht: das Blutgericht von Thorn. Hier haben sie die Allmacht ihres Ordens gezeigt und sie verherrlichten das Andenken der blutigen Tat durch eine Mariensäule.

Das war am 7. Dezember 1724. Sieben Jahre später, am 31. Oktober 1731 erließ der Erzbischof Leopold von Salzburg sein Emigrationspatent, wodurch alle lutherischen und reformierten Untertanen des Erzstiftes ausgewiesen wurden. Die stillen Bewohner der Alpentäler mußten zum Wanderstabe greifen: aber sie fanden Schutz und Heimstatt in Preußen. Der Zug der Exulanten nach ihrer neuen Heimat ist eines der ergreifendsten Bilder der deutschen Geschichte. Aber er war auch ein Ereignis von segensreicher Wirkung für die gesamte protestantische Welt. Und diese tat not. Denn immer höher ging der Uebermut der Propaganda. Verstieg sie sich doch zu einem Projekt, das angeblich auf einer Denkschrift des römischen Kardinalskollegiums basierte, „eine völlige Revision der Karte von Europa nach Maßgabe der Wünsche und Interessen der römischen Kurie vorzunehmen und dabei alle ketzerischen Staaten zu vernichten oder zu rekatholisieren". Es war natürlich nichts weiter als eine politische Phantasie, die man keineswegs der Kurie selbst in die Schuhe schieben darf. Aber es war ein Symptom für den Geist des Uebermutes, der die Propaganda in Deutschland erfaßt hatte. Von einer Vernichtung des Protestantismus konnte jetzt, wo der preußische Staat sich so mächtig zu entfalten begann, überhaupt nicht mehr die Rede sein. Und auch innerlich war der Protestantismus zu sehr erstarkt. Schon stehen wir in dem Zeitalter Johann Sebastian

Digitized by Google

Bachs! Und 1748 erschienen die ersten Gesänge von Klopstocks Messias.

Auch in den anderen Ländern hatte sich eine starke antirömische Erregung entwickelt. In Frankreich trat die Reaktion gegen die grenzenlose Intoleranz Ludwigs XIV. mächtig hervor. Aus dem Abscheu gegen sein Verfahren erwachte eine Meinung, die dem Katholizismus selbst den Krieg erklärte, und die südeuropäischen Staaten gerieten in die gleiche Bewegung. Der Widerwille gegen Kirche und Religion durchdrang alle Kreise von Staat und Gesellschaft und alle Wissenschaften — er ward Triebfeder und Inhalt einer Literatur, die durch ihre Kraft und Stärke alle mit sich fortriß. Und als das Hauptbollwerk der ultramontanen Grundsätze galt der Jesuitenorden; so wandte sich gegen ihn der Sturm. Er brach auf der ganzen Linie los und gewann sofort politische Bedeutung. Das Papsttum mußte dazu Stellung nehmen. Clemens XIII. freilich deckte noch den Orden treulich. Er tat, was seine Pflicht war. Aber er tat es mit Würde. Freilich mußte er sehen, wie die bourbonischen Höfe gesonnen waren, von der Verfolgung der Jesuiten direkt zum Angriff gegen ihn selbst überzugehen. Er wandte sich in seiner Not an Maria Theresia. Sie aber wies ihn kurz ab mit den Worten, es sei eine Sache des Staates, nicht der Religion. Wie recht sie hatte! Aber durfte der Papst diese jetzt gelten lassen? Dankte Rom nicht alles den Jesuiten, waren es nicht diese, die den strengsten Begriff der Oberhoheit des römischen Stuhles verfochten? Der Tod ersparte ihm die Entscheidung. Am 2. Februar 1769 ist er gestorben. Ihm folgte Kardinal Ganganelli als Clemens XIV. Die Freunde der Jesuiten behaupten, er habe seine Wahl dem bestimmten Versprechen gedankt, den Orden aufzuheben. Sicher ist, daß er die Aufhebung vollzogen hat. Er fürchtete für den Frieden der katholischen Länder, er wußte, daß er ohne diesen Schritt die ihm entzogenen Gebiete nicht zurückerhalten würde — da gab er nach. Am 21. Juli 1773 erschien die Aufhebungsbulle „Dominus ac redemptor“: „Angehaucht von dem göttlichen Geiste, wie wir vertrauen, durch die Pflicht getrieben, die Eintracht der Kirche zurückzuführen, überzeugt, daß die Gesellschaft Jesu den Nutzen nicht mehr leisten kann, zu dem sie gestiftet worden, und von anderen Gründen der Klugheit und Regierungsweisheit bewogen, die wir in unserem Gemüte verschlossen behalten, heben wir auf und vertilgen wir die Gesellschaft Jesu, ihre Aemter, Häuser, Institute.“

Es war ein ungeheurer Erfolg des neuen Zeitgeistes. Die Kurie hatte damit eingestanden, daß sie den Kampf gegen die Uebergewalt der Unkatholischen nicht weiter führen könne. Sie löste ihre Armee auf; sie rüstete ab, ja sie entwaffnete sich bis zu einem gewissen Grade selbst. Sie vermochte den streitbaren Orden nicht zu behaupten. Und doch die Form deutete auf einen argen Undank hin gegen die treuesten der päpstlichen Diener. Die politische Konstellation erforderte den Schritt, die Kurie hat ihn getan ohne Rücksicht auf die katholische Welt, ohne

Digitized by Google

Rücksicht auf die weit ausgedehnte Lehrtätigkeit des Ordens. Eine Erschütterung ohnegleichen mußte die Folge sein. Und in der Tat griff der Abfall der Gemüter mächtig um sich, das letzte Bindeglied zwischen Rom und den Völkern schien zerrissen, vor allem auch mit Deutschland. Die Opposition der Staaten gegen den Jesuitenorden war Selbsterhaltungstrieb gewesen, denn jeder Staat vernichtet sich selbst, der den Jesuiten vertraut: die Tat des Papstes aber war Schwäche und Undank.

Clemens XIV. sollte es alsbald fühlen. Die Augen völlig geöffnet aber hat ihm Kaiser Joseph II. Schon hatte dieser ein umfassendes Säkularisationssystem durchgeführt, von den 2000 Klöstern hatte er nur 700 bestehen lassen und auch diese riß er fast alle von Rom los. Der Geldzufluß zur Kurie war gesperrt, die weltliche Verwaltung der Kirche eignete er sich selbst an.

Da eilte der tief erschreckte Pius VI. selbst nach Wien, um durch seinen persönlichen Eindruck den Sinn des kühnen Neuerers zu wandeln. Es war eine bedeutsame Begegnung. Aber vergeblich. Der Kaiser griff selbst nach Italien hinüber. In Toskana, in Neapel fand sein Beispiel Nachahmung. So sah der Papst alles wanken: denn auch aus dem Reiche kam ihm trübe Kunde. Auch der deutsche Episkopat war sich seiner nationalen Pflichten und Empfindungen bewußt geworden. Voll Kühnheit trat er in den „Nuntiaturstreit“ ein.

Eine große, hoffnungsfreudige Zeit voll frischer stolzer Keime schien dieser „Nuntiaturstreit“ einzuleiten. Derselbe ging aus von der in München auf Betreiben des Kurfürsten Karl Theodor errichteten Nuntiatur, deren Vertreter speziell für die pfalz-bayrischen Lande nicht nur eine mit den regulären Bischöfen und Erzbischöfen konkurrierende Jurisdiktion ausüben, sondern die Gewalt derselben, im Einverständnis mit dem Landesherrn, womöglich gänzlich beiseite schieben sollte. Dadurch wurden die Erzbischöfe von Salzburg, Köln und Mainz schwer betroffen. Aber auch der Kurfürst von Trier schloß sich den Beschwerden an, die sofort in Rom und, als sie dort abschlägig beschieden wurden, bei dem Kaiser in Wien gegen die neue Nuntiatur und gegen die Beeinträchtigung der deutschen Bischofsgewalt durch die Jurisdiktion päpstlicher Nuntien erhoben wurden. Als nun im Sommer 1786 der neue Nuntius Erzbischof Zoglio in München erschien, versammelten sich die Räte der vier Erzbischöfe in Ems und die Frucht ihrer Beratungen war die Emser Punktation vom 25. August 1786, wohl das merkwürdigste Dokument, das seit der Reformation aus dem Schoße der deutschen katholischen Kirche hervorgegangen ist. Es war eine „tief einschneidende Abrechnung“, die hier ganz ähnlich wie in Hontheims „Febronius“ mit den Uebergriffen der päpstlichen Gewalt gegen die Freiheit der deutschen katholischen Kirche gehalten wurde. Es war ein mächtiger Nachklang jener Gravamina der deutschen Nation der konziliaren Epoche. Man wollte den alten Rechtszustand der deutschen Kirche wiederherstellen

Digitized by Google

und so sehen wir all die alten Klagepunkte wiederkehren gegen die päpstlichen Reservationen, gegen Annaten und Palliengelder, gegen die Rekurse nach Rom. Das Ganze gipfelte in der Forderung eines Konzils, wenigstens eines deutschen Nationalkonzils, welches für alle bestehenden Beschwerden Abhilfe schaffen sollte.

Aber die stark einsetzende Bewegung flaute bald ab. Die vier Metropolitane vermochten, obwohl sie von einer Reihe weltlicher Reichsstände unterstützt, vom Kaiser begünstigt wurden, den deutschen Episkopat nicht mit fortzureißen. Ja er trat ihnen vielfach feindlich entgegen. Der Tod des Kaisers Joseph II., die drohende Wendung der Ereignisse in Frankreich führten einen Umschwung der Stimmung herbei; die Erzbischöfe suchten und fanden einzeln ihre Verständigung mit Rom. Dieses war vor einer großen Krisis bewahrt worden. Denn die ganze Bewegung, in welche die deutschen Kanonisten und andere Rechtslehrer mit eingriffen, war ein Kampf gegen die Hierarchie gewesen. Ein Drang nach Neuem und nach freiheitlicher Gestaltung des religiösen Lebens ging damit zusammen. Der Papst sollte wieder herabgedrückt werden zum einfachen, machtlosen Bischof von Rom.

Da brach die französische Revolution los und indem sie jene Bewegung hemmte, erschütterte sie selbst auch das Papsttum in seinen Grundfesten. Es handelte sich nicht nur um die Uebertragung des revolutionären Prinzips in Frankreich auf die geistlichen Dinge. Ein großer Teil des französischen Klerus jubelte, daß mit diesem Umsturz die Macht von Babel, wie sie die römische Kurie nannten, gebrochen wurde. Aber das war nur der Anfang. Die Revolution griff nach Belgien, Holland und vor allem in das überrheinische Deutschland über. Die geistlichen Staaten zeigten in schmählicher Weise ihre politische Unfähigkeit, sie hatten jedes Recht auf Existenz verscherzt. So wurden sie mit vollem Recht in Trümmer geschlagen.

Und Rom konnte sie nicht retten; war doch der Papst in seiner Hauptstadt selbst bedroht. Pius VI. erinnert in seiner Haltung an den unerschütterlichen Mut jenes römischen Senators bei der Erstürmung Roms durch die Gallier. Aber sein Los war besiegelt, sein Palast wurde erstürmt, er selbst, der 80jährige Greis, wurde geplündert: selbst den Siegelring zog ihm die räuberische Horde vom Finger, die ihn nun nach Frankreich schleppte. Die Kirche schien dem Verderben verfallen. In Frankreich, in Italien und vor allem auch in Deutschland. Und doch hat hier den Hauptschlag jene Faust geführt, die in Frankreich die Kirche wieder hergestellt hat. Pius VII. hatte die dargebotene Hand Bonapartes ergriffen und er war entzückt über das Werk des Gewaltigen. Aber derselbe, der sein Frankreich wieder unter die Autorität des Papsttums zurückgeführt, „die Fahne des Kreuzes aufs neue entfaltet", hat das stolze Gebäude der deutschen katholischen Kirche zum Einsturz gebracht. Unter seiner Aegide fand nun die Aufteilung des Kirchengutes statt, das die katholischen Fürsten ebenso gerne nahmen wie die prote-

Digitized by Google

stantischen. Den Säkularisationen war gewissermaßen eine Verweltlichung des Empfindens vorangegangen. Es war dieselbe Gesinnung, wie sie Maria Theresia beim Kampf gegen den Jesuitenorden zum Ausdrucke gebracht: „es sei eine Sache des Staates und nicht der Religion". Und in diesem Sinne wurde der Gewaltstreich vollführt, der freilich in der Notwendigkeit der Dinge begründet lag. Das ganze Verfahren Napoleons in der Kirchenfrage sieht sich an wie eine ungeheure Abrechnung, die mit historischer Notwendigkeit erfolgen mußte, genau wie in Frankreich die Revolution. Aber der Gewaltige ging noch weiter. Er betrachtete sich als den Nachfolger Karls des Großen; er zog daraus die Konsequenzen für den Kirchenstaat und ignorierte die Entwicklung von einem Jahrtausend. Jener, meinte er, sei ein Geschenk Karls an den Papst und diesem liege deshalb die Verpflichtung ob, sich nicht von der Politik des Kaisertums zu trennen. Kein deutscher König hatte je so zu sprechen gewagt: er hat sie gewissermaßen alle gerächt. Aber die Rache traf ein Haupt, wie kaum ein besseres je den Stuhl Petri geziert hatte. In seinen menschlichen Eigenschaften hat dieser Märtyrer unter der Tiara dort nicht seinesgleichen.

Wir müssen es uns versagen, sein weiteres Verhältnis zu Napoleon näher auszuführen. Gewiß hing damit auch das Schicksal der deutschen Kirche aufs engste zusammen. Aber der Papst selbst verlor während der großen Rheinbundepoche jeden Einfluß auf Deutschland. Es schien, als ob mit der Säkularisation, welche der Kirche 1719 Quadratmeilen mit etwa $3^1/_2$ Millionen Untertanen und 22 Millionen Einkünften nahm, auch die kirchliche Organisation dem Verderben verfallen sei. Der Episkopat war völlig verfallen und Napoleon kam im Laufe der Fontainebleauer Konkordatsverhandlungen mehr als einmal auf die Lage der deutschen Kirche zu sprechen. Er meinte einmal: „in Frankreich solle es nicht werden wie es in Deutschland — durch des Papstes Schuld — geworden sei, wo seit einer Reihe von Jahren die abgehenden Bischöfe nicht ersetzt wurden und dadurch größte Verwirrung herrsche". Die Schuld lag vielfach an dem Episkopat selbst: denn ein großer Teil der säkularisierten Bischöfe ließ mit dem weltlichen Besitz auch sein geistliches Amt fahren, ein trauriges Symptom für das geringe Pflichtbewußtsein dieser geistlichen Territorialherren. Auch der Fürstprimas von Dalberg übte seine Metropolitanpflichten lediglich unter dem Gesichtspunkte, sich seine eigene Stellung zu erweitern. In diesem Sinne hat er auch von dem Abschlusse des französischen Konkordats eine Reorganisation der deutschen Kirche, natürlich mit voller Wahrung seiner eigenen Rechte, die auch Napoleon zu sichern gewillt war, erhofft. Unter diesen Umständen war die Mission des päpstlichen Nuntius della Genga erfolglos, was bei dem Charakter desselben kein Unglück war. Genug. Der Weg aller päpstlichen Maßregeln ging über Paris und dort wurden ihnen eine Menge von unüberwindlichen Hindernissen entgegengestellt. Pius VII. war ein ge-

Digitized by Google

fangener, machtloser Mann. In dem Konkordat von Fontainebleau — 25. Januar 1813 — hat er sich tatsächlich dem französischen Reiche unterworfen. Dahin war seine Autorität; er war zum Werkzeug in der Hand des französischen Kaisers geworden: es war zugleich ein Sieg Napoleons und der kirchlichen Opposition, wie sie dem Geiste des 18. Jahrhunderts entsprossen war.

Aber alles hing doch von der politischen Stellung Napoleons ab. Niemals ist der politische Charakter des Papsttums mehr hervorgetreten als in der napoleonischen Epoche. Waren doch die stärksten Manifestationen seiner auf kirchliche und weltliche Alleinherrschaft gerichteten Ideen nach seinen gewaltigen Siegen von 1805 und 1807 über Preußen erfolgt. Er selbst hat gesagt, daß die Schwierigkeiten, die ihm der Papst bei der Neuordnung Italiens gemacht, durch nichts anderes als die Schlacht bei Friedland beseitigt worden seien. Und jetzt trat der entgegengesetzte Fall ein: als sich Preußen erhob, widerrief Pius VII. das Konkordat und nach der Schlacht bei Leipzig war sein Mut so weit erstarkt, daß er alle französischen Anerbietungen zurückwies. Die Siege der Verbündeten bahnten auch ihm den Rückweg nach Rom. Dies alles und zumal die Restitution des Kirchenstaates aber dankte er vor allem den unkatholischen Fürsten. Jetzt waren die konfessionellen Differenzen völlig in Vergessenheit geraten: „es kamen nur noch politische Rücksichten in Betracht." Aber es war doch ein Glück, daß auf dem Wiener Kongreß der Versuch der Wiederherstellung der früheren kirchlichen Verhältnisse völlig scheiterte, wenn auch der Gedanke einer deutschen Nationalkirche nicht durchgedrungen ist.

So sah sich denn Rom veranlaßt, mit den einzelnen Staaten zu verhandeln. Wir stehen in der Epoche der Konkordate. Am 5. Juni 1817 kam das bayrische Konkordat zustande, das für Bayern einen traurigen Rückschritt bedeutete. Kein Staat hatte die Aera Napoleons zu seinem inneren Ausbau besser benützt als Bayern. Es ist der Ausdruck namenlosen Undanks, wenn man jetzt das Andenken des Grafen Montgelas trübt: was Bayern heute ist nach innen und außen, das dankt es der festen, sicheren Grundlage, welche dieser gewaltige Minister geschaffen. Und mit aller Kraft hat er den Abschluß jenes schädlichen Konkordats zu hintertreiben versucht, das freilich wenige Monate nach seinem Sturze Ereignis ward. Auch Preußen, Hannover, Sachsen schlossen ihren Pakt mit Rom und durch die Frankfurter Verhandlungen vom März 1818 sollte für die übrigen süddeutschen Staaten, ferner die sächsischen Kleinstaaten, Mecklenburg, Oldenburg, die Städte Frankfurt, Lübeck und Bremen ein modus vivendi mit Rom geschaffen werden. Zunächst kam nur die Ordnung der oberrheinischen Kirchenprovinz zustande. Rom bewies bei all diesen Verhandlungen eine seltene Nachgiebigkeit.

Und doch war es mit der Rückkehr Pius' VII. in eine neue, auf-

Digitized by Google

steigende Aera getreten. Mit dem Kampfe gegen die Ideen der Revolution war auch der Gegensatz gegen Rom geschwächt worden: man mußte bei diesem der obersten geistlichen Macht der katholischen Kirche eine bedeutende Stelle einräumen. Und so erlangte der Papst aufs neue eine starke und unabhängige Position unter den Fürsten Europas. Er war stark genug, die Wiederherstellung des Jesuitenordens wagen zu können (7. August 1814). Sie geschah in der feierlichsten Form und an alle Fürsten erging sein Ruf, dem Orden Gunst und Förderung zu teil werden zu lassen. Und in der Tat erreichte er auch in den unkatholischen Staaten neue Organisationen für seine Kirche. Dabei hatte er mit den protestantischen entschieden leichteres Spiel als mit den katholischen. Preußen ging darin mit dem besten Beispiel voran und in den dem französischen Einfluß entzogenen rheinischen Landen fand das katholische Kirchenwesen eine Förderung, wie es in Frankreich undenkbar gewesen wäre. Man kann nicht sagen, daß an diesen Wandlungen Rom Anteil und Verdienst gehabt hätte. In England, Belgien fielen ihm die größten Vorteile mühelos zu. Die Parteien begannen für Rom zu arbeiten, das mit freundlichem Dank die erwünschten Erfolge quittierte.

Anders in Deutschland. Gegen dieses sehen wir alsbald den alten römischen Groll mit erneuter Kraft losbrechen. Sofort da Kardinal della Genga als Leo XII. den päpstlichen Stuhl bestieg — war er doch das Haupt der kirchlichen Eiferer — ließ sich erkennen, daß von dort her ein anderer Wind wehte. Die ultramontane Presse begann in diesem schärferen Sinne zu arbeiten. Vor allem Görres, er, der klassische Verspötter der Krummstabsherrschaft, schrieb jetzt seinen süßlichen Aufsatz „Rom wie es ist", worin er die leichtlebigen Römer als Muster frommer, unschuldiger Sittsamkeit darstellte. Und am Rhein hub jener häßliche Streit um die gemischten Ehen an, der den Frieden der Familien wie des Staates in der unerhörtesten Weise störte. Und in diesen Kampf griff nun auch Rom mit wachsender Energie ein. Freilich fanden sich in Deutschland Helfer genug, die dieses Feuer der Zwietracht mit häßlichem Eifer schürten. Ueberhaupt begannen die Klerikalen immer lauter ihre Stimmen zu erheben und schienen bereit, die Avantgarde bei dem neuen römischen Angriff zu bilden. Gregor XVI., der aus dem Konklave von 1831 hervorgegangen war, nahm den Kampf gegen die weltliche Gewalt auf der ganzen Linie wieder auf. Zumal seit an Stelle des versöhnlichen Consalvi-Schülers Bernetti der fanatische Kardinal Lambruschini getreten war. Und fast zu gleicher Zeit war an die Spitze des Jesuitenordens der Niederländer Roothan getreten, seit Aquavivas Zeiten sein bedeutendster General, der, selbst ein Muster von Verschlagenheit und rastlosem Tatendrang, dem Orden neue Kräfte lieh. Alsbald konnte man die unterirdische Wirksamkeit der Jesuiten in allen Staaten verspüren; auch in Preußen. Hier umging man das Verbot des Besuchs auswärtiger

Digitized by Google

Jesuitenschulen in leichter Weise. Denn viele preußische Theologen, welche die Universität München besuchten, nützten diese Zeit, um im „Collegium Germanicum“ ihre Ausbildung zu erhalten. Durch die Gunst ihrer bayrischen Gönner waren ihre Papiere bei ihrer Rückkehr in tadelloser Ordnung. Und so sehen wir jetzt allenthalben die Ultramontanen den Aufruhr schüren: in Polen, in Irland, in Frankreich und am Rhein; in der alten Pfaffengasse zeigten sich die römischen Späher und fanden Gesellen, welche für eine Vereinigung der Rheinlande mit dem gottseligen Belgien und die Wiederherstellung der wittelsbachischen Herrschaft mit unlautersten Mitteln agitierten. Solange noch in Köln der tolerante Erzbischof Spiegel herrschte, blieben die Verhältnisse leidlich. Dann aber erhob die preußische Regierung in unbegreiflicher Verblendung den fanatischen Droste-Vischering zu dessen Nachfolger, und mit ihm kam die jesuitisch-romantische Richtung zur Herrschaft. Sofort begann er den Kampf gegen die milden Professoren der katholisch-theologischen Fakultäten, die Hermesianer, und verschärfte die Verhandlungen über die gemischten Ehen in der heftigsten Weise. Die Rechte und Bedürfnisse des Staates ließ er dabei völlig außer acht. Er reizte den König so weit, daß er ihn am 20. November aus seiner Diözese entfernen und — ohne jegliche Härte — auf die Festung Minden bringen ließ. Die Sache entwickelte sich zu einem wirklichen Kampf mit Rom. Gregor XVI. ließ es sich nicht entgehen, seinen unauslöschlichen Haß gegen Preußen in der heftigsten Weise zu befriedigen, und so hielt er am 10. Dezember an das Kardinalskollegium jene berühmte Allokution, in der er mit erhobener Stimme „die verletzte kirchliche Freiheit, die verhöhnte bischöfliche Würde, die mit Füßen getretenen Rechte der katholischen Kirche und dieses heiligen Stuhles öffentlich klagend“ zurückforderte. Diese Beschimpfung des preußischen Staates fand mächtigen Widerhall, und während Preußen allmählich nachgab und in wachsende Verlegenheit geriet, sehen wir, wie eine Reihe der katholischen Staaten gegen die Kulturkämpfer heftigste Entrüstung zeigte. Während in Polen Adel und Kapläne die päpstliche Allokution zur heftigsten Hetze gegen das verhaßte Deutschtum benützten und Erzbischof Dunin einen verräterischen Hirtenbrief veröffentlichte, erschien in München Görres' leidenschaftliche Flugschrift „Athanasius“, in der er zu den gefährlichsten Waffen griff. Eine Unzahl Pamphletisten schlossen sich ihm in wüstem Gezänke an. Und König Ludwig nahm die Schrift seines alten Löwen wohlwollend an, und gegen den Rat seines Sohnes geriet er mehr und mehr in das ultramontane Fahrwasser. Umsonst mahnten ihn sein Sohn und die Königin-Witwe, „was es auf sich habe, die blutigen Schatten der finstersten Zeit deutscher Geschichte heraufzubeschwören.“ Am 14. August 1838 erschien jene Kniebeugungsverordnung, die auch die evangelischen Soldaten zwang, vor dem Sanktissimum niederzuknien. Man jubelte in Rom.

Digitized by Google

Aber all die den Kölner Bischofsstreit begleitenden Umstände haben der protestantischen Welt die Augen geöffnet: daß man nicht mehr in der alten trügerischen Sicherheit dahinleben konnte, „daß die wiedererstarkte römische Kirche eine Macht war, arm an Ideen, aber reich an streitbaren politischen Kräften und festgewurzelt in den Gefühlen der Massen". Es war offenkundig, daß mit dieser Macht der paritätische Staat in Zukunft zu rechnen hatte. Ein Zeichen für Roms Macht aber war es, daß Friedrich Wilhelm IV. den Abschluß des Kölner Bischofsstreites nur mit großen Opfern des preußischen und des eigenen Prestige erkaufen konnte.

Digitized by Google

Ausgang.

Wir nahen uns dem Schlusse. Der Kampf, den die aufs neue den Jesuiten ausgelieferte Kurie gegen die freieren kirchlichen Regungen begann, ist durch eine Reihe von Siegen zum stolzen Ende geführt worden. Der Zweck war die Unterdrückung des freiheitlichen germanischen Geistes: die Schwäche Preußens, das blinde Vertrauen der kleineren deutschen Staaten haben zu dem Gelingen in vollstem Maße beigetragen. Dazu kam freilich die Wirkung der Säkularisationen. Den Kirchenfürsten der früheren Zeit hatte das Bewußtsein ihrer territorialen Selbstherrlichkeit doch immer das Gefühl nationalen Stolzes eingeprägt: jetzt ward der Episkopat zum gefügigen Werkzeug der Kurie. Jene Männer, die aus der liberal-josephinistischen Periode in das 19. Jahrhundert hereinragten, ein Wessenberg, ein Sailer, hatten alsbald das Mißtrauen Roms zu fühlen, und selten hat die deutsche Nation sich selbst einen schwereren Schlag versetzt als damals, da man den edlen Bistumsverweser von Konstanz der römischen Unduldsamkeit und Hartnäckigkeit preisgegeben hat. Das deutsche Volk hat das Gefühl für solche Männer verloren: es ahnt nicht, daß es ihnen mit treuer Hilfe den Rücken decken muß, sollen sie ein segensreiches Wirken entfalten. Kein Jahrhundert war so reich an gesunden Keimen, keines hat so viele derselben ohne Not, lediglich durch klägliche Schwäche und unbegreifliche Kurzsichtigkeit, preisgegeben und selbst vernichtet. Es ist kein Zweifel, die Hauptschuld an dieser Wandlung der Dinge trägt Friedrich Wilhelm IV., der mit der Beilegung des Kölnischen Bischofsstreites auf kirchlichem Gebiete eine noch viel größere Schwäche bekundet als auf politischem. Auf diese geht das Anschwellen der ultramontanen Hochflut zurück. Nirgends rächen sich selbst kleine Fehler mehr als in kirchlichen Fragen. Denn die Kurie hat es gelernt, mit den Schwächen der Regierungen zu rechnen! Kein Wunder, wenn diesem Könige gegenüber das Machtgefühl der römischen Kirche ins Maßlose stieg. Jeder seiner Schritte Rom gegenüber, mochte er ganz oder nur halb nachgeben, war eine Niederlage. Der Ultramontanismus begann einen unseligen Einfluß zu üben. Die neu errichtete katholische Abteilung im Kultusministerium

Digitized by Google

führte zu einer Ueberwucherung der fanatischen katholischen Elemente, welche als ein schwerer, krankhafter Zustand mit in das Reich herübergenommen worden ist. Das erste, was der zur Macht kommende Ultramontanismus mit despotischer Habgier sich zu eigen machte, das war das Schulwesen. So trieb denn dieses in dem protestantischen Preußen jammervolle Blüten katholischer Intoleranz. In keinem anderen Staate wäre eine solche konfessionelle Ausartung einer Behörde möglich gewesen. Bismarck konstatierte mit Schrecken, daß in den dunklen Räumen dieser katholischen Abteilung die polnische Propaganda ihr Heim aufgeschlagen hatte. So wurde aber auch der Boden vorbereitet für jene große kirchliche Heerschau, die Bischof Arnoldi im Jahre 1844 in Trier veranstaltet und durch die an ein Sakrileg grenzende Ausstellung des heiligen Rockes den Deutschen ein Aergernis sondergleichen bereitet hat. Wohl regte sich der Protest bei Priestern und Laien. Es schien einen Augenblick, als ob der Erzbischof mit dieser unwürdigen Schaustellung den Geist des Abfalls erregt haben würde. Der Deutschkatholizismus setzte mit kühnem Schwunge ein. Und es waren schöne und edle Gedanken, die in ihm zum Ausdruck kamen, aber es fehlte ihnen Eines: die lutherische Konsequenz. Die Reformation geht ja weiter von Jahrhundert zu Jahrhundert, und nur auf ihrem Boden können wirklich freie und befreiende Ideen gedeihen, die ja auch Voraussetzung ihrer weiteren Entwicklung sind.

Ein Glück für Deutschland, daß die religiösen Fragen vor den politischen zurücktraten und nicht hemmend auf die politische Entwicklung unseres Volkes eingegriffen haben. Freilich hat Rom das „tolle Jahr" auch für sich zu nützen gewußt und in dem Moment, da die Reaktion alle Kräfte sammelte, da bot sie dem Staate ihre „schätzbaren Dienste" an. Es ist die Zeit, da das alte Lied der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar in allen Tonarten gesungen wurde, das doch stets ausklingt in arger und ohrenverletzender Dissonanz.

Indessen hatte in Deutschland eigentlich niemand Zeit, auf diese Melodie zu hören. Die nationalen Träume des deutschen Volkes gingen ihrer Erfüllung entgegen, und unter dem Lärm der Waffen trat das kirchenpolitische Element zurück. Aber Rom war bei der Arbeit. Am 16. Juni 1846 hatte Pius IX. den römischen Stuhl bestiegen und er ließ von Anfang an keinen Zweifel übrig, daß er aus der Entwicklung des Papsttums die letzten Konsequenzen zu ziehen gesonnen sei. Schon in der Encyklika vom 9. November hat er den Anspruch auf Unfehlbarkeit erhoben. Man sah in dieser Aeußerung freilich nach Wessenbergischen Anschauungen nichts weiter als „prunkende Floskeln des römischen Kanzleistils". Aber der mystische Zug, der als die Haupttriebfeder von Pio Nono's Taten zu gelten hat, gab auch seinem Unfehlbarkeitsprinzip eine erhöhte Bedeutung. Zugleich hatte er ja auch den Kampf gegen den weltlichen Staat begonnen und in England und Holland eine gewaltige

Digitized by Google

Erregung veranlaßt, während seine herrschsüchtigen Versuche in Süddeutschland plötzlich durch den Krieg von 1859 vereitelt wurden. Er sah seine Macht an den Rand der Vernichtung gedrängt. Aber geschlagen und selbst gegen die inneren Feinde nur durch fremde Waffen geschützt, aus den Reihen der Mächte hinausgedrängt, faßte dieser unergründliche Papst den Plan, an Stelle des zertrümmerten Kirchenstaates eine geistliche Weltherrschaft zu setzen. Man kann der Idee die Größe nicht absprechen, und Thiers hatte bitter recht, wenn er sagte: „nur der Kirchenstaat hält noch den Papst in Zaum, ein Mönch ohne Pflichten gegen den Staat würde allmächtig sein." Hier liegt das Geheimnis von dem ungeheuren Aufschwung, den das Papsttum in den letzten dreißig Jahren genommen hat. Es ist nicht anders. Mit dem Verlust des Kirchenstaates begann der geistliche Fanatismus seinen Racheflug und wie mit einem Zauberwort hat er in allen Ländern ungeheure Kräfte entfaltet. Die Encyklika vom 8. Dezember 1864 mit dem Syllabus war die Kriegserklärung an Staat und Gesellschaft. Niemand ahnte die ungeheure Gefahr und auch den klareren Köpfen gingen die Augen erst auf, als das Vatikanische Konzil das Unfehlbarkeitsdogma feierlich sanktionierte. Jetzt sah man die schrankenlose Herrschsucht des Papsttums Ereignis geworden. Man sah, daß jeder Satz dieser Encyklika nebst angehängtem Syllabus „eine Leugnung der Rechtshoheit des Staates" war. „Auf Grund dieser Lehre war die römische Kirche nicht ein Staat im Staat, nicht ein Staat gegen den Staat, sondern der Staat selber": dem Staate blieb von seinen heißerworbenen Rechten nur übrig, was ihm die Kirche übrig ließ. Und dem allen wurde durch das Unfehlbarkeitsdogma der Siegel der Legitimität aufgedrückt. Es war der Schlußstein der mittelalterlichen Papstdoktrin, aus der schon längst der Jesuitenorden die äußersten Konsequenzen gezogen hatte. Wer konnte noch den optimistischen Glauben hegen, daß es sich hier um ein Internum der katholischen Kirche handle, das der Staat als solches ruhig hinnehmen könne und dürfe. Ganz abgesehen von der Verschiebung des geltenden Kirchenrechts war die Stellung der Bischöfe zum Papst eine ganz andere geworden: als willenlose Organe des päpstlichen Willens mußten sie mit ihren Regierungen in Konflikt über Konflikt geraten. Wer sicherte den Staat vor der Erneuerung der alten Herrschaftsansprüche, wie sie von Gregor VII. und Bonifazius VIII. in so maßloser Weise formuliert worden waren!

So regte sich denn in der katholischen Welt der Protest gegen eine solche Maßlosigkeit päpstlicher Herrschsucht. Bischöfe, Gelehrte und Laien säumten nicht, ihre Bedenken zu äußern. Vor allem in Deutschland regte sich Sorge und Widerspruch. Und es wird stets dem deutschen Episkopat zur Ehre gereichen, daß aus seinen Reihen nur vier sich gefunden haben, welche rückhaltslos für dieses Dogma gestimmt. Aber was half es: am 18. Juli haben 533 Konzilsväter ihre Zustimmung zu dem Dogma gegeben, das nun feierlich ver-

Digitized by Google

kündet ward. Doch am gleichen Tage erfolgte die französische Kriegserklärung gegen Deutschland, und wie dürfte man vergessen, wie in jenen Tagen die treue Tochter der Kirche, Kaiserin Eugenie, gegen das protestantische Preußen ihrem Hasse hat alle Zügel schießen lassen. Freilich der Gott der Schlachten lieh unserem Schwerte den Sieg und seine Sonne schien, da die italienischen Truppen in Rom einzogen und dem Papste den letzten Rest seines Kirchenstaates nahmen. Aber wenn nun auch das Konzil auseinanderstob — wenn die deutschen Waffen siegten und bald von den Kathedralen von Straßburg und Metz die deutsche Fahne wehte, bei den deutschen Katholiken fand das Dogma Annahme. Die jesuitisch-ultramontane Partei hatte nicht umsonst gearbeitet. Das katholische Deutschland war organisiert und der jesuitische Drill bewährte auch jetzt seine alte Kraft in vortrefflicher Weise. Was wollte dagegen der Widerstand besagen, der nun bei einer Reihe von katholischen Gelehrten erwachte. Wer wird nicht ihre Namen allzeit in Ehren halten, und den Mut rühmen, mit dem Männer wie Döllinger, Friedrich, Reusch, Schulte, Reinkens dieses Dogma bekämpften und ihre Glaubensgenossen aufriefen gegen die Auswüchse des Papismus.

Es war eine ehrenvolle Probe deutscher Wahrhaftigkeit, getragen von edelstem, sittlichem Ernst: — aber Rom läßt sich nur von einer Macht wahrhaft bekämpfen, von den politisch gekräftigten Trägern der Reformation.

Der Katholizismus aber nahm den Kampf auf — und wir wissen, wie er geendet. Ich will hier nicht Bekanntes, Allzubekanntes wiederholen. Ich will nur eines betonen, daß Fürst Bismarck bei seinem Eingreifen in den Kampf vor allem geleitet ward von der polnischen Frage, die durch diese kirchlichen Wandlungen in ein neues, gefährliches Stadium getreten war. Und so stolz die Erinnerungen sind an die Zeiten des Kampfes, die Maigesetze an sich sind ein schwerer Fehler gewesen. Denn ein Staat darf sich keine Märtyrer schaffen und mit weltlichen Gesetzen wird er niemals das Band zu trennen vermögen, das den Katholiken mit seinem Bischof und Priester verbindet. Und er soll es auch nicht. Es berührt zu sehr das kindliche Empfinden des frommen Gemüts, das auf nachtwandlerischen Pfaden sein Ziel und seinen Trost sucht. Mag jeder glauben und wähnen was er mag, was ihn mit Befriedigung erfüllt. Man kann keinem Ersatz bieten für das, was ihn beseelt im Glauben an die Macht über den Sternen. Wir haben es hier mit einem der stärksten Triebe in der Menschenbrust zu tun. Je mehr diese sich selbst überlassen, vertieft und verinnerlicht werden, um so besser ist es für Staat und Gesellschaft.

Aber Eines muß mehr und mehr zur Ueberzeugung aller Völker werden und wenn je die Geschichte Wirkung geübt, so muß es die alles durchdringende Kenntnis und Erkenntnis sein, daß das Papsttum seine ungeheure weltenumspannende Macht gewonnen und verteidigt hat vor allem mit den Mitteln einer großartigen, aber

Digitized by Google

ebenso furchtbaren Politik. Das Auf und Nieder, Ebbe und Flut der europäischen Politik sind nirgends so fühlbar als in Rom. An der Schwelle des Vatikans schlagen die hochgehenden Wogen alle brandend an. Seitdem die berauschende Luft des Kapitols in den römischen Bischöfen jenen weltbeherrschenden Gedanken geweckt hat, sind sie die Pfade der Politik gewandelt wie jeder andere Fürst. Und wer möchte es ihnen verdenken. Nein, man muß rechnen mit dieser unvergleichlich großen Macht, mit ihrer ungeheuren Konsequenz. Aber Deutschlands höchste Aufgabe ist es, sich nicht von ihr leiten zu lassen. Es steht hier Macht gegen Macht, Staat gegen Staat.

Freilich zu allen großen Impulsen des Papsttums, zu jeder Erneuerung seiner Macht hat Deutschland mit seinen besten Kräften beigetragen. Wenn höchste Not an die Pforten von Sankt Peter pochte, wenn alles Heil zu entschwinden schien, dann haben deutsche Kräfte rettend eingegriffen. Und es entspricht dem bis zur Torheit grenzenlosen Idealismus des deutschen Volkes, daß es dabei seine eigensten und besten Interessen zum Opfer gebracht hat.

Freilich die Gegenwart läßt die Kurie erkennen, was sie an Deutschland hat. In den romanischen Ländern gährt es; ein Rückschlag gegen Hierarchie und Jesuitismus macht sich allenthalben geltend wie in jenen Tagen, da die bourbonischen Höfe Sturm gelaufen gegen den Jesuitenorden. Wie sollte da nicht die Treue dankbar empfunden werden, welche die Deutschen dem römischen Stuhle zollen, wie sollte da ein Papst, der reinen, menschlichen Regungen gerne nachgibt, nicht mit Freude und Wehmut zugleich sagen: „Germania nostra.“ Und doch es ist, wie man es wendet, ein unheilvolles Wort. Denn geistliche Bande halten nicht, die über die Nationen hinweggreifen. Ohne Politik wird die Macht des Papsttums nie erhalten werden können. Nie wird der Gegensatz schweigen dürfen, der zwischen den Staaten und Rom besteht. Es gibt nur Eines: genau die Grenzlinie zu wahren, die die Staaten vor den Uebergriffen schützt und die geistige Entwicklung eines Volkes sichert. Wer kann es heute sagen, welche Wasser sich in der geheimen Felsenkammer des deutschen Wesens sammeln, dem uraltheiligen Born entspringen, um einmal mit heilbringender Kraft hervorzuquellen? Wie eine wunderbar erglühende Morgenröte erscheint mir die Zukunft unseres Volks. Sie soll nicht getrübt werden durch unheilvoll düsteres Gedünst. Und nicht soll es heißen von unseren besten Taten: „Was sonst in Ehren stünde, jetzt ist es worden Sünde.“

Da gilt es denn den Kampf, rastlosen Kampf!

Und wie schön ist der Kampf! Jedes edle, freie Wort, jeder hohe, nationale Gedanke, jede Frucht echter Forschung, jede echte künstlerische Tat, all das ist guter Schwertschlag!

Wie ein Alp liegt die quälende Macht des Ultramontanismus auf der deutschen Nation. Angst und Sorge erfaßt die Besten. Die deutsche Regierung selbst gehorcht zaghaft dem düsteren Gebot. Aber es liegt bei uns, den lästigen Alp abzuschütteln. Das Erwachen ist

Digitized by Google

es, das den Bedrücker scheucht. Hinweg die Nachtgespenster! Es leuchte hell der junge Tag, wie ihn einst „Nürnbergs teurer Sachs“ begrüßt:

„Wacht auf, es nahet gen dem Tag,
— — — — — — — — — — — —
Die Nacht neigt sich zum Occident,
Der Tag geht auf von Orient,
Die rotbrünstige Morgenröt'
Her durch die trüben Wolken geht.“

Und auch dieser junge Tag ist ein Geschenk des deutschen Geistes, der uns über die Jahrhunderte hinweg seinen freudigen Morgengruß zujauchzt.

Digitized by Google

Alphabetisches Namenregister.

Adalbert, Bischof von Bremen 57 f.
Adalbert, Erzbischof von Mainz 57.
Adelhard, Gelehrter 28.
Adelheid, Kaiserin 42.
Adolf von Nassau, deutscher König 120, 128.
Adolf, Kurfürst von Köln 93.
Adolf, Kurfürst von Mainz 143.
Adrian V., Papst (1276) 117.
Adrian VI., Papst (1522—1523) 173 f.
Agapet II., Papst (946—955) 42.
Agobard, fränkischer Kleriker 34.
Agnes, Kaiserin 53 f., 56, 57, 69.
Aistulf, König der Langobarden 19 f.
Alba, Herzog 180 f., 184.
Alberich, Usurpator in Rom 42, 44.
Albert von Böheim, Bischof 105 f.
Albert von Schwarzenau, Johanniter-großmeister 128.
Albrecht I., König 120, 123, 125.
Albrecht II. 155.
Albrecht V., Herzog von Bayern 183.
Alexander II., Papst (1061—1073) 57 f.
Alexander III., Papst (1159—1181) 82—87, 91.
Alexander IV., Papst (1254—1261) 112 f.
Alexander V., Papst (1409—1410) 147.
Alexander VI., Papst (1492—1503) 164, 166, 169, 171.
Alfons, König von Aragonien 157.
Alfons, König von Kastilien 116.
Amedeo, Herzog 156, s. Felix V.
Anaklet II., Papst (1130—1138) 76 f.
Anastasius IV., Papst (1153—1154) 79.
Angelo, Michel 165.
Angilbert 28, 30.
Angilram 37.
Annalist von Fulda 36.
Anno, Bischof von Köln 58 f.
Anselm, Bischof von Lucca, s. Alexander II. 57 f.
Aquaviva, Jesuitengeneral 185, 200.
Arbogast, germanischer Heerführer 5.
Aribo, Erzbischof von Mainz 49.
Arn, Erzbischof von Salzburg 26, 31.
Arnold von Brescia 79 f.
Arnold, Kardinal 125.
Arnoldi, Erzbischof von Trier 204.
Aubert, Stephan 139, s. Innocenz VI.
August der Starke, Kurfürst von Sachsen, König von Polen 194.
August, Kurprinz von Sachsen 194.
Augustin, Mönch, Bote Gregors des Großen 11.
Aurelian, römischer Kaiser 5.

Bach, Joh. Seb. 194 f.
Balduin, Kaiser von Byzanz 107 f.
Balduin, Kurfürst von Trier 133, 137.
Bartholomäus Prignano von Bari 143, s. Urban VI.
Beatrix, Tochter Philipps von Schwaben 94.
Beda venerabilis, von York 28.
Benedictus Levita 37.
Benedikt V., Papst (964 abgesetzt) 43.
Benedikt VIII., Papst (1012—1024) 47—49.
Benedikt IX., Papst (1033—1048) 49.
Benedikt X., Papst (1058—1059) 55.
Benedikt XI., Papst (1303—1304) 124.
Benedikt XII., Papst (1334—1342) 134—137.
Benedikt XIII., Papst (1394, abgesetzt 1417, † 1423) 144—149.
Benzo, Bischof von Alba 58, 68.
Beornrad 28.
Berengar 42, sein Sohn 43.
Bernetti, Kardinal 200.
Bernhard, Kardinaldiakon 66.
Bernhard Rolandi Rubei 109.
Bertha, Tochter Karls des Großen 28.
Bertrada, Mutter Karls des Großen 22 f.
Berthold, Herzog von Zähringen 84.

Digitized by Google

Berthold, Patriarch von Aquileja 108.
Berthold von Hohenburg, kaiserlicher Statthalter 112.
Berthold von Neifen, Reichsvikar 128.
Bertrand de Got, s. Clemens V.
Bismarck 204, 206.
Boccasini, Nikolaus 124, s. Benedikt XI.
Bonagratia, Minorit 134.
Bonifazius, Apostel der Deutschen 12—19.
Bonifazius VIII., Papst (1294—1303) 119—124, 133, 205.
Bonifazius IX., Papst (1389—1404) 144—146.
Brigitta, St., 142.
Brun, Herzog 45, s. Papst Gregor V.
Brun, Bischof von Toul 52, s. Papst Leo IX.
Bruno, Bischof von Köln 45.
Brunner, Hieron., Rat Karls V., 172.
Burgos, Kardinal 179.

Cadalus, s. Papst Honorius II., 57 f.
Calixtus II., Papst (1119—1124) 72 ff., 76.
Calixtus (III.), Gegenpapst (1168 bis 1178) 85 f.
Calixtus III., Papst (1445—1458) 161 ff.
Calixtus, Georg, Professor 191.
Campeggi, Kardinal 175.
Capistran, Joh., Prediger 160.
Caraffa, Kardinal 179, s. Papst Paul IV.
Caraffa, Karl, Kardinal 176 f.
Carvajal, Kardinal 157 f., 161.
Castruccio, Graf 132.
Cervantes, Kardinal 154.
Cesarini, Julian 152, 154, 157.
Cervini, Kardinal, s. Papst Marcellus II. 180.
Chieregato, Legat 174.
Chilperich, Frankenkönig 7.
Chlodechilde, Gemahlin Chlodovechs 6.
Chlodovech, Frankenkönig 5—7, 9.
Clemens II. Papst (1046—1047) 51.
Clemens (III.), Gegenpapst (1080—1100) 67.
Clemens III.
Clemens IV., Papst (1265—1268) 115.
Clemens V., Papst (1305—1314) 124 bis 127.
Clemens VI., Papst (1342—1352) 137—139.
Clemens VII., Gegenpapst (1378 bis 1394) 143 ff.
Clemens VII., Papst (1523—1534) 174—176.
Clemens VIII., Papst (1592—1605) 186.
Clemens XI., Papst (1700—1721) 93.
Clemens XIII., Papst (1758—1769) 195.
Clemens XIV., Papst (1769—1774) 195 f.
Clementia, Tochter Rudolfs von Habsburg 118.
Cölestin III., Papst (1191—1198), 88 f., 89—92.
Cölestin IV., Papst (1241), 105 f.
Cölestin V., Papst (1294), 120 f., 130, 164.
Colonna, Sciarra 131.
Constantin, röm. Kaiser 6 f.
Constantin I., Papst (708—715) 12.
Constanze, Gemahlin Heinrichs VI. 88—92.
Constanze, Gemahlin Friedrichs II. 97.
Constanze, Tochter König Manfreds 113.
Contarini, Kardinal 176 f.
Cosimo de Migliorati, s. Innocenz VII. 146.
Cossa, Kardinal, s. Johann XXIII. 147.

Dalberg, Fürstprimas 198.
Damasus II., Papst (1047—1048) 52.
Dante Alighieri 125 f., 165.
Desiderata, Gemahlin Karls des Großen 23.
Desiderius, Langobardenkönig 23.
Desiderius, Abt von Montecassino 69, s. Victor III.
Döllinger, Ignaz von 206.
Drogo, Bischof von Metz 84, 86.
Droste-Vischering, Erzbischof von Köln 201 f.
Dürer, Albrecht 165.
Dungal 28.
Dunin, Erzbischof 201.

Eberhard, Bischof von Salzburg 84.
Eberhard, Graf, Vertrauter Heinrichs IV. 58.
Eberhard, Bischof von Bamberg 83.
Eck, Johann 172.
Edmund, Prinz von England 112 f.
Eduard III., König von England 135.
Einhard 26, 28.

Digitized by Google

El-Mohaddem, Sultan von Damaskus 101.
Emanuel, Kaiser von Byzanz 78.
Emeran, der Annalist von St. 100.
Enea Silvio Piccolomini, s. Pius II.
Enzio, König 110.
Erasmus von Rotterdam 168 f.
Eskil, Erzbischof von Lund 80.
Ethelbert, angels. König 11.
Eugen II., Papst (824—825) 33.
Eugen III., Papst (1145—1153) 78.
Eugen IV., Papst (1431—1447) 152—158.
Eugenie, Gemahlin Napoleons III. 206.
Eusebius, Kirchenlehrer 5.

Felix V., Gegenpapst (1439—1449) 156—160.
Ferdinand I., deutscher Kaiser 181.
Ferdinand II., deutscher Kaiser 186, 188.
Fiesko, Sinibald, Graf von Lavagna 106, s. Innocenz IV.
Fortebranio, Condottiere 153.
Frangipani 76, Johann 114.
Franz Xaver St. 187.
Francesco Sforza 153.
Franz I., König von Frankreich 172, 175.
Franz von Assisi 129.
Friedrich I., Barbarossa, Kaiser 78—87.
Friedrich II., Kaiser 92—109, 117.
Friedrich III., Kaiser 156—162.
Friedrich der Schöne, König 127 f.
Friedrich IV., Herzog von Oesterreich 149.
Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen 171 f.
Friedrich V. von der Pfalz 187.
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst 192.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 202 f.
Friedrich der Freidige von Meißen 116.
Friedrich von Lothringen 54, siehe Stephan IX.
Friedrich, Professor in München 206.
Frundsberg, Georg von 174.

Ganganelli, Kardinal 195, siehe Clemens XIV.
Gebhard Truchseß, Kurfürst von Köln 184.
Gebhard, Bischof von Eichstätt, siehe Victor II.
Gelasius II., Papst (1118—1119) 72.
Genga della, Nuntius 198, s. Leo XII.
Gerbert von Aurillac, s. Silvester II.
Giacomo, Kardinal 181.
Giustiniani, Pietro, Stifter der Camaldulenser 176.
Görres, Joseph 200.
Gottfried, Herzog von Lothringen 54 f., 57 f.
Gottfried von Ensmingen, Chronist 120.
Gregor der Große, Papst (590—604) 9 f.
Gregor II., Papst (715—731) 13, 16.
Gregor III., Papst (731—741) 16—19.
Gregor IV., Papst (827—844) 34 ff.
Gregor V., Papst (996—999) 45 f.
Gregor (VI.), Gegenpapst (1012) 47 f.
Gregor VI., Papst (1045—1046) 50.
Gregor VII., Papst (1073—1085) 52, 55—60, 80, 82 f., 91 f., 177, 205.
Gregor VIII., Papst (1187) 87.
Gregor IX., Papst 1227—1241) 97, 99—106, 112.
Gregor X., Papst (1271—1276) 115—118.
Gregor XI., Papst (1370—1378) 142.
Gregor XII., Papst (1406—1415) 146—149.
Gregor XIII., Papst (1572—1585) 185.
Gregor XIV., Papst (1590—1591) 186.
Gregor XV., Papst (1621—1623) 187 f.
Gregor XVI., 200 f.
Gregor von Heimburg, 155, 157 f.
Guido von Vienne 71.
Guifred von Sabina 105, s. Cölestin IV.
Gundobald, Mönch 34.
Gustav Adolf, König von Schweden 189.

Hadrian I., Papst (772—795) 23—25, 30 f.
Hadrian IV., Papst (1154—1159) 79—81.
Harff, rhein. Ritter 166.
Hans von Hermannsgrün 166.
Heinrich I., deutscher König 39.
Heinrich II., Kaiser 46 ff.
Heinrich III., Kaiser 51—54, 78, 86.
Heinrich IV., Kaiser 56—78.
Heinrich V., Kaiser 70—78, 75.
Heinrich VI., Kaiser 87—96.
Heinrich (VII.), König 97, 103.

Digitized by Google

Heinrich VII., Kaiser 125—126, 131, 140.
Heinrich III., König von England 111 f.
Heinrich IV., König von Frankreich 186.
Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen 77, 80 f.
Heinrich von Braunschweig 93.
Heinrich Raspe, Landgraf, Gegenkönig 109 f.
Heinrich, Erzbischof von Mainz 119.
Heinrich von Wingenberg, Oberhofschreiber Kaiser Rudolfs 120.
Heinrich von Heinbueche 144.
Hermes, Professor, und seine Schule 201.
Hermann von Salza, Großmeister 99, 102.
Hermann, Bischof von Bamberg 62.
Herrand von Halberstadt 69.
Hersfeld, der Mönch von 68 f.
Hildebrand, s. Gregor VII.
Hieronymus von Prag 150 f.
Honorius (II.), Papst (1061—1064) 57 f.
Honorius II., Papst (1124—1130) 76.
Honorius III., Papst (1216—1227) 96—99.
Honorius IV., Papst 119 f.
Hontheim, Verf. des „Febronius" 196.
Hubald von Ostia, Kardinal 87, s. Lucius III.
Hubald von Mailand 87, s. Urban III.
Hucbert, Herzog von Bayern 16.
Hugo, Kardinal von Ostia, s. Gregor IX.
Humbert, Kardinal 54.
Hunerich, Abt 31.
Huß, Johann 147, 150 f.
Hutten, Ulrich von 172, 174.

Jakob Fournier, s. Papst Benedikt XII. 134.
Jakob von Morra 109 f.
Jakob Duèse de Cahors 127, siehe Johann XXII.
Jakob von Castello, Bischof 131.
Ignatius von Loyola 177 f., 187.
Innocenz II., Papst (1130—1143) 76 f.
Innocenz III., Papst (1198—1216) 91—96.
Innocenz IV., Papst (1241—1254) 106—112, 117.
Innocenz VI., Papst (1352—1362) 139—141.
Innocenz VII., Papst (1404—1406).
Innocenz IX., Papst (1591) 186.
Innocenz XI., Papst (1676—1689) 192 f.
Innocenz XII., Papst (1691—1700) 193 f.
Johann X., Papst (914—918) 39, 41.
Johann XII., Papst (955—964) 42 f.
Johann XIII., Papst (965—972) 44.
Johann XVII., Papst (1003) 47.
Johann XVIII., Papst (1003—1009) 47.
Johann XIX., Papst (1024—1033) 49.
Johann XXI., Papst (1276—1277) 117.
Johann XXII., Papst (1316—1334) 127—134, 137.
Johann XXIII., Papst (1410—1415) 147—149, 151.
Johann, König von Böhmen 133 f.
Johann, König von Jerusalem 98 f.
Johannes Hunyady 162.
Johann Friedrich von Sachsen 180, 194.
Johann, Bischof von Velletri 55 f.
Johann Friedrich von Braunschweig 191.
Joachim von Floris, Abt 90.
Josephus Scotus 28.
Jost von Mähren 147.
Joseph II., Kaiser 192 ff.
Joseph, Pater 189.
Irene, Kaiserin 30.
Irene, Gemahlin Philipps von Schwaben 89.
Isaak Angelus, byz. Kaiser 89.
Judith, Kaiserin 34.
Julius II., Papst (1503—1513) 164, 166—169.
Julius III., Papst (1550—1555) 180.
Julius von Medici 174, s. Papst Clemens VII.
Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg 184.

Karl Martell 10—17.
Karl Martell, Enkel Karls von Anjou 118.
Karl der Große 23—32, 68, 78, 79, 85.
Karl, Ludwigs des Frommen Sohn 35.
Karl IV., deutscher Kaiser 138 ff.
Karl V., Kaiser 172—181.
Karl von Anjou 118—119.
Karl von Valois, 124.
Karl IV., König von Frankreich 130.
Karl V., König von Frankreich 144.
Karl VI., König von Frankreich 145.
Karl VIII., König von Frankreich 171.

Digitized by Google

Karl, König von Neapel 144.
Karl III., König von Spanien 198.
Karl, Erzherzog von Steiermark 185.
Karlmann, Sohn Karl Martells 17 ff.
Karlmann, Sohn Pippins 28 f.
Karl Theodor, Kurfürst von Pfalzbayern 196.
Kasimir, Pfalzgraf 184.
Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz 192.
Katharina von Siena, St. 142.
Klopstock 195.
Konrad II., Kaiser 49.
Konrad, Herzog von Franken 45.
Konrad, Sohn Kaiser Heinrichs IV. 69.
Konrad III., König 77 f.
Konrad IV., König 109, 111, 112.
Konradin 112—114, 117, 126.
Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln 105.
Konrad, Erzbischof von Salzburg 75.
Konrad von Gelnhausen, 144.
Konrad von Marburg 106.

Ladislaus, König von Ungarn 148.
Lambert von Ostia, Kardinal 72.
Lambruschini, Kardinal 200.
Lamormain, Beichtvater Ferdinands II. 188.
Landulf von Bari, Kardinal 146.
Lang Matthäus, Kardinal 167.
Leo III., Papst (795—816), 25, 27 f., 82.
Leo IV., Papst (847—855) 36.
Leo VIII., Papst (963 abg.) 43.
Leo IX., Papst (1048—1054) 52 f.
Leo X., Papst (1513—1521) 178.
Leo XII., Papst (1823—1829) 198, 200.
Leo, päpstl. Nomenklator 32.
Leopold, Herzog von Oesterreich 130.
Leopold, Erzbischof von Salzburg 194.
Limburg, Herzog von 100.
Liutprand, Langobardenkönig 16.
Lorenzo di Valla 164, 172.
Lothar I. 33—36.
Lothar II. 38.
Lothar III., Kaiser 75 ff.
Lothar von Segni, Kardinal 91 ff. s. Innozenz III.
Lucius III., Papst (1181—1185) 87.
Lucius Medici 178.
Ludovico Ludovisio 187.
Ludwig der Fromme, Kaiser 32 ff.
Ludwig, der Sohn Lothars 36.
Ludwig der Bayer, Kaiser 127—140.
Ludwig I., König von Bayern 201.
Ludwig VIII., König von Frankreich 84.
Ludwig IX., König von Frankreich 110.
Ludwig XII., König von Frankreich 171.
Ludwig XIV., König von Frankreich 192, 195.
Ludwig, Pfalzgraf 149.
Ludwig, Pfalzgraf von Neuburg 185.
Ludwig, Landgraf von Thüringen 99 f.
Lukas, Kardinal 125.
Luther, Martin 168 ff.

Malaspina, päpstlicher Legat 184 f.
Manfred, König 112—114.
Marckward von Annweiler 91.
Marckward von Randeck, Domprapst 188.
Marcellus II., Papst 1555, 180.
Margarethe, Schwester Kaiser Maximilians I., 167.
Maria Theresia, Kaiserin 195, 198.
Marsiglio von Padua 131—133.
Martin I., Papst (649—655) 10.
Martin IV., Papst (1281—1285) 119.
Martin V., Papst (1417—1431) 150—152.
Maximilian I., Kaiser 165—172.
Maximilian II., Kaiser 184.
Maximilian I., Herzog von Bayern 186, 188.
Maximilian II., König von Bayern 201.
Mayr, Martin 161.
Mazzolini, Kardinal 172.
Michael III., byzantinischer Kaiser 33.
Michael von Cäsena 134.
Monte, Kardinal von 180, s. Julius III.
Montgelas, Max., Graf, bayr. Staatsminister 199.
Morone, Kardinal 176.

Napoleon I., 197—199.
Napoleon Orsini, Kardinal 134.
Nikolaus I., Papst (858—867) 37, 41.
Nikolaus II., Papst (1058—1061) 55 f.
Nikolaus III., Papst (1277—1280) 111—119.
Nikolaus IV., Papst (1288—1292) 120.
Nikolaus (V.), Papst (1328—1330) 132—134.

Digitized by Google

Nikolaus V., Papst (1447—1455) 159—161, 164.
Nikolaus, Kardinal 125.
Nikolaus von Cues 152, 158.
Nikolaus Tudescus von Palermo 155.

Occam, Minorit 134.
Odilo, Herzog von Bayern 16.
Oktavian, s. Papst Victor IV. 82.
Opitz, Josua, Prediger 185.
Oranien, Prinz von 184.
Orleans, Herzog von 145.
Otto I., der Große, Kaiser 39—46.
Otto II., Kaiser 44.
Otto III., Kaiser 44 ff., 68.
Otto IV., Kaiser 92—96, 116.
Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf 94.
Otto II., Herzog von Bayern 105 f., 109.
Ottokar, König von Böhmen 116—118.

Pandulf von Fasanella 109 f.
Paschalis I., Papst (817—824) 32.
Paschalis II., Papst (1099—1118) 70 f.
Paschalis III., Papst (1164—1168) 84 f.
Patarener, die 56.
Paul I., Papst (757—767) 21.
Paul III., Papst (1534—1549) 176.
Paul IV., Papst (1555—1559) 179—181.
Paul V., Papst (1605—1621) 187.
Paulinus, Mönch 28.
Paulus Diakonus (Warnefried) 28.
Pelagius, Kardinal und Feldherr 101.
Peter von Aragonien 113.
Petrus Damianus 55.
Peter von Pisa 28.
Peter von Vinea 110.
Petrarca 140.
Petrus Joh. Oliva, Minorit 130.
Petrus von Luna 144, s. Benedikt XIII.
Philipp von Schwaben, König 89, 91—94, 116.
Philipp II., König von Spanien 183 f.
Philipp Augustus, König von Frankreich 93, 95.
Philipp II., König von Frankreich 116 f., 122.
Philipp III., König von Frankreich 136 f., 140.
Philipp, Herzog von Burgund 160.
Philipp, Erzbischof von Köln 87.
Philipp, Landgraf von Hessen-Kassel 192.
Philipp, Graf von Poitiers 127.
Philipp, Mönch 22.
Philipp von Ferrara, päpstl. Legat 109.
Pippin von Heristal.
Pippin, König 12, 17, 18—22, 24, 32.
Pius II., Papst (1458—1464) 157—164.
Pius IV., Papst (1559—1565) 182 f.
Pius V., Papst (1566—1572) 184.
Pius VI., Papst (1775—1799) 196 f.
Pius VII., Papst (1800—1823) 197—200.
Pius IX., Papst (1846—1878) 204.
Pierleoni, römisches Adelsgeschlecht 76.
Pontius, Abt von Cluny 72.

Radbot, Friesenfürst 18.
Rahewin, Chronist 77.
Raimund, Graf von Toulouse 106.
Rainald von Dassel, Kanzler 80—85.
Rainald 112, s. Alexander IV.
Reuchlin, Humanist 168.
Reusch, Führer der altkatholischen Bewegung 206.
Rhabanus Maurus, Abt von Fulda 36.
Richard von Cornwallis, Gegenkönig 105, 111, 116.
Richard Löwenherz, König von England 88, 92 f.
Richard II., König von England 143.
Richard, Normannenherzog 55—57.
Richelieu, Herzog von 188.
Richemer, german. Heerführer 5.
Richenza, Kaiserin 76 f.
Robert, König von Frankreich 49.
Robert Guiscard, Normannenherzog 55, 67.
Robert, König von Sizilien 125, 127, 128.
Robert von Genf, s. Clemens VII.
Roger II., König von Sizilien 88 f.
Roland, Kardinal, s. Alexander III.
Roothan, Jesuitengeneral 200.
Rosières 137, s. Clemens VI.
Rudolf, Gegenkönig 66.
Rudolf von Habsburg, König 116—120.
Rupprecht, König 145 ff.

Sailer, Bischof von Regensburg 203.
Savonarola, Hier. 165, 171.
Schlick, Kaspar, Kanzler 157.
Schulte, Professor 206.

Digitized by Google

Sergius II., Papst (844—847) 36 f.
Sergius IV., Papst (897—911) 47.
Sidonius Apollinaris 5.
Siegfried, Erzbischof von Mainz 56, 62.
Siegfried, Erzbischof von Mainz 105.
Sigmund, König 147—154.
Silvester II., Papst (999—1003) 46.
Silvester (III.), Papst (1044—1046) 50 f.
Sixtus IV., Papst (1471—1484) 164.
Sixtus V., Papst (1585—1590) 185 f.
Spener, Ph. J. 192.
Spiegel, Sekretär Kaiser Maximilians I. 166.
Spiegel, Erzbischof von Köln 201.
Stedinger, die, ihr Untergang 108.
Stephan II., Papst (752) 19—21.
Stephan III., Papst (752—757) 23.
Stephan IV., Papst (768—772) 32.
Stephan IX., Papst (939—942) 54.
Stephan, päpstl. Legat 56.
Suidger, Bischof von Bamberg, s. Clemens II.

Talleyrand von Perigord, Legat 141.
Tankred, Gegenkönig in Sizilien 88 f.
Tassilo, Herzog von Bayern 16.
Tedald Visconti 115, s. Gregor X.
Tetzel, Ablaßkrämer 170.
Thaddeus von Suessa 107 f.
Theodahad, König der Ostgoten 9.
Theoderich, König der Ostgoten 26.
Theodor, Primicerius 32.
Theodora, 41.
Theodor, Herzog von Bayern 16.
Theophano, Kaiserin 44.
Theodosius, Kaiser 5.
Theodulf 28.
Thietberga, Gemahlin Lothars II. 38.
Thomas von Aquin 121.
Thomas Becket St., Erzbischof 84.
Thomas von Capua, Kardinal 101.
Thomas von Vicenza, Prediger 102.
Tilly, Graf Tzerklas von 187, 189.
Tolomeo von Luna, Chronist 118.
Tomacelli, Kardinal 144. Bonifazius IX.
Toto, Herzog 22.
Trasimund von Spoleto 16.

Uberto Pallavicini, kais. Statthalter 110.
Ulrich, Bischof von Augsburg 40, 62.
Urban II., Papst (1088—1099) 69 f.
Urban III., Papst (1185—1187) 87.
Urban IV., Papst (1261—1264) 113—115.
Urban V., Papst (1362—1370) 141—142.
Urban VI., Papst (1378—1389) 143 ff.
Urban VII, Papst (1590) 186.
Urban VIII., Papst (1623—1644) 188—190.

Viktor II., Papst (1054—1057) 53 f.
Viktor III., Papst (1086—1087) 69.
Viktor IV., Papst (1159—1164) 82—85.

Waldrada, Gemahlin Lothars II. 38.
Wallenstein Albrecht von, Herzog von Friedland 189.
Welf II., Herzog 84.
Wenzel, König 142—147.
Werner, Graf, Vertrauter Heinrichs IV. 58.
Wessenberg, Heinrich von 203 f.
Wibald, Abt von Corvey 78 f.
Wibert von Ravenna — Clemens III. 67, 69.
Wibrord, Bischof von Utrecht.
Wiclif 150.
Wilhelm von Holland, Gegenkönig 110.
Wilhelm I., König von Sizilien 80 f.
Wilhelm II., König von Sizilien 88 f.
Wilhelm IV., von Hessen 185.
Wilhelm, Bischof von Chalons 72.
Wilhelm von Nogaret, franz. Kronjurist 122, 124.
Wimpfeling, Jakob 166.

Zacharias, Papst (741—752) 17.
Zobardella, Kardinal 145.

Druck der Buchdruckerei der Allgemeinen Zeitung, München

Digitized by Google

Digitized by Google

J. F. Lehmanns Verlag in München.

Würzburger Luther-Vorträge

hervorragender deutscher Gelehrter

als Antwort auf die Geschichtslügen des Jesuiten Berlichingen.

Herausgegeben vom **Evangelischen Bund.**

1. Prof. Dr. Graf Du Moulin: Luther und das deutsche Kulturleben. 2. Prof. Dr. Kolde: Luther auf dem Reichstage zu Worms. 3. Pfarrer Steinlein, Ansbach: Luther und der Bauernkrieg. 4. Hauptprediger Dr. Geyer, Nürnberg: Luther und die Moral. 5. Pfarrer D. Dr. Buchwald, Leipzig: Luther ein christlicher Charakter. 6. Prof. Dr. Kawerau, Breslau: Luther und seine Gegner. 7. Superintendent D. Meyer, Zwickau: Luthers bleibende Bedeutung.

Alle 7 Vorträge als Band geh. Mk. 2.—, in einem Band schön gebunden Mk. 3.—.

Geschichtswahrheiten.

Zwanglose Hefte zur Aufklärung über konfessionelle Zeit- und Streitfragen.

Heft 1.

Ignatius von Loyola

und der

Protestantismus

von Dr. D. Leopold Karl Goetz, a. o. Professor an der Universität Bonn.

40 Seiten 8°. Preis geheftet 50 Pf.

Heft 2.

Materialien

zum

Verständnis und zur Kritik des katholischen Sozialismus

von Lic. theol. G. Traub.

Preis gebunden Mk. 1.50.

Als Antwort auf Denifles Luther-Schmähschrift ist erschienen:

Unfehlbar!

Roms Päpste in päpstlichem Licht.

Dem deutschen Volk dargestellt von Dr. Ottmar Hegemann.

15 Auflagen binnen 6 Wochen vergriffen, die 16. Auflage befindet sich unter der Presse.

Inhalt: Einleitung. — I. Roms Würde. A. Aus der vorgregorianischen Zeit: a) Seltsame Päpste; b) die Leichenschändung des Stephanus; c) Ueberleitung zur Pornokratie; d) das Dirnenregiment; e) Kaiserliche Reformation und neue Greuel; f) das Urteil der Reimser Synode; g) Kaiserliche Päpste; h) neue päpstliche Frevler; i) der Beginn der Hildebrandischen Zeit. B. Wie Heilige und Prälaten über Roms Verderben geurteilt haben! C. Aus der Neuzeit: a) Das 15. und 16. Jahrhundert; b) das 19. Jahrhundert. — II. Roms Wesen. A. Die Altchristliche Grundlage. B. Ein Berg von Fälschungen. — Ergebnis.

Einzelpreis 20 Pf. 50 Exemplare Mk. 5.—. 100 Exemplare Mk. 8.—. 1000 Exemplare Mk. 60.—. 10 000 Exemplare Mk. 400.—. 100 000 Exemplare Mk. 3000.—.

Die Versendung an Interessenten übernimmt die Verlagshandlung.

B. Guinaudeau: Klostergreuel.

Vom Verfasser genehmigte Uebersetzung der zweiten Auflage (11. Tausend des Originals).

Mit einer Einführung von Andreas Bourrier.

8 Bogen gr. 8°. Preis geheftet Mk. 1.50.

Ist das Zentrum eine Gefahr für das Deutsche Reich?

Vortrag, gehalten von G. A. Schlechtendahl.

Einzelpreis 20 Pf., 50 Stück Mk. 7.50, 100 Stück Mk. 10.—, 1000 Stück Mk. 50.—.

Zur Massenverbreitung bei Wahlen vorzüglich geeignet.

Digitized by Google

J. F. Lehmanns Verlag in München.

Die Wartburg

Deutsch-evangelische Wochenschrift.

Herausgeber:
Superintendent D. Meyer in Zwickau (Sachsen) (für das Deutsche Reich)
Rechtsanwalt und Reichsratsabgeordneter Dr. Eisenkolb in Aussig a. E. (Böhmen) (für Oesterreich).

Schriftleiter:
Pfarrer K. Eckardt in Windischleuba (Sachsen-Altenburg) (für das Deutsche Reich)
Def. Pfarr. Fr. Hochstetter in Neunkirchen (N.-Oe.) (für Oesterreich).

Preis vierteljährlich durch die Post oder den Buchhandel 1 Mk., in Oesterreich bei der Post 1 K 20 h, bei den Niederlagen 1 K.

Direkt unter Kreuzband vom Verleger fürs Deutsche Reich 1,40 Mk., für Oesterreich 1 K 50 h, fürs Ausland 1,65 Mk. vierteljährlich.

Postzeitungspreisliste für Bayern Nr. 925, für Oesterreich Nr. 4529.

Eine gewaltige Bewegung der Geister ist in Oesterreich erwacht. Bald wird das 40ste Tausend derer voll sein, die sich von Rom lossagten und zumeist der evangelischen Kirche sich anschlossen. Auch im Deutschen Reiche beginnt sich die Zahl der Uebertritte zur evangelischen Kirche zu mehren (so in Bayern, in Sachsen, in Berlin und in den östlichen Provinzen).

Die Uebergetretenen tiefer in die evangelische Lebensauffassung einzuführen, die nach Klarheit Ringenden zu gewinnen, ist das Ziel, welches sich „Die Wartburg" gesteckt hat. „Die Wartburg" gibt aber auch den Freunden der Bewegung über den Fortgang derselben raschen, ausführlichen und zuverlässigen Bericht, sie ist das führende Organ der evangelischen Bewegung.

„Die Wartburg" hält sich in einer geistigen Höhenlage, die sie dem Durchschnitt des Volkes verständlich, aber auch dem Gebildeten lesenswert macht. Der Inhaltsplan ist folgender:

1. Eine kurze religiöse Betrachtung, kernig und zu tieferem Nachdenken reizend, keine Theologie, sondern lebenswahre Religion.
2. Fragen aus dem religiösen Kampfe der Gegenwart, beantwortet in evangelischem Geiste. Aufklärungen über evangelische Wahrheiten gegenüber römischen Irrtümern: wieder nicht doktrinär-theologisch, sondern auf dem verborgenen Untergrund gediegener Wissenschaft schlicht religiös — warm evangelisch, Herz und Gewissen ergreifend.
3. Unterhaltendes, jede Erzählung möglichst in einer Nummer abschließend.
4. Geschichtliches, besonders Aufsätze über Entstehung römischer Lehren und Gebräuche, Reformation und Gegenreformation.
5. Kurze Wochenschau, hauptsächlich das konfessionelle Gebiet behandelnd.
6. Mitteilungen aus der gesamten Uebertrittsbewegung, und zwar sowohl Einzelnachrichten als auch Zusammenfassungen und Bilder aus dem Leben der Gemeinden.
7. Erörterung über die Stellung und Beteiligung der Frau in der Bewegung.
8. Bücherschau, welche die für die Bewegung wichtige Literatur aufführt.

Zur Mitarbeit haben sich die bewährtesten Führer der deutsch-evangelischen Sache zur Verfügung gestellt.

Probenummern stehen in beliebiger Zahl zur Verfügung, auch wird das Blatt gern auf Wunsch direkt an Leute gesandt, die Interesse für die Bewegung haben.

München, Heustraße 20. J. F. Lehmanns Verlag
Verlag der Wochenschrift „Die Wartburg".

Druck der Buchdruckerei der Allgemeinen Zeitung in München.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

MAR 17 '62 H

Digitized by Google

Digitized by Google